Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

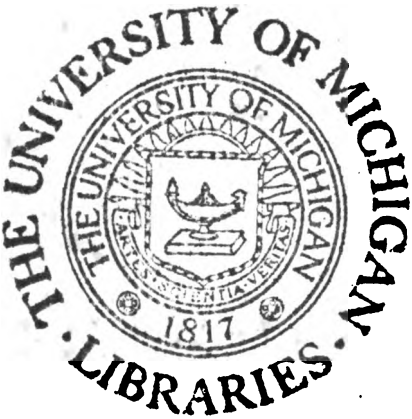
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 1,292,572

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

C Nägeli

Digitized by Google

Württembergische Studien

Festschrift zum 70. Geburtstag
von Professor Eugen Nägele

1926

Verlag Silberburg / Stuttgart

Digitized by Google

DD
501
.W612
W94

Herausgeber:
Professor Dr. P. Goeßler, Stuttgart

Buchausstattung Reinhold Nägele
Druck von Greiner und Pfeiffer in Stuttgart

Digitized by Google

1092/99 - 170

An Eugen Nägele

Was Eugen Nägele in einem langen, unermüdlich und ungebeugt der Arbeit gewidmeten Leben geleistet hat, ist nicht bloß dem Verein, der in ihm den Hauptgründer, geistigen Leiter und langjährigen Vorsitzenden dankbar verehrt, zugute gekommen, sondern hat auch die Wissenschaft um die Heimat wesentlich gefördert.

Ihm dafür namens der Wissenschaft zu danken, ist der Sinn dieser Festgabe, welche ihm das württembergische Landesamt für Denkmalpflege im Verein mit zahlreichen Heimatforschern zum 70. Geburtstag am 10. Februar 1926 darbringt. Eine Reihe dieser Mitarbeiter freut sich an diesem Tag ganz besonders des Glückes, mit ihm seit Jahren persönlich verbunden zu sein.

Den ersten Teil des Buches bilden die Vorträge, die im verflossenen Sommer anläßlich der Ausstellung „Das Schwäbische Land" von einzelnen Fachmännern gehalten worden sind. Ihr Zweck war, das Land Württemberg in der reichen Eigenart seines natürlichen und seines geschichtlichen Werdegangs unserem Volke näher zu bringen. Jeder dieser Vorträge umspannt ein weites Gebiet und legt das Ergebnis eigenen Forschens in einer Übersicht dar. Daran schließt sich eine Reihe von wissenschaftlichen Einzeluntersuchungen. Sie sind hauptsächlich den Gebieten der Heimatforschung entnommen, denen Nägeles wissenschaftliche Arbeit von jeher gegolten hat. Im Vordergrund steht seine Lieblingswissenschaft, die römisch-germanische Frühgeschichte des Landes, sowie Volkskunst und Kulturgeschichte.

Dank dem Interesse, das der Schwäbische Albverein an der Festgabe von Anfang an genommen hat, ist es möglich geworden, ihr diese Form und diesen reichen Inhalt zu geben.

Das Buch ist mit Eugen Nägeles Bild geschmückt. Von der Persönlichkeit hängt es ab, wie weit das Forschen und Wissen von der Heimat sittliche Kraft wird. Nägeles Lebenswerk ist ein weithin leuchtendes Vorbild dieser Verbindung von Mensch und Forscher.

Peter Goeßler.

Digitized by Google

Digitized by Google

I.

Digitized by Google

Digitized by Google

Über das württembergische Volk

Von August Lämmle

Man kann einen Menschen nicht verstehen und ihm nicht gerecht werden, wenn man seine Heimat nicht kennt, in der er aufgewachsen und geworden ist und aus der die Wurzeln seines Wesens gespeist werden, solange er lebt.

Und man kann ein Volk nicht erkennen, ohne von seinem Lande, seinem Leben, seinen Schicksalen und seinen Überlieferungen zu wissen.

Zwar zeugen Landbau und Siedlung, Sitte und Brauch, Lied und Sprache, Kunst und Religion deutlich von der Art der Menschen; jede Äußerung des Lebens, Großes und Kleines, zeigt das Besondere; alle Spuren des Daseins sind Schriftzeichen und Denkmale des menschlichen Wesens.

Es sind aber diese Runen des Lebens nicht ohne weiteres und nicht für jeden lesbar; vor allem ist das Werden und Wachsen der Eigenart, das Gesetzmäßige der Entwicklung und des Geschehens nicht ohne einiges Nachdenken zu erkennen.

Es lohnt sich immer, sich um das Geheimnis des Wesens eines Menschen oder eines Volkes zu bemühen. Selbst wenn sich die Klarheit nicht einstellen sollte, so ist uns auch das Wissen vom Nichtwissen, die Erkenntnis des Nichterkanntseins, die Einsicht unserer Unzulänglichkeit von Wert.

Und wenn uns auch das Letzte des menschlichen Wesens gleich den Rätseln der Natur und dem Geheimnis Gottes verschlossen bleibt, so wird doch viel Wertvolles offenbar, wird die Erkenntnis des Menschlichen und das Verhältnis im Menschlichen gebessert werden.

* * *

Es gehen in Deutschland soviel Schwabengeschichten um, daß mancher glauben mag, uns von außen und innen zu kennen. Gewisses und Sicheres wissen aber unsere norddeutschen Freunde von uns nicht viel mehr als wir von ihnen:

Digitized by Google

Unser Land liegt, seit der Hohenstaufen Stern erloſch, ein wenig nebendraußen; es kommt aus Württemberg wenig politiſcher Lärm; und die Schönheiten unſres Landes liegen vielfach verſteckt und heimlich.

Etwas mehr weiß man von unſren Menſchen, ſchon um der vielen ausgewanderten Schwaben willen. Denn für die meiſten Deutſchen bedeutet heute der Name Württemberg, der vom Fürſtenhaus auf die Herrſchaft überging, und der Name Schwaben, der der Blutsgemeinſchaft eines Teils der Bewohner unſres Landes zugehört, dasſelbe.

Der ſchwäbiſche Volksſtamm hat innerhalb der deutſchen Völkerſchaften ſeit alter Zeit eine Sonderſtellung eingenommen, da bei ihm das Kauzige und Sonderbare, das Wunderliche und Ungewöhnliche oft mit guter deutſcher Geiſtigkeit verbunden war. Um dieſer ihrer Schnörkel willen ſind die Schwaben in die Literatur gekommen und den andern Deutſchen oft ein Gegenſtand zärtlicher Heiterkeit und ihrem Selbſtbewußtſein eine angenehme Stütze geweſen.

Am bekannteſten geworden ſind die Abenteuer von den ſieben Schwaben und die Sage, daß wir erſt mit vierzig Jahren geſcheit werden. Dieſe Geſchichten haben unſern Ruhm gemacht und uns das Gepräge gegeben.

Aber damit iſt das Weſen unſrer Menſchen nicht erſchöpft. Es kommt noch einiges hinzu:

Wenn man die Herbheit der Alb, die Wärme und die Farben des Weinlandes, das Märchen der verträumten Wälder und Täler des Schwarzwalds und die lichte Weite des Landes zwiſchen Donau und Bodenſee ins Menſchliche überſetzt, ſo haben wir den Württemberger, wie er iſt.

Und wenn man die Reihe der großen Söhne unſres Landes, eines Kepler, Hegel, Liſt, Robert Mayer, Zeppelin, eines Schiller, Uhland, Mörike überſchaut und die lieben alten Schwabenſtreiche dazunimmt, ſo haben wir ein Bild von der Art und der Möglichkeit unſrer Menſchen.

* * *

Drei Dinge beſtimmen das Weſen eines Menſchen und eines Volkes: Blut, Leben, Landſchaft.

Es ſei darüber folgendes geſagt:

Digitized by Google

Unſer Land hat ſchon in vorgeſchichtlicher Zeit bedeutende Siedlungen von Hirtenvölkern und Ackerbauern gehabt, deren Lebensweiſe und Körperlichkeit wir wohl kennen, von denen wir aber nicht Blut noch Namen noch Sprache wiſſen.

Ihr Geſchlecht iſt aber nicht erloſchen. Immer blieben von abwandernden oder niedergekämpften Völkerſchaften Reſte zurück, die von dem Herrenvolk oder den Zuwandernden in die Siedlungs- oder in die Blutsgemeinſchaft aufgenommen wurden.

So haben wir, ebenſo wie faſt alle andern deutſchen Länder, keine reinblütige Bevölkerung; und ſchon eine oberflächliche Beobachtung ergibt deutlich das Nebeneinander verſchiedener Raſſen, die trotz aller Vermiſchung immer und immer wieder in deutlichen Urbildern ihres Blutes erſcheinen.

Vordeutſches Blut finden wir beſonders in den um ihrer Wildnis, ihrer Abgelegenheit oder ihrer geringen Fruchtbarkeit willen gemiedenen Landſtrichen und Höhen, die den beſitz- und rechtlos gewordenen Völkerreſten als Zuflucht dienten.

Vom Jahr 400 v. Chr. ab weiß man Genaueres aus der Geſchichte unſres Landes. Aus dem ſtark beſiedelten Gallien, dem heutigen Frankreich, herüber ziehen die keltiſchen Volksſtämme der Volker, Helvetier und Bojer in das menſchenarme Land, treiben Handwerk und Ackerbau, bauen Dörfer und Volksburgen.

Die Unruhe der beginnenden Völkerwanderung blaſt ſie nach wenigen Jahrhunderten wieder auseinander.

Etwa ums Jahr 100 n. Chr. finden wir die Römer im Lande, die nach der Niederlage im Teutoburger Wald den Angriff von Südweſten her vortragen, ihre Vorpoſten und Grenzgräben bis an die Donau und von da über Aalen, Lorch, Welzheim, Murrhardt, Öhringen bis an den Main vorſchieben, eine mächtige Grenzbefeſtigung, den Limes, errichten und durch Straßen und Heerlager ſichern.

Im Jahre 213 erſcheinen hier die Alamannen, ein Koloniſtentrupp der ſuebiſchen Semnonen, die an den Havelſeen ſaßen. Die Alamannen beunruhigen vierzig Jahre den römiſchen Grenzdienſt, erzwingen um 260 den Durchbruch, werfen die Römer bis um 280 über den Rhein zurück und beſetzen das ſeit Jahrtauſenden gut bewohnte und bebaute Land zwiſchen Main, Rhein, Bodenſee und Iller. Sie teilen das eroberte Land

Digitized by Google

unter ihre Hundertschaften, treiben Ackerbau, Jagd, allerlei Handwerk und Kunst und alamannisieren die zurückgebliebenen römischen, keltischen und vorkeltischen Volksreste.

Ihre Siedlungen tragen die Namen der Sippen. Es sind die Ortschaften auf „ingen", die alle in gutem Pflug-, Weide- oder Jagdland liegen oder für die Verteidigung wichtig waren.

Römische Rückstöße, Sicherungs- und Beutezüge führten die Alamannen über die neuen römischen Grenzen. Ums Jahr 450 n. Chr. gehört ihnen auch das schon vor dem ersten römischen Vorstoß (unter Caesar 58 v. Chr.) teilweise innegehabte Elsaß, ferner ein gut Teil von Helvetien, der heutigen Schweiz, das Land Vorarlberg und die breite Ebene zwischen Iller und Lech.

Und daß es sich dabei nicht nur um Unterjochung und militärische Eroberung handelte, beweist die Sprache: alle diese Gebiete haben heute noch und ausschließlich schwäbische oder alamannische Zunge.

Über der Teilung des römischen Erbes jenseits des Rheins kam es zu einer kriegerischen Auseinandersetzung mit dem deutschen Völkerbund der Franken. Die Alamannen verloren 496 die Schlacht, dazu die nördliche Hälfte ihres Landes, auf Jahrhunderte allerlei Rechte und 746 nach der Niedermetzelung ihrer Fürsten durch Karlmann in Cannstatt die Freiheit.

Die Sprach- und Artgrenze ist noch heute deutlich.

Als um 900 die Frankenmacht zerbröckelte, schlossen sich nach und nach alle alamannischen Gaue zu einem Herzogtum Schwaben zusammen, das zwischen der Vogesen-, Alpen-, Lech- und Frankengrenze lag.

Die Schwaben gelangten unter den Hohenstaufen zur Vormachtstellung in Deutschland, womit die Vermehrung der Siedlungen, die Erschließung neuen Ackerbodens, die Verbesserung des Anbaues, Anlage der Weinberge, Aufblühen der Städte, des Handels, der Gewerbe, der schönen Künste und des ganzen geistigen und religiösen Lebens einsetzte.

Aber Glück und Glanz dauerten nicht lange. Der Untergang der Hohenstaufen brachte die politische Spaltung des Herzogtums Schwaben (und des Herzogtums Franken) und des Schwabenstammes, der heute unter den sieben Herren Württemberg, Preußen (Hohenzollern), Baden, Schweiz, Österreich (Vorarlberg), Bayern (Schwaben und Neuburg) und Frankreich

Digitized by Google

(Elsaß) steht. Auch die Franken haben heute sieben Herren, nämlich Bayern, Württemberg, Baden, Thüringen, Hessen, Preußen, Frankreich.

Mit dieser Spaltung war der Zerfall der politischen Macht und Geltung innerhalb Deutschlands, war die Zersplitterung und Störung der geistigen Entwicklung verbunden und ein Herd der Unruhe und Unsicherheit, eine durch Jahrhunderte offene Wunde im Südwesten Deutschlands geschaffen.

Infolge der habsburgischen Hausmachtpolitik erfolgte die Lösung der Schweiz vom Reich, die Entfremdung und der Verlust des deutschen Elsaß.

An Stelle der Herzogtümer Schwaben und Franken bildeten sich Hunderte von Zwergstaaten, was durch die landschaftliche Gliederung, die überall natürliche Grenzen aufweist, erleichtert wurde.

Diese Zerbröckelung und der immer wieder in kriegerischen Abenteuern auflodernde Gegensatz zwischen Fürsten, Ritterschaft, Reichsstädten und geistlichen Herrschaften war nun im rechtsrheinischen Schwaben und Franken durch Jahrhunderte bleibende Geschichte.

Daraus ergab sich auch die konfessionelle Spaltung und Inselbildung. Politische Ohnmacht nach außen, wirtschaftliche Unfruchtbarkeit nach innen, sondertümliche Entwicklung von Sitte und Brauch, Recht und Gesetz war weiter die Folge.

So entstand die Eigenbrötelei, die Enge und Scheu unsrer Menschen, die Putzigkeit und Nichtsnutzigkeit der kleinen Höfe, die Hanswurstiade der Reichsstädtlein und Reichsdörfer, die Wichtigtuerei der Beamten und Ortsgrößen, das Festhalten und Betonen der überlieferten Rechte, Vorrechte und Würden, der Kastengeist und der Familiendünkel, die Vetterles- und Käsleswirtschaft und dazu all das närrische, bald lustige bald fade bald liebe Getue und Getriebe der letzten Jahrhunderte, das noch in unsre Zeit fortwirkt und ein Stück unsres Wesens geworden ist.

Daher kam aber auch das Beharren im überlieferten Väterbrauch, die Bodenständigkeit und die Pflege stammestümlicher Eigenart und Besonderheit, der rege Sinn für Familienverbindung, Familien- und Heimatgeschichte. Und daraus entwickelte sich ferner, trotz der scheckigen Vielheit, eine eigene geschlossene

Digitized by Google

Kultur, die auf der Überlieferung aufgebaut und nicht so leicht aus dem Geleise zu schieben ist.

Und diese Zurückhaltung, dieses Zurückstauen der Kräfte, diese Enge und Beschränkung im äußeren Raum und in den äußeren Mitteln, dieses Beharren auf dem alten Kopf und Zopf schuf in den lebendigen, unruhigen Geistern jene Fähigkeit zur Vertiefung, jenes wunderliche Sinnieren in religiösen, künstlerischen, philosophischen und technischen Dingen, und dazu und überall die humorvolle Art und Überlegenheit gegenüber den Wechselfällen des Lebens und des Glücks.

* * *

Rechts des Rheins bildeten sich im Lauf der Jahrhunderte zwei neue größere Staaten. Bei der Teilung des hohenstaufischen Erbes griff niemand kecker und erfolgreicher zu als die Württemberger, deren Hausbesitz um Stuttgart herum lag. Sie wußten durch Klugheit, Sparsamkeit und Tapferkeit das Ihrige zu halten und zu mehren, gelangten 1495 unter dem edlen Eberhard im Bart zum Herzogtum und über große Schwierigkeiten unter Herzog Ulrich, im Dreißigjährigen Krieg und unter den Herzögen des 17. und 18. Jahrhunderts hinweg bei der Neuordnung unter Napoleon in den Besitz eines wesentlichen Teils des alten Schwabenherzogtums, dem der fränkische Landesteil im Lauf der Jahrhunderte zugewachsen ist.

Am rechten Rheinufer schufen sich die Vettern der Hohenstaufen, die Zähringer, eine Herrschaft und entwickelten sie zum Großherzogtum Baden.

Die Schwaben haben heute in Württemberg Vormacht und Mittelpunkt; den Franken fehlt der politische Sammelplatz. Dagegen betonen sie alle die Bluts- und Kulturfamilie.

Das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit der schweizerischen und badischen Schwaben mit uns ist fast erloschen. Sie nennen sich heute Alemannen und lehnen den schwäbischen Namen ab. In Württemberg, im bayrischen und österreichischen Schwaben aber ist der Stolz und der Wille zu dem schwäbischen Erbe lebendig.

* * *

Welche Beziehungen bestehen zwischen dem Land Württemberg und seinen Bewohnern?

Digitized by Google

„Ich habe ein geringer Land als Euer Liebden alle!“ ſagte der Graf Eberhard von Württemberg im Jahre 1495 auf dem Reichstag zu Worms, als die deutſchen Fürſten ihre Länder prieſen. Das Wort hat zu einem Teil noch heute Gültigkeit: denn klein iſt auch heute noch das Württemberger Land, mäßig iſt ſeine Fruchtbarkeit, gering der Gehalt an natürlichen Reichtümern. Württemberg iſt mehr als die anderen Länder auf die geiſtigen und ſittlichen Werte ſeiner Bewohner angewieſen.

Die Grenzen unſeres Landes liegen zwiſchen dem Bodenſee, der Ulmer Landſchaft, dem Taubergrund bei Mergentheim und den Waldhöhen des Aniebis. Aber welche Vielgeſtaltigkeit ſteckt in dieſem engen Raum! Die Geſchichte der Erdrinde iſt hier Blatt um Blatt aufgeſchlagen, alle Schichten treten zutage und bilden Landſchaften:

Urgeſtein und Buntſandſtein bauen die Höhenzüge und Berge des Schwarzwaldes auf. Der Schwarzwalderde und dem Schwarzwaldhimmel hat ſich Pflanze und Tier und Menſch angepaßt.

Und es iſt darum der Schwarzwälder, ſeine Arbeit, ſein Haus, ſein Brot, ſein Kleid, ſeine Sitte, ſeine Sprache, ſein Lied, ſein Glauben, kurz: ſein ganzes Leben gewachſen aus dieſer Heimat und verwachſen in dieſe Heimat. Und es iſt der Schwarzwälder ein Eigener und ein Anderer als jeder Andere des Landes: zäh in ſeinem Willen, hart in ſeinem Sinnen, ausdauernd in der Arbeit wie im Genuß, geſchickt mit der Hand, grüblériſch und findig im Verſtand, ein geborener Händler, Heimat und Familie über alles liebend.

Muſchelkalk und Lettenkohle finden wir im Schwarzwaldvorland, im Neckarland von Cannſtatt ab und in der Hohenloher Ebene. Neben dem mageren Heckengäu liegt das fette Strohgäu, neben dem leibarmen Geißbäuerlein ſitzt der gewichtige Ochſenbauer, deſſen Kornfelder wogen wie ein Meer: breit iſt ſein Land, ſein Dorf, ſein Haus, ſein Leben, ſein Weſen, ſein Gang, ſeine Sprache.

Um den Neckar und ſeine Seitentäler ſammelt ſich die Kraft und Lebendigkeit unſeres Landes. Wie ein Garten iſt es gebaut, Obſt reift an den Hängen, Wein fließt von den Hügeln. Stadt drängt ſich an Stadt und Dorf an Dorf. Hier hat ſich die ſchwäbiſche Gemütlichkeit aufgelöſt in Lebendigkeit, Starrheit

Digitized by Google

wurde zur Kraft, Träumerei zu erfinderiſcher Geſchicklichkeit. In der Schule dieſer Luft und dieſes Lebens ſind die tüchtigen Kaufleute, Künſtler, Gelehrten, Techniker, Arbeiter, die Führer in Induſtrie, Handel, Gewerbe und Wirtſchaft hervor- und, dem alten ſchwäbiſchen Wandertrieb folgend, in alle Welt gegangen.

Als ein feſter Rückgrat legt ſich der Steinriegel der Schwäbiſchen Alb mitten durch das Land. Hinter trutzigen Felſenſtirnen träumt hier die ſeligſte Landſchaft. Hier iſt unberührte Natur, Erde und Himmel ſind wie Bruder und Schweſter, Ruhe geht aus von Wald und Weide, eine ſtille Heiterkeit erfüllt die Landſchaft, die, vom Himmel als einer kriſtallenen Glocke umgrenzt, erſcheint wie eine Inſel des Friedens und der Zeitloſigkeit.

Heute iſt dieſe „Rauhe Alb“ mit Waſſer verſorgt und ein fruchtbares Kornland geworden, das Schwielen gibt, aber auch Brot und Sicherheit ſchafft, und das um ſeiner Kraft und Schönheit willen das Wanderland und die ſtets bereite Zuflucht der Städter geworden iſt.

Und ſo iſt der Älbler: verſonnen und verſchwiegen, genügſam und altem Brauch ergeben, mit dem Blick in die Ferne gerichtet und an ihre Wunder glaubend, nicht ohne verborgene unerwartete Tiefen wie die Alb und nicht ohne kantige Härten wie ihre Felſen.

Nördlich und nordweſtlich von der Alb iſt das württembergiſche Keuperland. Hügel und Hang und Schlucht und Wald und Feldſtück und Siedlung wiederholen ſich in immer neuen Formen und Farben.

Schwer iſt der Boden, hart iſt die Arbeit, klein der Beſitz, eng das Leben. Aber das Begnügen wohnt hier und eine die Armut beſiegende Behaglichkeit. Weinlaub und Blumenbrett ſchmücken das Fachwerkhaus; Obſt und Wein, Milch und Brot, Holz und Stein geben das Auskommen, in guten Jahren ſogar einen beſcheidenen Wohlſtand.

Nirgends wird ausdauernder und zäher gearbeitet als im Keuperland, nirgends iſt die Mühe ums tägliche Brot und die Anſpruchsloſigkeit größer.

Ein heiterer, ſangesluſtiger und beweglicher Menſchenſchlag wächſt hier, jederzeit bereit, das gute Jahr zu genießen und das ſchlechte durch Taglöhnerarbeit in der Stadt oder den Induſtrieorten der Täler auszugleichen.

Digitized by Google

Es ist kein Wunder, daß in diesen Gegenden der württembergische Pietismus seine festen Sitze hat.

Die weite, lichte oberschwäbische Hochebene trägt eiszeitlichen Gletscherschutt. Breit ist dieses Land und hat Raum für seine Kinder. Und breit und behäbig ist das Leben der Menschen. Ein Überfluß ist hier an Wald und Wasser und Acker, an Himmel und Luft und Sonne.

Und hier ist der Bodensee, eine der Köstlichkeiten der Erde. Und hier ist das Allgäu, die Heimat der Butterballen und der Käslaibe, das Sommerhaus der Sonne und das Winterhaus des Schnees. Und hier ist das Ried, das geheimnisvollste Kind unserer Natur. Hier schiebt sich an den Tagen, die einem Regen vorausgehen, der Vorhang zurück, daß Mann und Frau und Kindlein von der Bank vor dem Haus aus hineinschauen können in die Wunderwelt des Hochgebirges und des ewigen Schnees.

* * *

Der geologische Bau des Bodens erklärt den Reichtum, die Vielgestaltigkeit und den häufigen Wechsel der Landschaftsformen, das bunte Spiel von Berg und Tal, Hügel und Ebene, von Wald und Feld und Ried und Weide, von Kornland, Obstgarten und Weinberg.

Nur selten hat das Auge bei einer Eisenbahnfahrt Zeit, sich in das Wesen der Landschaft zu vertiefen. Fast überall ändert sich das Bild von Siedlung zu Siedlung:

Steile Hänge mit nackten Felstürmen und sanfte, wellige Hügelformen wechseln mit breiten Talwiesen und Kornfeldern. Eine kleine Mustersammlung aller Möglichkeiten ist unser Land; aber selten sind überragende Höhen und weite Ausdehnungen.

Dieser Wechsel der Formen und Farben und Stimmungen, der Lüfte und Düfte und Klänge, des Landbaues und der Baumwelt sind es, was Württemberg trotz seiner mäßigen Erhebungen und trotz seiner Engräumigkeit den seltenen Reiz und das Besondere gibt.

Wir haben überall kleine, abgeschlossene Landschaften und darin wieder seltsam verschiedene Städtlein: betriebsam die einen mit trefflichen Erzeugnissen und Künsten und lebhaftem Verkehr, verträumt die andern mit feinem Bauwerk und Zeugen alten Geschehens; dazu die stillen Dörfer der Bauern, sorgsam

Digitized by Google

gepflegt wie Acker und Weinberg; da und dort kleine Weiler und Höfe, an denen die Zeit und ihre Launen spurlos vorbeigehen.

Und Feld und Wald und Siedlung und Tal und Berg und Wasser atmen eine heitere Ruhe und Gelassenheit und sind willig, jedem den Frieden zu geben, der sich an ihre Brust werfen will.

Der Württemberger lebt auch heute noch ganz in seinem Land. Er feiert mit ihm Frühling und Herbst; der Wechsel der Jahreszeiten und die Bewegungen des Wetters und der Sonne sind ihm wichtig; Samen und Ernte, Frost und Hitze beschäftigen sein Denken und Fühlen. Er leidet mit seinem Land in der Dürre, er jubelt mit ihm im Rausch der Blüten und lobt den Herbst und den Segen der Früchte: es ist, als sei ihm die Heimat Mutter und Kind und Braut zugleich. —

Nichts bestimmt den Menschen so stark, als die Landschaft, in der er wurzelt, und die Arbeit, die er an ihr und in ihr tut.

Und andererseits gibt die Gestaltung der Landschaft und Siedlung ein Bild der Menschen.

Obwohl heute unser Land nicht überall mehr das heimatliche Gesicht zeigt, erscheinen doch noch viele unsrer Dörfer und Städtlein, als wären sie aus dem Boden heraus gewachsen, so sehr sind sie der Stimmung und den Farben der Umgebung angepaßt. Hineingebettet in die Landschaft wie ein Kind in den Arm der Mutter, umgeben von einem Kranz von Obstgärten sehen sie aus wie in der Landschaft verstreute Blumen. Trefflich passen Formen und Farben der Häuser, Balkenwerk und geweißte Giebel, paßt das gedämpfte Rot der Ziegeldächer zum Grün der Wiesen und zum Braun der Felder.

* * *

Das Land ist fast ganz kleinbäuerlicher Besitz, einiges gehört dem Staat und den Gemeinden, wenig der Kirche und dem Adel. Große Gutshöfe wie im deutschen Norden finden wir auch in den neuwürttembergischen Landesteilen, im Hohenlohischen und in Oberschwaben, nicht.

Wir haben in Altwürttemberg schon im 14. Jahrhundert ein Gesetz gehabt, das die Lehen, d. h. die Bauerngüter, gleichmäßig unter die Kinder zu teilen gestattete. Das geschah, bis die Äckerlein so schmal wurden, wie sie bei uns sind, und die Teile so klein, daß großer Fleiß, größere Anspruchslosigkeit

Digitized by Google

Abb. 1 Mädchen aus dem Steinlachtal
Lithographie von C. Heinzmann 1830

Digitized by Google

Digitized by Google

und größte Haushaltungskunst dazu gehört, um aus dem Ertrag die hungrigen Mäuler anständig und ehrlich zu ernähren.

Das Beispiel zeigt, daß es geht; ja, daß meist ein stilles Behagen und ein bescheidener Wohlstand vorhanden sind. Denn das Zusammenhalten und Drauflossparen, bis das Gütlein frei und um einen Acker, eine Wiese, eine Kuh vermehrt ist, gehörte in Württemberg, und gehört meist auch heute noch zur Ehrenhaftigkeit.

Freilich werden dabei die Hände hart wie Holz, die Rücken krumm und die Menschen vor der Zeit alt und unscheinbar.

Nicht anders als beim Bauern war und ist es beim städtischen Handwerker und Beamten. Und der Wille und die Sehnsucht zu Freiheit und Aufstieg ist beim württembergischen Arbeiter ebenso stark und lebendig wie bei den anderen Berufen. —

Dieser Fleiß und dieses zähe Beharren macht auch die Geister und Seelen besonnen, nachdenksam, erfinderisch, lehrt die Kräfte kennen und gebrauchen, lehrt die Grenzen und die Möglichkeiten im Menschlichen und im Persönlichen messen und wägen, Wesentliches und Unwesentliches, Torheit und Weisheit, Zugängliches und Unzugängliches, Menschliches und Göttliches wohl unterscheiden.

Eng ist der Raum, beschränkt die Umwelt, klein die Zahl der geistigen Gegenstände; aber in die Tiefe und bis zur Grenze des Zugänglichen geht der Wille dieser Menschen.

In diesem Geschlecht einfacher Leute sind überall die Anlagen und Kräfte zu geistigen Möglichkeiten gegeben; denn in persönlicher und sittlicher Freiheit, die der Grund und Nährboden alles Geistigen ist, ist hier geworden, was nur eines weiteren Raumes bedarf, um in die Höhen des Menschenlebens hineinzuwachsen.

Man kann in Württemberg nicht, wie in manchen anderen deutschen Ländern, unterscheiden zwischen Oberschicht und Unterschicht. Wir haben durch glückliche Einrichtungen unseres Schulwesens seit langer Zeit die Möglichkeit gehabt, daß auch der begabte Sohn des armen und kleinen Mannes studieren und nach gutem Examen bis in die höchsten Staats- und Kirchenstellen aufrücken konnte.

Diese Auffrischung hat nicht nur eine große Zahl geistiger Menschen ermöglicht, sondern auch eine glückliche Gemeinschaft

Digitized by Google

der Stände und Schichten, das Vertrauen des Volkes in seine Führung, wie das besondere Gepräge unseres politischen, geistigen, künstlerischen und gesellschaftlichen Lebens geschaffen. Es gab in Württemberg in den letzten hundert Jahren immer wieder Minister, die noch kleinbäuerliche Verwandte hatten oder mit einfachen Handwerkern oder Beamten vervettert und versippt waren. Und wir hatten immer das Bewußtsein, eine große Familie zu sein, bei der die Plätze nach der Tüchtigkeit und nicht nur nach der Geburt bestimmt wurden.

Reicher als an Geld und Gut ist unser Land an geistigem Hausrat: Sagen und Lieder, Sprüche der Weisheit und Heiterkeit, Erinnerungen an alte Zeiten oder volkstümliche Gestalten sind überall lebendig, umgeben Vergangenheit und Gegenwart, Land und Menschen mit einem dichterischen Kranz, geben dem Leben einen fröhlichen sinnigen Schmuck und bestimmen Phantasie und Denkungsart.

So finden wir in Württemberg eine aus Blut, Leben und Landschaft gewachsene starke Eigenart der Menschen, die nicht ohne Tiefe, Feinheit und Bedeutung ist, und die sich um so stärker betont und betonen muß, als dies unser Volk nicht durch politische und wirtschaftliche Macht tun kann; denn die Erinnerung an die einstige Größe ist noch wohl lebendig, und ebenso der innere Anspruch auf Geltung.

Der Schwerpunkt des deutschen Lebens, der einmal bei uns war, ist von uns abgerückt; geblieben aber ist der starke Wille zum Deutschtum und das Verlangen nach einem starken Reich. Wir können ohne Überhebung sagen, daß das Verständnis und die Bereitwilligkeit für die Bedürfnisse des Ganzen in allen Schichten vorhanden ist.

* * *

Es wäre falsch, anzunehmen, daß unsre Menschen unter sich gleich oder ähnlich wären. Sie sind es weder in körperlicher noch geistiger und sittlicher Hinsicht. Ist solche Gleichheit doch nirgends in den Sippen, wie sollte sie in einem großen Volksstamme sein?

Gut und Böse, Weisheit und Torheit sind bei uns, wie überall, in richtigem Gleichgewicht vorhanden. „Der Müller und sein Esel sind immer beisammen!“ sagt unser Sprichwort.

Digitized by Google

Hat ſich in früheren Zeiten wirtſchaftlicher Enge unſre Neigung zum Grübeln und Studieren mehr religiöſen, künſtleriſchen und philoſophiſchen Dingen zugewandt, ſo finden wir heute unſre Menſchen ebenſo eifrig und mit gutem Erfolg bei Naturwiſſenſchaft und Technik.

Aber wohl verſtanden: bis die Geiſtigkeit und Gediegenheit zum Durchbruch kommt, muß viel Widerſtand überwunden, muß eine herzhafte Portion Dickköpfigkeit und Eigenſinn in Beweglichkeit und Geſchmeidigkeit umgewandelt werden; denn ſo lebendig das Hirn, ſo hart iſt die Stirn; und ſo gut der Kern, ſo ſpröd iſt die Schale.

* * *

„Wer die Menſchen unſres Landes kennen lernen will, kann ſie ſtudieren aus den Werken unſrer Dichter und Künſtler, auch aus unſrer Mundart, unſren Liedern, den Schwänken und Sagen unſres Volkes, am beſten aber, wenn er unſer Land durchwandert und eine Zeit mit uns lebt und arbeitet.

Unſer Land iſt reich an Tälern und Hügeln, Bergen und kleinen Ebenen. Das Gelände geſtattet ſelten einen Weitblick, jede Wanderſtunde eröffnet eine neue kleine Welt.

In dieſer kleinen Welt iſt die Heimat unſrer Menſchen. Hier liegen ſeit Jahrtauſenden unſre Toten, hier iſt jeder Fußbreit Bodens mit dem Schweiß und Blut unſerer Vorfahren getränkt, hier wurzelt und ruht unſer Leben und Lieben. Hier haben unſre Menſchen Arbeit und Brot; darum ſind wir wie unſer Land.

Etwas derber und härter iſt der Kornſchwabe und der Kornfranke, etwas feiner und geſchmeidiger der Weinſchwabe und der Weinfranke; zäher ſind die in den Wäldern wohnen, weitſichtiger die am See, gewandter die an den Verkehrsſtraßen. Kenntnisreicher und geſchickter ſind die Studierten, aber nicht weiſer; langſamer und einfältiger ſind die Bauern, aber nicht dümmer.

Unſer Land iſt reich an gepflegten Wäldern, guten Wieſen und Weiden, wohlgebauten Feldern und Weingärten, an waſſerreichen Bächen und Brunnen und an Mühlen, die einſt voll Korn waren und wieder ſein werden.

Das alles und die lieblichen, reinlichen Dörfer, die gewerbſamen Städte voll Kunſt und edlem Bauwerk reden eine deut-

Digitized by Google

liche Sprache. Württemberg ist ein gutes Land; ein Franzose hat Stuttgart das ‚Lachen der Welt' genannt.

Die Menschen des Landes zwischen Bodensee und Tauber haben einige besondere Vorzüge und einige besondere Fehler. An den letzteren halten sie mit großer Liebe und Zähigkeit fest und erweisen sich so als gute echte Deutsche.

Es ist noch viel Sang in Württemberg; kein Wunder, da doch Landschaft und Himmel voller Psalmen sind.

Die Württemberger sind nicht besser als die andern Deutschen und auch nicht viel schlechter. Aber sie sind etwas Besonderes wie die andern auch; und es ist gut, wenn das erkannt und beachtet wird." (Lämmle, Unser Volkstum).

Digitized by Google

Die württembergische Landschaft

Von Hans Schwenkel

Württemberg schneidet mit seinen Grenzen aus der süddeutschen Landschaft ein Stück ganz willkürlich heraus. Das politische Gebilde hat zur natürlichen Landschaft kaum eine innere Beziehung.

Das Herz des württembergischen Landes bildet allerdings das Flußgebiet des Neckars. Er bindet mit seinen Zuflüssen die nördliche Hälfte des Landes — das Unterland — zu einer Einheit zusammen und greift im Westen in den Schwarzwald, im Süden in die Alb hinein. Der größere Teil der Alb und ein Teil Oberschwabens werden jedoch durch die Donau entwässert. Württemberg hat außerdem durch die Zuflüsse des Bodensees, Argen, Schussen und Rothach, sodann durch Kinzig und Murg Anteil am Rheingebiet im engeren Sinne; durch die Tauber ist es mit dem Main verbunden. Durch das Innere das Landes zieht von Südwesten nach Nordosten der trennende Wall der Alb, der das Rückgrat des Landes bildet und dessen Kammlinie Neckarland und Donauland scheidet. Diese zur europäischen Rhein-Donauscheide gehörige Trennungslinie verdient unsere besondere Aufmerksamkeit. Stoßen doch hier zwei ganz verschiedene Welten aneinander, die miteinander im Kampf liegen.

Unser Land baut sich aus den Schichtgesteinen der germanischen Trias, des Jura, des Tertiärs und dem Gletscherschutt und Lößstaub des Diluviums auf. Das Urgestein und das Rotliegende des Schwarzwaldes treten nur in einigen Tälern zutage. Hingegen fehlen die Schichtgesteine, die älter sind als das Rotliegende, vor allem die Steinkohlenformation.

Für das Verständnis unserer Landschaft ist notwendig, die Baustoffe zu kennen, die sie bilden, und zwar nach ihrer Widerstandsfähigkeit gegen die Kräfte der Verwitterung und Abtragung, nach ihrer Wasserdurchlässigkeit und — wegen der Bodenbildung — nach ihrer chemischen Zusammensetzung. Notwendig ist aber auch die Kenntnis der

Digitized by Google

Vorgänge und Kräfte, die aus den vorhandenen Gesteinen als den Baustoffen die Landschaft geformt haben. Da der Teil der württembergischen Landschaft, der nördlich der europäischen Wasserscheide liegt, eine reine Abtragungslandschaft ist, die das fließende Wasser aus einem langsam heraufgestiegenen Schichtstoß herausgearbeitet hat, so spielt hier die Stufenbildung infolge des Wechsels der Gesteinshärte die entscheidende Rolle. Stufenbildend treten auf: der Hauptbuntsandstein, der Hauptmuschelkalk, im Keuper Schilf-, Kiesel- und Stubensandstein und sehr ausgesprochen noch die landschaftlich zum Keuper gehörende Liasplatte, im braunen Jura der Eisensandstein und die blauen Kalke; die mächtigste Stufe bildet aber der weiße Jura, der vielfach noch in Unterstufen zerfällt. In der westlichen und mittleren Alb treten die Beta-Kalke stufenbildend hervor; die Stufe der plumpen Felsenkalke rückt in der mittleren und östlichen Alb zum Steilrande vor, wobei die im Kalk enthaltenen Riffe als Felsen besonders auswittern und das Landschaftsbild mitbestimmen.

Wasserdurchlässig sind die Gipse, Kalke und Dolomite, was sich landschaftlich im Muschelkalk- und Weißjuragebiet sehr stark auswirkt. Unfruchtbar sind manche Kalke und Dolomite und die Sandsteine. Wesentlich für die Fruchtbarkeit Württembergs ist, daß in der Eiszeit weite Flächen mit nährstoffreichem Lößstaub überweht wurden. Wasserführung und Nährstoffgehalt sind entscheidend für den Umfang und die Art des natürlichen und künstlichen Pflanzenkleides und damit auch weitgehend für das Landschaftsbild.

Seit langem wird Württemberg nach natürlichen Landschaften beschrieben, die sich, soweit es sich um das Stufenland handelt, in dem Winkel zwischen Urgebirgsschwarzwald und Donau fächerartig verbreitern.

Der Schwarzwald ist die Landschaft des Buntsandsteins, der nur in den tieferen Tälern durch Urgebirge unterbrochen wird.

Die Gäulandschaft wird von Muschelkalk und Lettenkohle gebildet, die weithin noch mit Löß bedeckt sind; wo die Lettenkohle fehlt, nämlich im Vorschwarzwald, liegt das Heckengäu.

Die Keuperberge, denen die Liaslandschaft noch zuzurechnen ist, werden zusammen mit der Gäulandschaft als Unterland bezeichnet.

Digitized by Google

A. von der Trappen

Abb. 2 Schwarzwaldlandschaft des Buntsandsteins bei Zavelstein

A. von der Trappen

Abb. 3 Gäulandschaft mit Muschelkalktal und Lettenkohlenebene, umrahmt von Keuperbergen (Vellberg-Stöckenburg)

Digitized by Google

Der braune und weiße Jura bauen die Alb auf, während das Tertiär und der Moränenschutt Oberschwaben zufallen, wenn auch die Tertiärdecke sich stellenweise noch über die Donau hinüber und damit auf die Alb ausdehnt.

Unsere natürlichen Landschaften werden im wesentlichen also nach ihrem geologischen Aufbau abgegrenzt.

* * *

Bei der Betrachtung der Stufenlandschaft fällt sofort auf, daß man auf der geologisch tiefsten Stufe des Buntsandsteins an der Hornisgrinde höher steht, als auf allen übrigen jüngeren Gesteinsstufen, die doch aufeinander aufgesetzt sind. Diese Merkwürdigkeit ist ebenso wie die Herausarbeitung der einzelnen Stufen nur aus der Geschichte der Landschaft verständlich.

Der Jura sowohl wie der Muschelkalk sind nichts anderes als verhärteter Meeresschlamm und wurden auf flachem Meeresgrund ungefähr wagrecht abgesetzt. Aber auch Buntsandstein und Keuper, deren Entstehung mehr an Vorgänge auf dem Land geknüpft ist, bildeten durchlaufende, ursprünglich im ganzen wagrecht liegende Gesteinsstöße, die aufeinander gepackt in die Höhe stiegen, als am Ende der Jurazeit der Meeresboden aus dem Wasser auftauchte. Während der ganzen Kreidezeit lag unser Land trocken auf einer Insel im Kreidemeer, der größere nördliche Teil blieb endgültig Festland, während der südliche etwa bis zur Mitte der heutigen Alb nochmals in der Miozänzeit unter das Meer versank. Die Küstenlinie des Meeres der mittleren Tertiärzeit ist auf der Alb noch zum Teil erkennbar. Sie liegt heute auf der westlichen Alb etwa 750 m, auf der östlichen etwa 600 m hoch. So hoch also stieg seitdem der Meeresgrund empor. Mit der Trockenlegung des Jurameeres beginnt die Geschichte unserer Landschaft.

Die Kräfte, die solche gewaltigen Aufpressungen bewirkten, sind dieselben, die in der Tertiärzeit die Alpen zustande brachten. Gewaltige Schubkräfte wirkten von Süden her; die süddeutsche Scholle bildete das Widerlager, an der sich die Kräfte brachen. Unter dieser Einwirkung stieg in Form eines Gewölbes das Gebiet des Schwarzwaldes und der Vogesen in die Höhe, das Alpenvorland aber tauchte unter. Wie eine große Welle, die sich gegen Westen in Frankreich, gegen Osten in Bayern ver-

Digitized by Google

liert, ist dieses Gesteinsgewölbe den Alpen vorgelagert. So erklärt es sich, daß die Juratafel und die darunterliegenden Schichten gegen Südosten einfallen und in die Tiefe tauchen, daß in die voralpine Mulde das Tertiärmeer eindrang und sie mit mächtigen Ablagerungen alpiner Ströme füllte. Die Entwässerung des nördlichen Küstengebiets dieses Meeres erfolgte gegen Süden und Südosten etwa gegen die heutige Donau. Wahrscheinlich mündeten verschiedene Flüsse in das tertiäre Meer Oberschwabens. Die Juranagelfluh enthält die Deltaablagerungen als Urkunden dieser aus Nordwesten kommenden Flüsse. Eine Hochflächenlandschaft entstand, in die sich die Flüsse mehr und mehr einschnitten und in den höheren Lagen das Gewölbe abdeckten. Die heutigen Donauzuflüsse stellen kümmerliche Reste dieses alten tertiären Flußnetzes dar. In diesen sich langsam abspielenden Vorgang drängt sich gewaltsam der tertiärzeitliche Rheintaleinbruch zwischen Basel und Mainz ein, der das Gewölbe von Norden nach Süden zerschneidet und infolge seiner tiefen Lage die Gewässer an sich reißt. Der Kampf zwischen Donau und Rhein bzw. Neckar, der heute noch nicht zu Ende ist, setzt ein. Die Neckarzuflüsse mit ihrem starken Gefälle erobern mehr und mehr an Gelände, legen ihren Ursprung immer weiter rückwärts, zapfen alte Donauzuflüsse an oder kehren sie um. So baut sich der Neckar zum Teil aus ganz fremden und „falsch" angelegten Bestandteilen sein ganzes System auf, das voller Seltsamkeiten ist. Die Abtragung des Gewölbes schreitet jetzt rascher weiter, bis der heutige Zustand erreicht ist. Millionen von Jahren waren hierzu nötig. Gleichzeitig mit dieser Abdeckung finden weitere tektonische Vorgänge, vor allem Hebungen in geologisch jüngster Zeit statt, die für das Landschaftsbild nicht unwesentlich sind, doch hier nicht weiter verfolgt werden können.

Aus der Aufwölbung der Schichten und der Art ihrer Abtragung von Nordwesten her erklärt sich aber der schon erwähnte Stufenbau unseres Landes mit dem eigenartigen Einsinken der Stufen nach Südosten und der fächerartigen Anordnung der einzelnen Stufen. Im Alpenvorland aber schütten die zerfallenden Alpen in gewaltiger Mächtigkeit ihren Verwitterungsschutt an, der die vorhandene Senke ausfüllt, bis auch dort in der Pliozänzeit die Abtragung einsetzt.

Digitized by Google

Für das Landschaftsbild sind noch zwei weitere Ereignisse von Bedeutung, die bis jetzt kaum erwähnt wurden: der Vulkanismus in der Tertiärzeit und die Vereisung im Diluvium.

Unser Land hat Anteil am Hegau im Hohentwiel, es enthält die Vulkane des Urach-Kirchheimer Gebiets, sodann das Steinheimer Becken und greift noch ins Riß hinein. Die in die Miozänzeit fallenden Ausbrüche sind ganz verschiedener Natur. Im Hegau hat der Vulkanismus Lavapfropfen hinterlassen, die im wesentlichen die heutigen Berge bilden. Im Gebiet von Urach und Kirchheim fanden fast nur Gaseruptionen statt, die die Juratafel siebartig mit über 140 Schußkanälen durchlöcherten und an der Oberfläche trichterförmige Erweiterungen, die Maare, schufen. Diese füllten sich, nachdem die ausgeblasenen Gesteinsmassen in den Schlot zurückgestürzt waren, meist mit Wasser. Die Schlotausfüllungen verkitteten und bilden den mehr oder weniger festen Basalttuff. Eingeschlossene Weißjurablöcke erhöhen seine Widerstandsfähigkeit gegen die Abtragung. So ragen diese Tuffpfropfen vielfach nach der Abtragung der umgebenden Schichten als Kegelberge hervor und bringen in das Vorland der mittleren Alb landschaftlich eine ganz besondere Note (Limburg bei Weilheim, Georgenberg, Just usw.). Das Diluvium brachte uns den Löß als Staubanwehung in einer Steppenlandschaft, die Moränenablagerungen Oberschwabens und die Karkessel und Karseen des Schwarzwaldes. Das Einbruchsbecken des Bodensees ist jedenfalls altdiluvial. Es ist bis heute noch nicht ganz zur Ruhe gekommen.

* * *

Zum Verständnis der Talformen und der Abtragung der Landschaft ist das Verhalten der Gesteine dem Wasser gegenüber von entscheidender Bedeutung. Wasserdurchlässig sind alle Gesteine, da alle porös sind. Ihre Wasseraufnahmefähigkeit hängt von der Gesamtsumme ihrer Hohlräume ab. Aus diesen Hohlräumen tritt das Wasser in Form von Quellen zutage. Da die Quellen mineralische Bestandteile gelöst aus dem Gesteinsinnern mitbringen, werden auch alle Gesteine mehr oder weniger ausgelaugt und die Hohlräume erweitert. Am raschesten geht die Auflösung bei Salz, Gips und Kalk. Hier geht die Auflösung sogar so weit, daß oberflächliche Einbrüche er-

Digitized by Google

folgen und ganze Schichtstöße verstürzen können. Bei Sandsteinen, Mergeln und Tonen kommt dies nicht vor.

Von besonderem Interesse ist für uns das Verhalten des Kalkes, der als Muschelkalk oder weißer Jura mehr als den vierten Teil unseres Landes aufbaut. Frisch gebildet ist der Kalk ohne Sprünge und Spalten und dann ebensowenig durchlässig als irgend ein Gestein, ja noch weniger als z. B. der Ton, der sonst im Gebirge ein Wasserstauer ist. Sobald aber infolge tektonischer Vorgänge diese Spalten vorhanden sind, verhält sich der Kalk anders. Das Wasser sickert zunächst auf den vorhandenen senkrechten Klüften und durch Vermittlung der Schichtfugen in die Tiefe. Beladen mit Kohlensäure löst es den Kalk auf und erweitert damit die Klüfte mehr und mehr. Voraussetzung ist aber, daß die Kalkschichten gegenüber einer benachbarten Erosionsbasis entsprechend hoch liegen. Nur dann kann diese Auslaugung in die Tiefe wirken. Den ganzen Vorgang nennt man Verkarstung. Eingeschaltete Tone und Mergel oder der allgemeine Grundwasserstand (Karstwasserspiegel) können dem Tieferſinken des Wassers Einhalt gebieten. Auf diesen Grundwasserspiegeln treten, sobald sie von der Erdoberfläche geschnitten werden, die Quellen aus, die in Karstgebieten immer sehr stark und ganz klar sind. Solche Karstquellen sind z. B. Blau- und Brenztopf, Braunsel bei Rechtenstein und alle größeren Quellen der Donau- und Neckarzuflüsse. Aber auch im Muschelkalk sind solche starken Karstquellen in Menge bekannt.

Der Kalk ist schließlich an der Oberfläche so ausgelaugt und klüftig, daß er alles niederfallende Regenwasser, selbst bei heftigen Gewitterregen, sofort aufschlucken kann, so daß oberflächlich höchstens zur Zeit der Schneeschmelze, wenn der Boden gefroren ist, noch Wasser abfließt. Ja bei fortschreitender Verkarstung und Tieferlegung des Grundwasserspiegels hängen schließlich sogar Bäche und Flüsse, die sonst vom Grundwasser getragen werden, „in der Luft“ und fallen streckenweise oder ganz in die Tiefe. So entstehen die Trockentäler und Flußversickerungen, die für die Albhochfläche, aber auch für die Muschelkalkgebiete so bezeichnend sind. Die Täler an sich, obwohl ohne Wasser, sind Schöpfungen des fließenden Wassers und entstanden, als die Verkarstung entweder wegen der Kürze der Zeit

Digitized by Google

oder infolge geringerer Höhenlage der Talsohle gegenüber der nächsten Erosionsbasis noch nicht weit genug fortgeschritten war. So kann der Verkarstungsvorgang im ganzen durch allgemeine Höherpressung einen neuen Anstoß erhalten wie z. B. bei der Alb, oder aber örtlich durch stärkere Austiefung eines Haupttales wie z. B. des oberen Neckars, wobei freilich diese Austiefung ohne relative Hebung des Gebietes auch nicht eintreten kann. Jedenfalls sind die wenigen starken tief gelegenen Quellen und der Mangel an weit heraufgreifenden Bächen bezeichnend für die Alb- und die Muschelkalkhochfläche. *Dies ist aber auch der Grund, warum hier eine Oberflächenabtragung fast gar nicht mehr stattfindet und die Landschaft durch die Jahrtausende wie fossil daliegt.* Dies trifft besonders für die Albhochfläche zu, wo in den Trockentälern vielfach sogar schon die Kalkgerölle aufgelöst sind, so weit liegt die Trockenlegung zurück. Im Innern des Gebirges aber entstehen Klüfte und Höhlen, die bei hoher Lage oft die Bildung von Trichtern und Erdfällen zur Folge haben.

Die Entstehung der *Höhlen* ist immer noch umstritten. Allein soviel ist wahrscheinlich, daß sie durch unterirdische fließende Wässer entstanden, die mit fortschreitender Verkarstung allmählich in die Tiefe sanken, so daß die Hohlräume trocken wurden. Es gibt heute noch Höhlen, in denen Wasser fließt (Wimsener Höhle) und solche, in denen es unterwegs versickert (Falkensteinerhöhle). Beide sind arm an Tropfsteinen, da diese Höhlen noch verhältnismäßig jung sind. Je höher eine Höhle gegenüber dem Grundwasserspiegel liegt, desto reicher an Tropfsteinen ist sie. Die trockenen Höhlen gehören einem alten Entwässerungsnetz an, das heute aufgegeben ist, weil es durch die fortschreitende Verkarstung und unter der Einwirkung der vorrückenden tiefen Täler der Neckarseite buchstäblich den Boden unter den Füßen verlor.

Die *Landschaftsformen der Alb* und des Muschelkalks selbst sind weit mehr durch die Verkarstung bedingt, als im allgemeinen angenommen wird. Die Talanfänge der Neckarzuflüsse, die scharfen Kanten am oberen Rande des Steilabfalles sind keine Erosions- und Verwitterungs-, sondern Abrieselungs- und Abbruchsformen. Bei normaler Oberflächenabtragung entstehen viel ausgeglichenere und weniger kantige Formen. Da

Digitized by Google

aber die Quellen in der Tiefe austreten und die Regenwässer vom Boden verschluckt werden, findet in der Landschaft, soweit sie höher liegt als die Quellen, kaum mehr Abtragung statt, so daß die Landschaft nur auf die Vorgänge in der Tiefe der Täler antwortet und nach einem neuen, von dort her durch das fließende Wasser gestörten Gleichgewicht strebt.

Die Talgestaltung ist ebenfalls für das Landschaftsbild wesentlich. Das Tal kann eng, schroff und tief oder breit, weich und flach sein; es kann gerade verlaufen oder sich in Windungen legen. Dies alles hängt vom Gefälle, der Wassermenge, dem Alter des Tales, aber auch wesentlich vom Gestein ab. Das Tal der vielen Windungen, das Hufeisen- oder Mäandertal, ist in Württemberg weit verbreitet. Am häufigsten ist es im Muschelkalk, z. B. im Neckarlauf zwischen Rottweil und Rottenburg, Cannstatt und Lauffen, an der Enz von Mühlacker, der Rems von Waiblingen, der Murr von Backnang, dem Kocher von Gaildorf und der Jagst von Crailsheim an abwärts. Es erscheint wieder bei den Donauzuflüssen der Alb, aber auch im Buntsandstein in den Tälern der Eschach, Glatt, Nagold und Enz, wenn auch viel seltener. Den Neckarzuflüssen der Alb, dem Keupergebiet und Oberschwaben fehlt es fast ganz. Begünstigt wird die Entstehung des Hufeisentales von den Gesteinen, die der Ausräumung durch das fließende Wasser größeren Widerstand entgegensetzen, sofern die Wassermenge nicht zu klein und das Gefälle nicht zu groß ist. Bei größerem Gefälle entsteht in jedem Gestein ein geradegestrecktes Tal. Auch das Alter des Tales spielt bei seiner Ausgestaltung eine große Rolle. Unter Umständen findet an den Schlingen Selbstanzapfung statt, so daß leere Hufeisen und Umlaufberge liegen bleiben.

Das Gesetz des Hufeisentals, nach dem der Fluß wie in einem innern Widerspruch zu den Gesetzen der Schwerkraft, festgebannt durch tiefe gewundene Gräben, in weit ausholenden Bögen von Steilhang zu Steilhang geworfen wird und sich vom kürzesten Weg immer weiter entfernt, kann hier nicht weiter verfolgt werden.

Jede Landschaft hat ihre eigene Formensprache: es ist die Sprache der Steine, die Sprache der Landschaftsgeschichte. Jede Landschaft hat ihren eigenen Stil. Man kann nun

Digitized by Google

zwar jeden Bauſtil z. B. rein äſthetiſch faſſen; man wird ihn aber beſſer verſtehen und äſthetiſch klarer begreifen, wenn man die geſchichtliche Entwicklung des Stiles und den Zeitgeiſt kennt, aus dem er erwachſen iſt. Und ſo kann man auch den Stil einer Landſchaft beſſer erfaſſen, wenn man ihre Bauſteine und ihre Geſchichte kennt, alſo die Urſachen, die zu dieſem Stile geführt haben.

Der Schwarzwald

Wir haben im Schwarzwald faſt nur Anteil am Buntſandſtein, aus dem unſere Grenze ein Dreieck herausſchneidet, deſſen eine Ecke auf der Hornisgrinde liegt. In der Tat iſt dieſe Landſchaft von „ſchwarzem" Tannen- oder Fichtenwald beherrſcht (Abb. 2). Infolge ſeiner hohen Lage hat er die höchſte Niederſchlagsmenge aller württembergiſchen Landſchaften. Er iſt darum im Winter vom Schneeſchuhläufer und im Sommer wegen ſeiner feuchten und kühlen Luft und ſeinen Wäldern von unzähligen Wanderern und Erholungsbedürftigen beſucht, die ſich an dem ſprudelnden Waldbach, an Farnen, Ginſter, Fingerhut und Heidelbeeren erfreuen.

Die gewaltige Platte des Hauptbuntſandſteins beſtimmt die Landſchaft. Wo ſie noch zuſammenhängend erhalten iſt, da ſind weite bewaldete, oft vermoorte und verheidete Hochflächen. Nicht ſelten kümmert der Wald. Die ſogenannten Grinden tragen vielfach noch unberührte Legföhrenurwälder und verheidete Moore oder Miſſen. Wenn Streunutzung ſtattfindet, heißen ſie Bockſer. Da und dort ſucht der Wald mit einzelnen Wettertannen vorzudringen. Am Wildſeemoos und Hohloh bei Wildbad iſt die Vermoorung noch in vollem Gange. Auf höchſter Höhe liegen Seen, die nur vom Himmel geſpeiſt werden und rings von Bergföhren, Binſen, Seggen, Torfmoos und Morſträuchern umgeben ſind. Wo der Hauptbuntſandſtein zertalt iſt, entſtehen Riedel von immer wiederkehrender Form: Berge mit ebener Begrenzung und ſteilem Gehänge von gleichbleibendem Böſchungswinkel (Abb. 2).

In den Talanfängen des Kniebisſtockes, beſonders wenn ſie an der Nordſeite der Berge liegen, ſaßen in der Eiszeit kleine Gehängegletſcher, die ihre Unterlage langſam ausbohr-

Digitized by Google

ten und am untern Ende Schuttwälle bogenförmig über das Tal legten, so daß zirkusartige Nischen, die Kare entstanden, in deren Grunde da und dort noch heute Seen erhalten sind. Vielfach sind diese Seen schon verlandet. Solche rundlichen Karseen inmitten des düsteren Tannenwaldes, klar den Himmel widerspiegelnd, täuschen auf festem Grund eine Unendlichkeit in die Tiefe vor. Sie gehören zum Eigenartigsten und Ergreifendsten, was unsere Landschaft bietet. Das herrlichste Bild einer gewaltigen und sich selbst überlassenen Natur bietet der Wildsee in der Schönmünz mit seiner Moorzone, seinem Legföhrenurwald und dem rings im Bogen aufsteigenden tannenbedeckten Steilhang. In verschiedenen Schwarzwaldtälern, z. B. bei Baiersbronn, ist das Grundgebirge (Granit und Gneis) angeschnitten, das immer als Stufe erkennbar, wasserreich und fruchtbar ist. Mit Vorliebe siedeln sich die Höfe an dieser Grenze von Grund- und Deckgebirge an. Dort treten Quellen aus, dort ist eine Siedlungsfläche mit wenig Neigung und gutem Boden vorhanden. Der Fluß hat bereits in das Grundgebirge ein neues Tal geschnitten. Landschaft und Wirtschaft sind hier harmonisch verbunden, weil Klima und geologische Gegebenheiten der Gewalt des Menschen eine Grenze setzen.

Die Täler sind bei starkem Gefälle gerade gestreckt, bei geringem Gefälle kommen auch Hufeisenformen und Umlaufberge vor, z. B. im Nagold-, Enz- und Eschachtal. An den Hängen bildet der Hauptbuntsandstein oft Blockmeere, indem seine festesten Bänke nach Klüften zerbrechen und dann der Verwitterung trotzen.

Nach Osten senkt sich der Schwarzwald langsam gegen das Gäu und kehrt dem Unterland seinen unansehnlichen Rücken zu.

Die Gäulandschaft

Sie setzt da ein, wo der Buntsandstein unter den Muschelkalk untertaucht, und endet zu Füßen der Keuperberge. Sie greift also um den Schönbuch, Strom- und Heuchelberg und das Gebiet des schwäbisch-fränkischen Waldes herum und stößt oft entlang größerer Täler buchtartig in das Bergland vor. Von der Höhe, etwa vom Asperg oder von Waldenburg aus gesehen, erscheint die Gäulandschaft als wellige, weite Ebene, arm an Wald, aber mit einem Überfluß an Frucht-

Digitized by Google

feldern, die die Farbe geben und den Gesamteindruck bestimmen. Die Wiesen treten zurück. Da und dort ist auch der Obstbau heimisch, das Kernobst herrscht jedoch vor. Das alles ist der Ausdruck der Anpassung des Menschen an den Untergrund, der aus fruchtbarem Löß und aus den Schichten der Lettenkohle bestehen. Die letzteren lagern in einem 15—25 m mächtigen Schichtstoß dem Hauptmuschelkalk auf. Während der Muschelkalk verkarstet und trocken ist, enthält die Lettenkohle wasserstauende Bänke, die örtliche Grundwasserstockwerke und viele kleinere Quellen erzeugen und den Untergrund feucht erhalten.

Am Stufenrand gegen den Schwarzwald und an den Gehängen der in die Gäuebene eingeschnittenen Täler fehlt die Lettenkohlendecke und meist auch der Löß. Dort streicht der Muschelkalk selbst aus und bildet andere Böden, andere Landschaften und bringt ganz andere wirtschaftliche Bedingungen. Völlig neue Bilder entstehen. Diese Zonen sind wasserarm, der Untergrund ist klüftig und verkarstet. Erdfälle und kleinere Höhlen, Wasserversickerungen und starke, tief liegende Quellen, Trockentäler und Hungerbrunnen zeigen dies an. Steinbrüche leuchten gelbgrau ins Land. Unermeßbare Steinmengen wurden von fleißigen Händen auch aus der Erde gewühlt, um diese zu verbessern und in warmen Lagen dem Weinstock genehm zu machen; in langen Steinriegeln sind diese Lesesteine aufgeschüttet, meist an der Grenze der Grundstücke auf der Linie des größten Gefälles, an flacheren Hängen auch wagrecht gleich Höhenkurven, die Formen noch hervorhebend und ihre Eigenart steigernd. In Weinbergen tritt noch die Mauer hinzu, die den Hang staffelt. Im Vorschwarzwald heißt diese Übergangslandschaft des Muschelkalks Heckengäu, das weit weniger fruchtbar ist als die Lettenkohle- und Lößebene, dafür aber landschaftlich von unendlichem Reiz. Im Sommer brennt die Sonne unbarmherzig auf diese steinigen Heidebuckel. Sonneliebende Pflanzen sind hier zu Hause, die Genossenschaft der Steppenheide, und im Herbst strahlen an allen Rainen die Sonnen der Silberdistel. Nirgends aber zeigt die Gäulandschaft mehr Eigenart und Stil als in den Muschelkalktälern, die in tiefen, gewundenen Gräben die Muschelkalktafel zerschneiden. In kühn geschwungenen Bögen legt sich der Steilhang um die Außenseite der Flußkurve herum,

Digitized by Google

deren Krümmungsmesser mit der Wassermenge wächst, oft ragen Felsbänder heraus oder steigen Felswände senkrecht auf; auf der Innenseite aber biegt sich der flache Gleithang sanft von der Talkante herunter auf eine grüne Wiesenau. Diese Talbilder sind voll Geschlossenheit und Strenge, weil jede Form dasselbe Bildungsgesetz in sich trägt und die Flußkurve wie ein Leitmotiv im Ganzen klingt. Ja die menschliche Kultur schwingt im gleichen Sinne hinein, indem die Weinberge mit ihren Mauern am Hang, die Wiesen im natürlichen Fluß des Tales dasselbe Motiv wiederholen, das die Grundstückgrenzen, Weinbergstaffeln und Steinriegel in steifen, eigensinnigen Senkrechten überschneiden.

In den Gäuebenen ist das Klima verhältnismäßig trocken, kontinental. Hier wohnen die Vertreter der Steppenheide, wo der Mensch ihnen Platz läßt. In der Eiszeit setzte sich der Grundmoränenstaub als Löß in einer Grassteppe hier ab, und in der nacheiszeitlichen Trockenzeit ließen sich die Menschen der jüngeren Steinzeit und der Bronzezeit hier nieder, weil es hier keinen Urwald gab.

Die Keuperberge und das Albvorland

Die Keuperberge sind der Muschelkalkplatte aufgesetzt. Im Gegensatz zu den Kalksteinen des Muschelkalks und der Alb sind die Mergel und Sandsteine, die die Keuperberge aufbauen, für das Wasser weit weniger durchlässig, die Oberflächenwässer kommen also in ihrer Wirkung voll zur Geltung. Darum rauschen nach starken Regen gewaltige Wassermassen braunrot wie in den Tropen aus den Keuperbergen heraus.

Im Innern sind steile, wild aufgerissene, kühle Waldschluchten mit Wasserfällen keine Seltenheit. Man könnte sich oft in den Schwarzwald versetzt glauben. Ein weitverzweigtes Wassernetz, das aus vielen kleinen Quellen gespeist wird, steigt in seinen Spitzen hinauf auf die Hochflächen, auf denen die Talanfänge auslaufen, und die darum reich zertalt und randlich in weiche Rücken, Kuppen und vorspringende Berge aufgelöst erscheinen. Wald und Wiesen herrschen im Landschaftsbild, die Pflanzen der Steppenheide fehlen. Infolge der höheren Niederschlagsmenge bestand hier seit Urzeiten ähnlich wie im

Digitized by Google

Schwarzwald und im Allgäu Urwald, der nicht beſiedelt und erſt in geſchichtlicher Zeit gerodet wurde. Ganz anders iſt das Bild der Keuperberge an den Außenrändern, z. B. an den weiteren, tiefer gelegenen Tälern des Neckarbeckens mit ihrem milden Klima. Die Hänge ſind dort mit Reben bedeckt, und am Waldrand blüht die Flora der Steppenheide.

Der Wechſel von roten und grünen Mergeln mit bunten oder weißen Sandſteinen ſticht auffallend gegen das Gelb und Grau der Gäulandſchaft ab. Die Bodenfarbe ſpiegelt ja überall die Farbe des Geſteins wider. In den Keuperbergen iſt die herrſchende Farbe ein warmes Rotbraun. Aber auch in den Formen, in den Stufen am Hang erkennt man das Wechſelvolle der Geſteine, aus denen das Waſſer mehr als irgendwo im Lande in unerſchöpflicher Mannigfaltigkeit Geſtalten und Bilder herausgeſchnitten hat. Dieſe Schönheit iſt einfach und gemeinverſtändlich. Ein Zug von Größe wohnt ihr nur inne, wo die Berge oft burgengekrönt aus der Gäuebene aufſteigen. Der Schilfſandſtein bildet am Hang häufig eine kleine Stufe, bei Heilbronn und im Heuchelberg ſchließt er die Berge ab. Viel häufiger aber herrſcht auf der Höhe der Stubenſandſtein, der auf ſeinen hellen ſandigen, weniger fruchtbaren Böden gleich dem Buntſandſtein heute noch viele Wälder trägt. Als weißes Band erſcheint er oft an der Kante der Berge und trägt faſt allein den Schwäbiſch-fränkiſchen Wald. Im Albvorland, im Schönbuch, auf den Fildern, dem Schurwald, Welzheimer Wald, auf der Frickenhofer Höhe, ja bis zum Mainhardter Wald liegt dem Knollenmergel oder auch dem Rhät noch die Platte des unteren Lias auf, die in leichtem Schwung über die Stubenſandſteinfläche herausgehoben erſcheint und auf einzelnen fruchtbaren gäuartigen Inſeln felderumkränzte Ortſchaften auf teilweiſe altem Siedlungsgrunde trägt umwogt von dem Meere des Waldes. Einen umfaſſenden Rundblick genießt man hier. Südwärts ſteigt mauergleich die Alb auf. Im Fränkiſchen ſchaltet ſich zwiſchen Schilf- und Stubenſandſtein beherrſchend die Rieſelſandſteinſtufe ein.

Im Keuper verläuft der Neckar bei Tübingen, Plochingen, Eßlingen und bei Heilbronn, im Keuper liegt Stuttgart. Die größten Städte, die reichſte Induſtrie kamen hier zur Entwicklung, faſt alle großen und findigen Schwaben ſind hier

Digitized by Google

gewachsen, in diesem Herzblatt des Schwabenlandes. An den rotbraunen Keuperhängen des Neckarlandes wächst der schwäbische Wein. Im Rems- und Bottwartal steht Obstbaum an Obstbaum, und wo die Lage dem Weinbau nicht günstig ist, steigt der Obstbaum auch die Hänge hinan. In schwerer Arbeit und frohem Genuß leben hier die Menschen. Auf dem Land herrscht nicht die Maschine, sondern immer noch der Mensch. Im Tal haben meist nur wenig Äcker und Wiesen Platz; am Hange liegen Gärten, Weinberge und Obstwiesen in der Sonne und spiegeln die Arbeit des Menschen wider. Liebliche Ortschaften sind in einen Wald von Obstbäumen eingebettet und scheinen von unserer Zeit kaum berührt. Am herrlichsten sind sie, wenn der Kirschbaum blüht.

Altertümliche Züge tragen die Keuperlandschaften, die noch wenig vertiefte Talanlagen aus der Zeit der Entwässerung nach der Donau enthalten, wie das Leingebiet oder der Mainhardter Wald. Der Unterschied zwischen dem Remstal bei Lorch mit seinen tief eingeschnittenen Seitenschluchten und der langsam dahinschleichenden Lein mit ihren weiten flachen Talhängen springt jedem aufmerksamen Beobachter ins Auge.

Der untere Jura oder Lias, der in seinen untersten Kalk- und Sandsteinbänken die Keuperberge selbst deckt und ihre Gestalt bestimmt, leitet im Albvorland mit vielen kleinen Stufen zur Alb selber hinüber. Zwischen den Waldgürtel der Keuperberge und den des Steilabfalls der Alb schiebt sich ein breiter und reich gegliederter Felderstreifen ein, aus dem sich die Alb fast unvermittelt erhebt.

Die Alb

Sie ist das Urbild einer Tafellandschaft. Wie eine Schuppe sitzt die Kalkplatte der Schwäbischen Alb in der Haut der Erdoberfläche, überwallt von den lockeren Gesteinen Oberschwabens. Ein Streifen ragt schräg heraus und bricht dann plötzlich ab. Dieser Streifen ist die Albhochfläche, der Abbruch ist die Stirne, der bekannte Steilabfall der Alb.

Die westliche Alb ist durch eine Reihe von Durchbruchtälern in einzelne Tafelberge und Berginseln zerlegt: Lupfen, Hohenkarpfen, Heuberg. Die Neckarseite ist fast frei von Einzel-

Digitized by Google

Luftverkehr Sträble-Schorndorf

Abb. 4 Albhochfläche des Heubergs, im Hintergrund am Steilrand unvermittelt abbrechend, mit typischem Tal der Donauseite (Lippachtal)

O. Feucht

Abb. 5 Oberes Filstal mit bezeichnenden Felsen

Digitized by Google

Digitized by Google

felsen. Hingegen läuft ein streifiges Gesteinsband der Kante entlang, und zeigt durch die vielen Abrutschungen mit schwacher Pflanzendecke an, daß hier die Natur das Gleichgewicht noch nicht gefunden hat. Erst in der Balinger Alb tauchen gewaltige Felsklötze ohne Schichtung aus den wohlgeschichteten Kalkbänken auf, es sind die herauswitternden Schwammstotzen des Lochenstein, des Gräbelesbergs und des Böllat. Die Alb erreicht hier im Westen ihre höchste Höhe, obwohl nur die unterste Stufe des Weißen Jura entwickelt ist. Donauwärts sinken die Schichten stark ein, so daß rückwärts vom Rand die zweite Stufe zur Entwicklung kommt. Ja im Donautal sind bereits die Riffe des oberen weißen Jura herrschend geworden und tragen dort wesentlich zu einer landschaftlichen Schönheit bei, die in Deutschland ihresgleichen sucht.

In der Westalb greifen die Nadelwälder des Schwarzwaldes bis zum Hunsrück herüber und „verstärken noch den düsteren und drohenden Eindruck dieser Felsenhöhen".

Die Pflanzenwelt enthält viele alpine und südliche Arten. In den hoch gelegenen Tälern fehlt der Weinstock; aber der Getreidebau steigt bis über 900 m hinauf. Wir haben hier wie auf der ganzen Alb altes Kulturland vor uns, das schon in Bronze- und Hallstattzeit stark besiedelt war.

Die altehrwürdige, eigenbrödlerische Hochfläche in ihrem Wechsel von flachen Ackermulden, um nackte Ortschaften herumgelegt, und steinigen Weide- oder Waldbuckeln wirkt hier, wo der rätselhafte Abbruch des Nordrandes oder ein tiefes, romantisches Tal der Donauseite immer in der Nähe ist und ihre herbe Einheitlichkeit zerschneidet, besonders stark (Abb. 4).

In der mittleren Alb rücken die untere und mittlere Stufe des Jura zu einer einzigen Stufe zusammen. In der Reutlinger Alb an der Wanne und an den Pfullinger Hochwiesen sind sie noch als Treppen deutlich zu sehen, als wollten sie die Quenstedtsche Gliederung im Modell darstellen. Ein Felsenkranz zieht an der oberen Kante hin, so daß man überall von der Hochfläche wie auf eine Kanzel heraustreten kann.

Die Täler der Nordseite sind von saftigen Wiesen und Obstbäumen erfüllt, der Kirschbaum herrscht da und dort vor. Zur Zeit der Kirschblüte erscheinen die Ortschaften von oben gesehen wie zwischen Blumen gebettet. Auf der Hochfläche ist der

Digitized by Google

Getreide- und Kartoffelbau zu Hause. Oft sind die Felder von Steinen wie übersät. Gelegentlich gibt es noch einmähdige Wiesen (Mähder, Holzwiesen), häufiger Schafweiden mit Wacholder und herrlichen einzelstehenden Weidbuchen. Steinige Kuppen tragen öfters auch Wald. Auf Felsen und in sonnigen Heidewäldern leben Pflanzen der Steppenheide, unter denen sich alpine und südliche Arten finden. (Abb. 5). Der Steilhang aber trägt einen lichtgrünen Kranz von Buchenwald, der sich um die Bergvorsprünge und in die Täler hinein als ein zusammenhängendes Band legt, an der Kante der Hochfläche aber meist abschneidet. Am Fuß der Berge schaltete sich zwischen Wald und Feld eine Weidezone ein, die allmählich der Aufforstung — sogar mit Fichten! — oder dem Ackerbau zum Opfer fällt.

Die östliche Alb senkt sich mehr und mehr, schon wegen der geringeren Mächtigkeit der Juraschichten. Die offenen Täler von Brenz und Kocher zerschneiden sie in zwei Stücke, Aalbuch und Ulmer Alb im Westen, Härtsfeld im Osten. Die Verkarstung ist so weit fortgeschritten, daß die Seitentäler der Brenz alle trocken liegen. Der Aalbuch ist vom Wald beherrscht. Die Ulmer Alb ist bereits von Tertiär bedeckt und trägt fruchtbarstes Ackerland. Das Härtsfeld ist steinig, trocken und mager und der Boden vermag nur wenig Menschen zu ernähren. Darum sind auch Heidenheim und Giengen — entsprechend Ebingen — Industrieorte inmitten einer Landschaft, die eine Vermehrung der Menschen an sich nicht mehr gestattet.

Alpine Pflanzen fehlen hier der Steppenheide.

Keine Landschaft Württembergs ist so einheitlich in ihrem Aufbau, so streng in den Formen, so geschlossen in ihrem Stil. In starr sich wiederholenden Kurven schwingen sich am Nordrand die Hänge, steiler und steiler werdend, oft in zwei Anläufen zur Randkante empor, wie Leitmotive sich überall versammelnd. Ein einheitlicher Rhythmus klingt durch das Landschaftsbild.

Auf der Neckarseite haben wir verhältnismäßig junge Formen, auf der Hochfläche den Rest einer uralten Rückenlandschaft, die infolge der Verkarstung seit Hunderttausenden von Jahren fast unverändert daliegt und ein Bildungsgesetz der Formen durch fließendes Wasser vielfach schon vermissen läßt. Es ist als ob der Leib sein Gerippe zeigte, als ob der innere Bau sich in den

Digitized by Google

herausragenden Riffen als Kuppen zur Geltung brächte, und der alte Meeresboden ans Tageslicht käme. Diese Hochfläche, auf der die Älbler wohnen, und die den Älbler geprägt hat, gilt für eintönig und langweilig — doch nur für den, der sie nicht verstanden hat.

Oberschwaben

Unser Land ist landschaftlich nicht bloß darum so reich, weil die einzelnen Landschaften aus ganz verschiedenen Gesteinen bestehen, sondern weil ihre Geschichte eine so verschiedene ist. Die ehrwürdige Albhochfläche ist eine tote Landschaft, die sich kaum verändert. Zur Miozänzeit stand der Steilrand noch südlich Stuttgarts, noch früher überdeckte der Jura das ganze Unterland, ja sogar den Schwarzwald. Seitdem hat das Wasser den Schwarzwald abgedeckt und das Unterland ausgeräumt. Und heute noch ist es am Werke. Diese Abtragungslandschaft nördlich der europäischen Wasserscheide ist als Landschaft von jugendlichem Alter. Indessen kann jede neue Hebung die Abtragung neu beleben, auch wenn eine Landschaft bereits Alterszüge angenommen hat. Tatsächlich haben im Laufe der Entstehung der Landschaft des Unterlandes wiederholt Hebungen stattgefunden, unterbrochen durch Stillstandslagen, die jeweils einen gewissen Abschluß eines Abtragungskreislaufes in Einebnungen, Stufen, Schotterebenen usw. erkennen lassen. Es brauchen also nicht alle Stufen durch das Gestein bedingt zu sein. Im Oberland dagegen wirkt die Abtragung erst seit kurzer Zeit, nämlich seit dem Rückzug der Gletscher. Somit trägt die ganze Landschaft noch Züge in sich, die auf die Tätigkeit der Gletscher zurückzuführen sind. Der Rheintalgletscher breitete sich in einem großen Eisfächer in wiederholten Vorstößen über Oberschwaben aus, tiefte in der von ihm angetroffenen Molasselandschaft infolge der Weichheit des Gesteins stellenweise flache Becken aus und überzog sie mit einer Haut von Grundmoränenlehm. Höhere Tertiärberge wie der Gehrenberg und der Bussen wurden vom Eis umflossen. Um den Bodensee herum formte aber das Eis auf seinem Grunde langgestreckte Hügel in ganzen Scharen aus dem Untergrunde heraus, angeordnet in der Richtung der einstigen Eisbewegung. Es sind die sogenannten

Digitized by Google

Drumlins, die bald aus Molasse, bald aus Gletscherschutt bestehen können, und die jedenfalls einem letzten Eisvorstoß aus dem tief liegenden Bodenseegebiet heraus ihre Entstehung verdanken. Wir haben also dort noch den alten Gletscherboden fast unverändert vor uns, in den nördlicheren Gebieten wenigstens noch wesentliche Züge der vom fließenden Eise geformten Landschaft, allerdings verschleiert oder ganz verdeckt durch die Aufschüttungen der Gletscher. Im Gegensatz zu den skandinavischen Gletschern Norddeutschlands führte der Rheingletscher auf seinem Rücken viel Gesteinsschutt mit sich, der sich an der abschmelzenden Eisstirne samt dem eingefrorenen oder am Grunde fortgeschobenen Schutt als Endmoräne wallartig absetzte, weil sich offenbar Eiszufluß und Eisabschmelzung lange Zeit die Wage hielten. Der Wall der letzten Vereisung der Würmeiszeit ist bis heute fast unversehrt erhalten. In einem großen Bogen zieht er nördlich Schussenried mitten durch Oberschwaben und bildet ungefähr die Wasserscheide zwischen Donau und Bodensee. Weiter südwärts verlaufen noch einige Endmoränenwälle, die Stillstandslagen des Gletschers andeuten. Diese Landschaft der Jungmoränen der Würmeiszeit hat also ihre wesentlichen Züge der Gletscheraufschüttung und Gletscherformung noch so erhalten, als ob sie eben vom Gletscher verlassen worden wäre. Stärker verwaschen und eingeebnet sind die Ablagerungen der älteren Rißvereisung im nördlichen Oberschwaben. — Außer der unmittelbaren Wirkung des Eises fällt die mittelbare der Schmelzwässer vor dem jeweiligen Gletscherrande auf, die in breiten Eisrandtälern ihren Ausweg suchten. Der Eisrand der Rißvereisung beeinflußte und verlegte sogar den Donaulauf. Der Moränenschutt wurde durch die Schmelzwässer umgelagert und weiterverfrachtet, alte Becken wurden teilweise zugeschüttet, die jeweiligen Endmoränen riegelten ältere Zungenbecken früherer Gletscherlagen ab, so daß darin Eisrandseen entstanden, in denen sich die Gletschertrübe als feiner Schlamm absetzte. Solche abgeriegelte Zungenbecken sind z. B. das von Ravensburg oder das des Federsees und des Wurzacher Rieds.

In diese Landschaft ohne strenges Formengesetz, ohne den Rhythmus der Linie, gruben dann Zuflüsse der Donau und des Bodensees ihre Furchen ein und gliederten sich das vorhandene Schmelzwässernetz mit seinem andersartigen Bildungs-

Digitized by Google

H. Schwenkel

Abb. 6 Oberschwäbische Moränenlandschaft
Rohrsee bei Wolfegg, mit Bulten von Böschenspalt, mit Seerosen und fliegenden Lachmöwen. Im Hintergrund flache Riesrücken

Digitized by Google

Digitized by Google

geſetz mehr oder weniger an. Doch liegen Stücke breiter Urſtromtäler heute leer und ſumpfig da.

Dieſe Landſchaft iſt ſchwer verſtändlich; ſie iſt ſpröde und verbirgt ihre Reize. Nur wer ſich ihr hingibt, findet ſie. Von allgemeiner und unmittelbarer Wirkung ſind nur die paradieſiſche Bodenſeelandſchaft und allenfalls einzelne kleinere Seen des Oberlandes. Alles Großartige und Romantiſche fehlt. Hingegen iſt Oberſchwaben unerſchöpflich an Schönheiten im Kleinen, in ſeinen tauſendfältig wechſelnden Formen der Landſchaft und der Bewirtſchaftung. Auf kurzen Strecken ſteigt man von einer bewaldeten Bergkuppe in eine Mulde voller Wieſen und Felder oder tritt an einen von Binſen, Schilf und Erlen umwachſenen See voller Seeroſen (Abb. 6), oder in ein Moor, in dem die düſtere Bergkiefer aus den Alpen noch von der Eiszeit her zuſammen mit anderen alpinen Pflanzen ein faſt märchenhaftes Daſein führt. Urwälder gibt es hier, die noch kaum einen Axthieb ſpürten, zwar zwerghaft an Wuchs, doch vollkommen in ihrer Unberührtheit und Urſprünglichkeit.

Geſchloſſene Gewanndörfer kennt man nur in Nordoberſchwaben und am Bodenſee, wo auch die Pflanzen der Steppenheide heimiſch ſind. In der Moränenlandſchaft, die erſt in hiſtoriſcher Zeit beſiedelt wurde, herrſcht der Einzelhof, allerdings teilweiſe erſt im 18. Jahrhundert durch künſtliche „Vereinödung" der Ortſchaften entſtanden.

* * *

Welches Land kann ſich mit unſerem Württemberg meſſen? So klein es iſt, ſo bietet es doch einen unerſchöpflichen Reichtum an Schönheiten, eine ganze Muſterkarte von Landſchaften. Zwar fehlt ihm das Großartige, aber ſeine Landſchaften haben wie ſeine Bewohner ſtarke Eigenart und Stil. Unübertrefflich an Schönheit iſt der Albrand, ehrwürdig und zu Herzen gehend ihre herbe Hochfläche. Oberſchwaben vereinigt, abgeſehen von den Sandflächen, alle Landſchaften der Norddeutſchen Tiefebene auf kleinem Raum. Das Unterland iſt eine Welt für ſich voller Lieblichkeit, und im Schwarzwald haben wir Anteil an den Mittelgebirgen des karboniſchen Faltenzugs. Die ganze Mannigfaltigkeit eines Erdteils vereinigt unſer Land, wenn auch Meer, Wüſte und Hochgebirge fehlen.

Digitized by Google

Württembergische Fossilfunde

Von Fritz Berckhemer

Der Reichtum unseres Landes an Fossilien ist ein Reichtum edelster Art; man könnte beinahe sagen, die Motten und der Rost vermögen ihm nichts anzuhaben, wenn nicht gerade doch die in Schwefelkies oder Katzengold erhaltenen Stücke leider öfters zur Zersetzung neigen würden. Diese „Tunichtgute" sollen uns aber nicht abhalten, die Denkmale des sich über viele Millionen Jahre erstreckenden vorzeitlichen Lebens in unserem Lande zu pflegen und uns der schönen Formen und großartigen Gestalten zu erfreuen.

Man erwarte hier keine wissenschaftliche Definition des Begriffes „Fossil"! In der Praxis weiß es jedermann: ein Ammonshorn von der Alb, ein Belemnit, ein Ichthyosaurus oder ein Mammutzahn, das sind unzweifelhafte Fossilien oder Versteinerungen. Gar manchem mochten diese grauen, starren leblosen Versteinerungen bisher recht wenig zu sagen haben; aber doch nur auf den ersten Blick. Sehen wir genauer zu, so nehmen uns bald die Wunder der Form gefangen, die sich dem Auge hier offenbaren: die Ammonshörner, von der eleganten dünnen Scheibe bis zum dickkugelig aufgeblasenen Gehäuse, mit den aus Streifenbündeln, aus Sichel- und Gabelrippen, Knoten, Dornen und Stacheln bestehenden prächtigen Verzierungen und der köstlichen Zeichnung der Lobenlinien. Wunderschön sind die Sterne der Korallenstöcke, und wer könnte sich dem Eindruck der blumenhaften Seelilienkelche mit ihren vielen geschmeidigen, ins Endlose gegliederten Armen entziehen, wer sich der Wirkung der reizvollen Ornamente eines Cidaritengehäuses verschließen? Die Drachengestalten der Meer-, Land- und Flugechsen, die gewaltigen Säugerriesen der Eiszeit, Höhlenbär und Höhlenlöwe, Wisent und Auerochs, Riesenhirsch, Nashorn und Mammut bewegen unsere Gedanken mächtig; wir wissen ja, all diese sog. Fossilien haben einmal leibhaftig gelebt: „Die fossilen Skelette sind eine Schrift, an deren Wahrheit sich nicht rütteln läßt!" Und sie haben

Digitized by Google

hier bei uns gelebt! Wo uns im Museum heute die toten Gerippe aus den Glasschränken und von den Wänden herab gespenstig ansehen, da tobten einst die sturmgepeitschten Wogen des Jurameeres, durchfurcht von beutegierigen Saurierscharen, da breitete sich unter tropischem Himmel einst auch ein Ozeanien aus, und in der blauen Flut standen die lockenden Kelche buntfarbener Korallen, ließen Seelilien ihre flimmernden Arme spielen. Eine vielen vor uns lebenden Generationen der Menschheit verschlossen gebliebene Schöpfung tut sich unserm Geiste auf, von einer zeitlichen Ausdehnung, gegen welche die Menschheitsgeschichte sich nur wie das letzte Einzelbild in einem unermeßlich langen Film ausnimmt, von einer Fülle der Gestalten, die noch in steter Zunahme begriffen ist.

Nicht immer konnte man sich mit so unbedingter Sicherheit über die Natur der Fossilien aussprechen. In seiner Geschichte vom Wunderbad Boll aus dem Jahr 1598 gibt Johannes Bauhinus eine Abbildung des sog. Seegrasschiefers aus dem Boller Jura, und der Zeichner sah statt der sich überkreuzenden Pflanzenstreifen lauter nackte Menschengestalten. Als Herzog Eberhard Ludwig Anno 1700 bei der Uffkirche östlich Cannstatt eine Anzahl Knochen vom Mammut, Nashorn usw. ausgraben ließ, erwuchs unter den Gelehrten ein ernsthafter Streit darüber, ob dies nun Überbleibsel römischer Viehopfer seien oder Naturspiele oder ob man hier eine Wirkung, ein Angedenken der Sintflut vor sich habe; ja es wurde selbst die uns heute unglaublich scheinende Ansicht vertreten, diese Fossilien wären im Boden gewachsen. Aus dem Jahre 1709 haben wir den ersten Bericht über die Steinheimer Planorbis multiformis von Lentilius, der diese Schneckengehäuse als Naturspiele betrachtet. Etwa um dieselbe Zeit gab der Hofprediger Hiemer Beschreibung und Abbildung des Schwäbischen Meduſenhauptes, einer fossilen Seelilie aus dem Liasschiefer von Ohmden und erklärte sie als durch die Sintflut aus dem Ozean zu uns hereingeschwemmt.

Wie kommt es nun, daß in den Versteinerungen oder Fossilien überhaupt etwas von den Pflanzen und Tieren, die vor Zeiten lebten, erhalten bleiben konnte? Was erhalten blieb, sind bei Tieren in der Hauptsache diejenigen Teile, welche schon zu deren Lebzeiten aus mineralischer, d. h. unverweslicher Substanz bestanden, also bei den Wirbeltieren die Knochen, bei Weichtieren

Digitized by Google

die Kalkſchalen, von Korallen und Schwämmen das aus Kalk oder Kieſel beſtehende Stützgerüſt uſf. Vielfach fallen aber auch dieſe Hartteile nach dem Tode der Tiere der Zerſtörung anheim. Wenn Knochen verendeter Tiere an der freien Luft liegen bleiben, ſo wird die Leimſubſtanz der Knochen allmählich zerſtört und der Kalk aufgelöſt, ſo daß ſchließlich nichts mehr übrig bleibt; ähnlich ergeht es den Schalen der Schnecken und Muſcheln, wenn ſie frei liegen bleiben. Sollen dieſe Hartteile erhalten bleiben, ſo müſſen ſie mehr oder weniger von den atmoſphäriſchen Einflüſſen abgeſchloſſen werden, ehe noch ein Zerfall eintreten kann. Dies geſchieht, wenn die Leichen oder die Knochen und die Schalen der Weichtiere in die Ablagerungen von Flüſſen, Seen, Mooren oder des Meeres geraten. Die dort zur Ablagerung gelangenden Abſätze von Schlamm, Sand, Kies oder Torf ſchützen dann die Knochen und Schalen, und bei der Erhärtung der betreffenden Ablagerung können ſie dann ſchießlich ein Beſtandteil feſter Geſteine werden.

Das Laub, das im Wald zu Boden fällt, vergeht; die organiſche Maſſe, aus welcher die Blätter beſtehen, wird durch Verweſung und Vermoderung zerſetzt und aufgelöſt. Gelangen aber Blätter etwa durch den Wind in eine Kalktuffablagerung oder in die Schlammabſätze eines Waſſerbeckens, welche die Pflanze raſch genug einhüllen, ſo wird uns dieſe als Kohle erhalten oder es bleibt wenigſtens die Form des Blattes, wenn auch die Subſtanz ſelbſt im Lauf der Zeit zerſtört wird.

Der Grund, weshalb gerade Württemberg ſo viele und verſchiedenartige Zeugniſſe des Lebens der Vorzeit geliefert hat, liegt einmal im Aufbau des Landes ſelbſt. Sein Untergrund beſteht größtenteils aus Ablagerungsgeſteinen, welche ja allein Petrefakten führen — Granit und Gneis können ihrer Entſtehung nach ſolche nicht enthalten. Dieſe Ablagerungsgeſteine nehmen nicht mehr ihre urſprüngliche wagrechte Lage ein, wodurch nur die obenauf liegenden Formationen zugänglich ſein würden, ſondern ſie ſind durch nachträgliche ungleiche Hebung des Untergrundes leicht ſchief geſtellt. Auf dieſe Weiſe treten vom Schwarzwald bis zur Donau herüber alle die am Aufbau des Untergrundes beteiligten Formationen auf verhältnismäßig beſchränktem Raum an der Oberfläche zutage und bieten uns die in ihnen enthaltenen Foſſilien dar. Daß dieſe Foſſilien nun aber auch tatſächlich gewon-

Digitized by Google

nen werden, das ist das Verdienst unseres Volkes, das einen besonders offenen Sinn für diese Dinge besitzt. Nicht leicht in einem andern Land wird man wie in Württemberg so viele Petrefaktensammler und -liebhaber aus allen Ständen, vom Lehrer, Pfarrherrn und Geschäftsmann bis zum einfachen Arbeiter beisammen treffen. Dieses Interesse für die Versteinerungen wurde aufs glücklichste gepflegt und befruchtet durch die Vertreter der Wissenschaft am Naturalienkabinett zu Stuttgart und an der Universität zu Tübingen, allen voran durch Quenstedt, Oscar und Eberhard Fraas. Und aus den Reihen der Nichtfachgeologen gingen Führer hervor wie Major v. Zieten und unser Pfarrer Dr. Engel. Dazu kommen, besonders in früheren Zeiten, nicht gering einzuschätzende Einwirkungen von außerhalb des Landes. Geologen von Ruf wie Leopold v. Buch und Graf Münster besuchten die bedeutenderen Privatsammlungen, Agassiz bestimmte die Fische, und insbesondere der Bahnbrecher in der Kenntnis fossiler Wirbeltiere in Deutschland, Hermann v. Meyer in Frankfurt, stand in häufigem wissenschaftlichem Verkehr mit unseren süddeutschen Sammlern v. Alberti, Graf Mandelsloh, den Apothekern Weißmann und Wetzler, Baurat Bühler, Finanzrat Eser, Pfarrer Probst.

Das älteste Schichtenglied in Württemberg, das wesentlichere Fossilfunde geliefert hat, ist der Muschelkalk. Die zahlreichen Funde aus dieser Formation hat Friedr. v. Alberti im Jahr 1864 in seinem „Überblick über die Trias" zusammengestellt als eine Art Katalog seiner mit so großem Eifer zusammengebrachten Sammlung. An späteren Funden kommen zu den dort aufgeführten Seelilien, Muscheln, Schnecken, Brachiopoden, Ceratiten, Krebsen, besonders noch die schönen dolomitisierten Schaltierreste aus dem Oberen Muschelkalk von Schwieberdingen. Saurier wurden in der Hauptsache von den Apothekern Weißmann und Blezinger in Crailsheim gesammelt. Nach dem Material des ersteren konnte Hermann v. Meyer verschiedene Arten des schlankschädeligen Nothosaurus beschreiben und mit dem breitköpfigen Simosaurus eine neue Sauriergattung aufstellen. Während man von Nothosaurus größere zusammenhängende Skelettpartien aus Württemberg noch nicht kennt, sondern nur Schädel und einzelne Knochen, so ist von Simosaurus in den

Digitized by Google

letzten Jahren ein solcher Fund gemacht worden, so daß man von dieser Sauriergattung, von der man seit 80 Jahren nur die Schädel kannte, nun endlich auch eine Vorstellung vom Rumpfskelett gewinnen kann. Diese Wirbeltierfunde werden ausnahmslos im Steinbruchbetrieb gemacht, und es kommt alles darauf an, daß die Arbeiter das nötige Interesse für diese Funde besitzen und darauf achten, daß kein Stückchen der zerschlagenen Teile verloren geht.

In der auf den Muschelkalk folgenden Lettenkohle des Keupers setzen sich die beiden genannten Sauriergattungen noch fort, dazu kommen kleine, nur 10—20 cm lange Echsen (Neusticosaurus), von denen im Lettenkohlendolomit von Hoheneck einmal eine ganze Menge gefunden wurden, und es treten jetzt auch amphibienartige Panzerschädellurche (Stegocephalen) stärker in Erscheinung. Den größten Panzerlurch der Welt (Mastodonsaurus giganteus) mit bis zu 1 m Schädellänge treffen wir hier. Daneben kleinere Stegocephalen, deren Schädel mehr breit als lang ist, ähnlich wie der unserer Frösche, nur unvergleichlich viel größer. Die ausgezeichneten fossilen Farne, Schachtelhalme und Nadelhölzer des Lettenkohlensandsteins von Bibersfeld und aus dem Schilfsandstein des Keupers, besonders der Umgebung von Stuttgart und Heilbronn, sind durch die Arbeiten von Jäger, Schimper, Schütze rühmlich bekannt geworden. Zur Zeit des Schilfsandsteins lebten in festländischen Sümpfen und Wasserläufen Vertreter der vorhin erwähnten Panzerschädellurche in verschiedenen neuen Arten; von Metopias diagnosticus wurde das einzige, bisher Unikum gebliebene Skelett eines Triasstegocephalen, wie bekannt in einem bereits für Bauzwecke zubehauenen Stein gefunden. Man mag hier von einem besonders glücklichen Zufall reden, aber man sieht aus diesem Fall auch wieder, daß es nicht genügt, daß die fossilen Reste im Gestein vorhanden sind, es gehören auch ein paar helle Menschenaugen dazu, welche die Bedeutung eines solchen Fundes erkennen.

Im jüngeren Stubensandstein des Keupers, aus dem man lange Zeit Stegocephalen nicht kannte, hat erst Eberhard Fraas 1913 drei verschiedene Arten festgestellt, darunter besonders schöne Reste der querschädeligen Gattung Plagiosaurus. Gerade diese Stegocephalenfunde stellen einen ganz einzigartigen palaeonto-

Digitized by Google

logiſchen Schatz unſeres Landes dar. Neben Sumpfgebiet und fließenden feſtländiſchen Gewäſſern, in denen dieſe Stegocephalen und auch große Schildkröten hauſten, die älteſten, welche man kennt, zuſammen mit den Keuperkrokodilen Belodon und Myſtrioſuchus, von denen wir koſtbare, nirgends wieder ſo ſchön gefundene Stücke von Heslach, Zuffenhauſen und Pfaffenhofen beſitzen, müſſen auch größere Gebiete feſten Landes in damaliger Zeit bei uns vorhanden geweſen ſein. Dies wird bezeugt durch die auf ihren beiden Hinterfüßen laufenden Sauriertypen Sellosaurus und Teratoſaurus, den ſpringenden kleinen Procompſognathus, die auf allen Vieren gehenden Thecodontoſaurus, Saltopoſuchus, Aëtoſaurus, ſämtlich von Pfaffenhofen und dann durch unſer palaeontologiſches Juwel, die Gruppe der 24 Aëtoſaurier von Heslach. Dem verſtorbenen Oberkriegsrat von Kapff, der zwanzig Jahre hindurch den Saurierreſten des Stubenſandſteins der Stuttgarter Gegend mit größtem Eifer nachſpürte, war es ſchließlich gelungen, auf dieſen herrlichen Fund zu ſtoßen; durch Belohnung der Arbeiter in den Sandgruben auch für unbedeutende Bruchſtücke, die ſie ihm brachten, und indem er ihren Eifer und ihre Aufmerkſamkeit durch Geſchenke anzuſpornen wußte, erreichte er es, daß die Leute auf die Knochen achteten und ihm alle Funde meldeten. Die Präparation der Aëtoſaurusgruppe wurde in anderthalbjähriger mühevoller Arbeit von Kapff ſelbſt vorgenommen, indem er Sandkörnchen um Sandkörnchen von den Knochen mit einer Nadel entfernte und die Knochenmaſſe mit Gummiwaſſer tränkte.

In neuerer Zeit haben neben den beſonders durch Prof. v. Huene beſchriebenen Sauriern von Pfaffenhofen, die zumeiſt Unica ſind, auch die im Knollenmergel des oberſten Keupers liegenden größeren Dinoſaurierſkelette von Troſſingen Aufſehen erregt; nur eine Lokalität, nämlich Halberſtadt, kann ſich in Deutſchland mit Troſſingen meſſen. Aufmerkſam gemacht durch den verſtorbenen Oberlehrer Munz in Troſſingen, der an dem vom Troſſelbach freigelegten Hang Knochenreſte beobachtet hatte, konnte Profeſſor Fraas für die Landesſammlung in Stuttgart im Jahre 1912 dort ein wunderbar vollſtändiges Skelett von Plateoſaurus troſſingenſis gewinnen. Nach dem Krieg hat das geolog. Inſtitut in Tübingen eine ganze Reihe vollſtändiger Skelette nach Tübingen gebracht, die, wenn einmal

Digitized by Google

aufgestellt, beinahe mit der weltberühmten Iguanodongruppe in Brüssel rivalisieren werden.

Sind im Keuper die Fossilien im großen ganzen doch Seltenheiten und auf bestimmte Stellen beschränkt, so genießt die Juraformation in Württemberg zweifellos den besten Ruf für ihren Petrefaktenreichtum. Gleich an der Grenze gegen den an Fossilien so sterilen Oberen Keuper liegt das Rhät-Lias-Bonebed mit seinen Tausenden von Fischzähnen und sonstigen Wirbeltierresten. In diesem Bonebed fand Th. Plieninger bei Degerloch in den fünfziger Jahren das erste Zähnchen von Microlestes antiquus; mitten im Zeitalter der Reptilien kündet sich hier schon die erst viel später zu größerer Entwicklung kommende Säugetierwelt an. Dieser Fund war die hauptsächlichste Veranlassung, daß der berühmte britische Geologe Charles Lyell damals Stuttgart besuchte. Der hohe Besuch wäre dem Zähnchen aber beinahe schlecht bekommen; Lyell bekam gerade, als er den kostbaren Fund in Augenschein nehmen wollte, einen Hustenanfall, und schon war das winzige Zähnchen vom Tisch verschwunden, konnte aber durch die Bemühungen der Anwesenden, die gemeinsam am Boden herumkrochen, schließlich wieder eingefangen werden. Eser hat als Augenzeuge diese Episode in seinen Lebenserinnerungen humorvoll geschildert. Die außerordentliche Seltenheit dieser Säugetierzähnchen hat übrigens originelle Fälschungen gezeitigt, wie Edw. Hennig dargelegt hat; Bruchstücke von Hybodus-, also Haifischzähnen derselben Fundschicht, wurden hintereinander gekittet, um so einen Multituberkulatenzahn vorzutäuschen.

Kommen wir nun zum Jura selbst, so treten uns als dessen markanteste Wahrzeichen die von Bauhinus einst Scherhörner genannten, schneckennudelartig aufgerollten Ammoniten entgegen. In Württemberg jedem Schuljungen vertraut, soll sie Crusius laut Quenstedt noch für Eindrücke der Himmelsgestirne auf unsere Erde gehalten haben. Quenstedt hat allein in seinen „Ammoniten des Schwäbischen Jura“ 2585 Exemplare davon abgebildet und so aller Welt bekannt gemacht. Großenteils auf schwäbische Ammoniten begründete der amerikanische Ammonitenforscher Hyatt sein für die entwicklungsgeschichtliche Betrachtung der Ammoniten grundlegendes Werk über die Ariëtenverwandten. — Holzmaden! Durch diesen Ort und seine Umgegend ist Württ-

Digitized by Google

temberg als Petrefaktenlieferant am bekannteſten geworden. Es gibt kein bedeutenderes naturgeſchichtliches Muſeum, das nicht ſeinen Ichthyoſaurus von Holzmaden hätte; von dieſen merkwürdigen Tieren hat Württemberg mehr geliefert als irgend ein anderes Land. Daß die Saurier aus ihrer nun ſchon viele Jahrmillionen währenden Ruhe im Geſtein an das Licht des Tages herausgeholt werden, verdankt man einer eigenartigen Induſtrie, welche die Fleinsplatten des Juraſchiefers der Gegend von Holzmaden, Ohmden und Boll zu Ofenplatten, Spültiſchplatten und dergleichen verarbeitet. Um zu dieſen Fleinsplatten zu gelangen, müſſen einige Meter Schiefer, welche darüber liegen, abgehoben werden, und in dieſem ſind die Skelette enthalten. Nach Quenſtedt geht die Benützung der Platten auf die Zeit der Hohenſtaufen zurück, und ſchon frühe wurde man auf die ſeltſamen Funde aufmerkſam. Das älteſte Stück in der Stuttgarter Naturalienſammlung iſt vom Jahre 1749 datiert. Wie es vor etwa 60 Jahren beim Saurierfang zuging, hat Oscar Fraas in recht anſchaulicher Weiſe geſchildert: „In den Schiefern, die in offenen 15—20 Fuß tiefen Gruben ausgebeutet werden, liegt durchſchnittlich auf einer Quadratrute ein ‚Tierle‘, wie der Arbeiter die Saurier nennt. Da liegen ſie in ihren vieltauſendjährigen Steinſärgen, vom Schiefer dicht umhüllt, nur die rohen Umriſſe erkennt man, wie bei den in Leinwand gewickelten Mumien. Man ſieht den Kopf durchblicken, die Wirbelſäule, die Lage der Extremitäten, die ganze Länge des Tieres, und raſchen Blicks erkennt aus dieſer Form ſchon der Arbeiter, ob es ein Tier mit Floſſen iſt (Ichthyoſaurus) oder mit Pratzen (Teleoſaurus). Iſt doch ein Pratzentier ums Dreifache mehr wert als eins mit Floſſen. Aber nicht danach bloß richtet ſich der Preis: das Wichtigſte iſt, wie oder wo das Tier liegt, ob in feſtem, dauerhaftem Geſtein, ob es Schwefelkies führt, was leider die ſchönſten Stücke oft unbrauchbar macht, und namentlich, ob dem Stück nichts fehlt, wenn die Platte durch das Schrämmen oder durch natürliche Abgänge entzwei ging. Der Arbeiter tut keinen Schritt zum Verkauf des Fundes, er ſtellt ihn ruhig beiſeite, weiß er doch, daß faſt von Woche zu Woche die Käufer kommen, die Unterhändler der Kabinette und wiſſenſchaftlichen Sammlungen. Kein Pferdehandel wird je mit ſolchem Eifer abgeſchloſſen, mit ſolchem Aufgebot aller Beredſamkeit und aller Künſte und Kniffe, als

Digitized by Google

der Saurierhandel, und keiner erfordert nebſt genauer Kenntnis der Stücke ſoviel Schlauheit, um nicht, da ohnehin die Katze im Sack gekauft wird, zu Schaden zu kommen. Kein Kauf endlich kommt zuſtande, ohne daß der Käufer noch die beſondere Verpflichtung eingehen muß, mit verſchiedenen Wein- und Moſtflaſchen den gefallenen Helden eine Totenfeier zu veranſtalten" (aus „Vor der Sintflut" von Oscar Fraas zitiert nach W. Bölſche). Das waren die Rohberger, Kirſchmann und Fleck, von denen namentlich der letztere manch ſchönes Stück nach der Reſidenz geliefert hat. Heute iſt der ganze Saurierbetrieb in den Händen von Dr. h. c. Bernhard Hauff zentraliſiert, der überaus ſorgfältig alle Fundverhältniſſe beobachtet und die Präparation zu unerreichter Vollkommenheit gebracht hat. Beſonders das Landesmuſeum in Stuttgart und die Univerſitätsſammlung in Tübingen danken dem Atelier von Dr. Hauff ganz einzigartige palaeontologiſche Schätze, wie die herrlichen Pleſioſaurier, Flugſaurier, Fiſche und Seelilien. Welche Wertſchätzung die Holzmadener Funde genießen, zeigt am beſten, daß zwei ihrer Vertreter für würdig gehalten wurden, die jeweils höchſten Namen im Reiche zu tragen: der Schlangenſaurier Pleſioſaurus Guilelmi Imperatoris und der Rieſenſtör Chondroſteus Hindenburgi. Aber der Reichtum iſt ſo groß, daß das Land allein ihn nicht zu faſſen vermag; von den koſtbaren Ichthyoſauriern mit vollſtändig erhaltener Haut liegen Exemplare in Stuttgart, Tübingen, Frankfurt, Berlin, München, Bonn, Leipzig, Mannheim, Budapeſt, Paris, London, Oxford, Pittsburg, New-York. Viele der aufgefundenen Kadaver ſind beim Liegen am Meeresgrund durch Verweſung ſo ſtark zerfallen, daß ſich eine Präparation nicht lohnt; viele ſind aber auch ſo vollſtändig im Zuſammenhang erhalten, daß man annehmen muß, räuberiſche Krebſe und Fiſche, welche die Kadaver zerſtückelt haben würden, ſeien nicht vorhanden geweſen; am Grund des Meeresbeckens, auf den die Tiere niederſanken, muß alles Leben erſtorben geweſen ſein.

Einmal noch, zur Zeit der Entſtehung der Nuſplinger Plattenkalke des Oberen Weißen Jura herrſchten bei uns ähnlich günſtige Verhältniſſe für die Erhaltung weſentlicher Reſte vorzeitlichen höheren Lebens. Nachdem Quenſtedt ſchon nahezu anderthalb Jahrzehnte vergeblich auf Funde von dort

Digitized by Google

gewartet hatte, kam zu Beginn der 60er Jahre einer jener vagierenden Sammler von Nusplingen zu ihm und brachte ihm die ersten Funde von Krebsen, Tintenfischen usf. Nachdem Quenstedt selbst an Ort und Stelle gewesen, schreibt er: „Jetzt dachte ich, da müssen auch Pterodactylen sein, beschreibe diesen Leuten die Sache und setze zugleich einen Preis auf den ersten Fund. Und siehe, schon nach wenigen Wochen schreibt mir mein genannter Freund (Oscar Fraas) aus Lauffen, das Tier, das ich sehnlich gewünscht, sei gefunden: es waren Bruchstücke von geschwänzten und ungeschwänzten Flugsauriern zugleich! Damit ging eine neue Epoche für die Petrefaktensammler Schwabens auf. Endlich eines Montagmorgens kommt ein expresser Bote dreizehn Stunden weit her, auch zu mir: Der Vogel sei da, ich solle sogleich kommen, denn man brauche Geld! Der Mann war seiner Sache so gewiß, daß er schon unterwegs auf meinen Namen Schulden gemacht hatte.“ Seit etwa zwanzig Jahren ist der Nusplinger Plattenbruch Eigentum der Universität Tübingen, und längere Zeit wurde er von der Firma Stürtz in Bonn lediglich zur Gewinnung von Fossilien betrieben. Eine größere Zahl der stattlichen Squatinen (Rochen) von Nusplingen und ein paar ziemlich vollständige Skelette weiterer Flugsaurier und vom Meersaurier (Geosaurus) sind u. a. als Ausbeute zu verzeichnen. Zur selben Zeit etwa lebten auch die Korallen im tropischen Jurameere, deren verkieselte, aus sternförmig angeordneten Kalkblättern bestehende Sockel besonders bei Nattheim in unübertroffener Schönheit der Erhaltung gegraben werden. Nicht erst Quenstedt hat sie in seinem Jura und in der „Petrefaktenkunde Deutschlands“ in weitgehendem Maße abgebildet, schon Goldfuß und Münster geben in ihrem klassischen Werk „Petrefacta Germaniae“ zahlreiche Abbildungen davon. Graf Münster, der erfolgreichste Petrefaktensammler seiner Zeit, dessen Sammlung später in den Besitz des bayrischen Staates überging, hatte in Nattheim ebenso wie in Wasseralfingen unter den dort tätigen Bergleuten seine Sammler.

Württemberg ist in der Hauptsache Trias-Juraland, doch sind auch in den der Erdneuzeit zugehörigen tertiären und diluvialen Ablagerungen recht wichtige Fossilfunde gemacht worden. Dem frühen Tertiär wurde erst in den letzten Jahren wieder größeres Interesse zugewandt, als Berlin, Stuttgart und Tübin-

Digitized by Google

gen abwechselnd die Säugetierfundstätte von Mähringen bei Ulm ausbeuteten, welche W. O. Dietrich beschrieben hat. Wirklich überwältigende Mengen fossiler Zähne und Knochen urtümlicher Paarhufer und Unpaarhufer, sowie von seltenen Raubtieren, hatte schon früher die Gegend von Frohnstetten auf der Balinger Alb geliefert, als die dort in Spalten des Jura steckenden Bohnerze noch zur Verhüttung abgebaut wurden; nach dem Zeugnis von Quenstedt wurden dort im Laufe von ein paar Jahren über 100000 Zähne dieser Tiere gesammelt, neben noch zahlreicheren Knochenstücken. Ebenfalls noch dem Alttertiär gehören die schönen Säugetierfunde an, die einst im Eisenbahneinschnitt von Haslach bei Ulm und beim Ulmer Festungsbau in einem bräunlichen Tongestein entdeckt wurden, sowie die gleichaltrigen im Süßwasserkalk von Eggingen. Wohl kam ein Teil der Funde durch die Ulmer Sammler Gutekunst und Aberle nach Stuttgart, die Hauptmasse der Funde erwarb jedoch Apotheker Wetzler in Günzburg, der auch sonst ein ausgezeichnetes württembergisches Material aus der Ulmer Gegend in seiner berühmten Sammlung hatte, die jetzt der bayrischen Staatssammlung in München einverleibt ist. Der lange Zeit in Ulm ansässige Oberfinanzrat Eser bemühte sich besonders um die Haslacher Funde, und es ist nur schade, daß seine schöne Kollektion von dort mit seiner ganzen übrigen wertvollen Sammlung, in der sich z. B. auch die Mehrzahl der Originale zu den Arbeiten H. v. Meyers über die Brackwasserfische von Oberkirchberg befinden, einst nach Amerika verkauft wurde.

Ungetrübter ist unsere Freude an den herrlichen Funden tertiärer Säugetiere von Steinheim am Aalbuch. Hiervon ist alles Wesentliche in Stuttgart vereinigt, schönes Material außerdem in Tübingen und in Halle vorhanden. Oscar Fraas hatte sich alle Mühe gegeben, die Funde zusammenzubekommen; ein eigener Gräber namens Niederberger, dem er dort zu einem kleinen Häuschen verholfen hatte, sammelte für ihn in Steinheim. „Der Sandgräber hackt mit seiner Haue die Sandwand an. Er weiß, worauf er zu achten hat, und sieht z. B. einen Unterkiefer des ‚Rehbocks' aus dem Sande sich frei machen. Mit Vorsicht arbeitet er weiter, weiß er doch, daß er mit jedem wohlerhaltenen Stück seinen Taglohn verdoppeln wird und sieht im Sande auch das obere Gebiß, ein Haufwerk von Knochenbrosamen, die einst der

Digitized by Google

Schädel waren, und das Geweihpaar. Nicht immer gelingt es, zu erhalten, was man in der Sandwand vor Augen hat und nur wegnehmen zu dürfen wähnt, denn jedem Stich mit dem Messer, mit dem man jetzt arbeitet, rieselt der Sand nach; mit Schmerz sieht man unter der Hand den Schädel zerbröckeln, und schließlich sind wir noch froh, ein Dutzend Fetzen, in welche das Geweih zersprang, gerettet zu haben und so doch die Hörner und Zähne eines Individuums zu besitzen und was etwa an Wirbeln und Extremitätenknochen in der Nähe liegt." (O. Fraas.) Später gingen die Gebiß- und Knochenfunde ausschließlich durch die Hände von Pharion sen. und Pharion jun., und es wurden so all die schönen und wertvollen Reste der Nashörner und Mastodonten, der geweihlosen Palaeomeryxhirsche, der Steinheimer Gabel- und Zwerghirsche, der pferde- und schweineartigen Tiere, der katzen- und bärenartigen Räuber usf. gewonnen, welche Steinheim einen Namen als Fundstätte tertiärer Säugetiere verschafft haben. Ehe wir uns von Steinheim wenden, müssen wir noch der Millionen schneeweißer Schneckchen gedenken, welche den Kalksand am Klosterberg bei Steinheim erfüllen und zum großen Teil zusammensetzen. Hier allein finden sie sich in einem Becken von etwas über 3 km Durchmesser und sonst nirgends wieder auf der Erde. Schon früh erregten sie die Aufmerksamkeit der Reisenden. Lentilius erwähnt sie, wie schon gesagt, bereits um 1709. Es folgten später die Untersuchungen von Hilgendorf, Hyatt, Sandberger, Miller, Gottschick u. a. über das verschiedengestaltige Auftreten dieser Schnecken. Heute hat man sich von der ursprünglichen Ansicht, welche die Formenreihe der Steinheimer Planorben als einen Beweis für die Entwicklungstheorie wertet, entfernt. Man betrachtet die verschiedenen Formen dieser Schnecken als Veränderungen innerhalb eines geschlossenen Formenkreises, die verursacht wurden durch den Mineralgehalt der in den See sich ergießenden Thermen.

Gleichaltrig mit Steinheim ist die Molasse von Heggbach mit schönen Resten vom Tertiärelefant, Nashorn usf., und einer reichen, aus 135 Arten bestehenden Tertiärflora, die von Heer und Probst bearbeitet wurde. Zahlreiche Blattabdrücke hat bekanntlich auch das Randecker Maar geliefert, dazu eine größere Anzahl von Insekten, wie z. B. Libellenlarven und Termiten. Wie Eser erzählt, hatte Oscar Fraas die Ablagerung im

Digitized by Google

Jahre 1857 entdeckt; er erwarb das Grundstück und stellte dort in der Hoffnung, Schieferöl zu gewinnen, eine Grabung an. Wenn sich dabei auch kein Schieferöl ergab, so wurde doch eine große Masse des Blätterschiefers herausgebracht, der dann auf fossile Einschlüsse durchsucht werden konnte. Dr. Hauff fand im Schiefer des Randecker Maares als Seltenheit auch einige Frösche und einen Salamander. Eine zweite Tertiärablagerung mit Blatt- und Insektenresten besitzen wir in dem als Böttinger Marmor bekannten Thermalsinter von Böttingen bei Münsingen. Dort entdeckte man erst in den letzten Jahren neben schon früher durch Generaloberarzt Dr. Dietlen bekannt gewordenen Tausendfüßlern jetzt auch Spinnen, Asseln und Skorpione, Schmetterlingsraupen, Libellenlarven, Heuschrecken und einige Käfer. Vielfach sind diese Tiere, soweit sie nicht wie z. B. die Asseln gepanzert waren, nur als Abdrücke ihrer Weichteile erhalten, aber doch deutlich erkennbar. Dazu kommen Nagerreste und sogar eine mit der übersinterten Flughaut erhaltene Fledermaus.

Ehe wir das Tertiär verlassen, müssen die Funde aus der Meeresmolasse wenigstens kurz gestreift werden. Am bekanntesten ist die Lokalität Baltringen geworden, die neben wichtigen Resten von Seesäugetieren Tausende von Fischzähnen ergeben hat, welche von Pfarrer Probst in mehreren Arbeiten beschrieben wurden. Für die Muscheln der Meeresmolasse, deren Bestimmung C. Mayer in Zürich besorgte, war dagegen Ermingen bei Ulm der bevorzugte Fundplatz.

Für das Diluvium steht als Fundplatz obenan Steinheim an der Murr. Die dort in verschiedenen größeren Riesgruben abgebauten eiszeitlichen Murrschotter haben das nahezu mit allen seinen Knochen erhaltene großartige Skelett des Elephas primigenius Fraasi Dietr. geliefert, eines Vorläufers der Mammute des „Stuttgarter Diluviums“ und des Lösses. Von seinem Kameraden, dem Urelefanten, bewundern wir im Stuttgarter Naturalienkabinett die mehr geradegestreckten Stoßzähne mit rund $3^3/_4$ m Länge. Ein in der ersten Novemberwoche 1925 geborgener Schädel eben dieses Tieres, eine große Seltenheit, beweist, welche Möglichkeiten auch heute noch für Funde in Steinheim bestehen. Es waren bereits Stücke des noch größtenteils im Kies der etwa 8 m hohen Schotterwand steckenden Schädels von den Arbeitern weggeschlagen, als der Präparator

Digitized by Google

Böck von der staatlichen Naturaliensammlung dazu kam, nach Freilegung weiterer Teile den Fund erkannte und ihn in mehrtägiger Bergungsarbeit, wobei das Ganze mit wiederholten Lagen von Gipsbrei und Rupfentuch eingedeckt wurde, versandbereit machte. Das vergangene Jahr hat uns aus den Steinheimer Schottern zum erstenmal auch eine prächtige Geweihhälfte vom deutschen Riesenhirsch (Euryceros germaniae) beschеert, dessen Geweih bisher aus Württemberg nur in abweichender Form, besonders durch einen Fund aus dem Löß von Münster bei Cannstatt, bekannt war. Die gewaltigen Schädel des Eiszeitwisent und des Auerochsen bilden weitere hervorstechende Trophäen von dieser Lokalität. Vom ersteren sind 8 ziemlich vollständige Schädel von teils männlichen, teils weiblichen, von jüngeren und von älteren Tieren uns erhalten worden, halb so viele und in weniger vollkommener Erhaltung vom Urstier Bos primigenius. Von beiden sind auch wesentliche zusammengehörige Skeletteile bekannt. Noch vor 20 Jahren hatte man sich bei Funden von Bisontenschädeln in Steinheim darauf beschränkt, die Hornzapfen mitzunehmen, denn die Knochen des Schädels selbst sind gewöhnlich so mürbe, daß sie bei dem Versuche, sie aus dem Kieslager herauszunehmen, rettungslos zerfielen; erst die in neuerer Zeit angewandten fachmännischen Bergungsmethoden ermöglichen die Erhaltung auch vollkommener Schädelfunde.

Älteren Ruhmes als Steinheim erfreut sich die Stuttgarter Gegend, wo um 1700 die erste große Mammutgrabung im Lande bei der Uffkirche vorgenommen wurde. Cuvier, der große Paläontologe, der, wie Quenstedt erwähnt, einstmals als ursprünglich württembergischer Staatsangehöriger sich um die Aufnahme ins Tübinger Stift beworben hatte und durch die dort erfahrene Zurückweisung dem Schicksal entgangen war, ein Stiftler und Theologe zu werden, hat einen Teil dieser Funde später von Paris aus in seinen „Ossements fossiles" beschrieben. Großes Aufsehen erregte auch die unter persönlicher Teilnahme des Königs Friedrich 1816 am Seelberg mitsamt ihrer Unterlage ausgehobene Gruppe von 13 auf einem Haufen beisammenliegenden Mammutstoßzähnen, die noch heute im ursprünglichen Zustand aufbewahrt wird. Als eine besonders stilvolle Begebenheit mag auch noch der Fund eines vollständigen Nashornschädels in Stuttgart Erwähnung finden, der beim Bau

Digitized by Google

eines zum Museum gehörigen Gebäudes in der Archivstraße im eiszeitlichen Gehängeschutt des Untergrundes gemacht wurde. Nicht zuletzt müssen wir der zahlreichen Höhlen unserer schwäbischen Alb gedenken, die Reste eiszeitlicher Tiere geliefert haben. Als Bärenschlupf mit recht zahlreichen Resten des echten Höhlenbären und verwandter Formen: der Hohlenstein bei Langenau, die Charlottenhöhle, die Erpfinger Höhle und die Sibyllenhöhle. Als vorwiegende Hyänenhorste sind Irpfel und Ofnet zu nennen; reichlichere Reste von Höhlenlöwen ergab die Sibyllenhöhle. Die Beilsteinhöhle, sowie ein neues Vorkommen bei Amstetten ergaben Gebiß- bzw. Skelettreste vom seltenen Höhlenvielfraß (Gulo spelaeus); auch in dem Abfallhaufen der Renntierjäger an der Schussenquelle, mit seinen zahlreichen Renntierknochen und Geweihstücken, konnte einst ein Schädel vom Vielfraß geborgen werden. Besonders anzuführen sind die Funde aus dem Heppenloch der Gutenberger Höhle, welche vom schwäb. Höhlenverein unter Leitung von Pfarrer A. Gußmann in halbjähriger mühevoller Ausgrabungsarbeit gewonnen wurden. Es handelt sich hier im Gegensatz zu den übrigen Höhlenfaunen um eine interglaziale Fauna, die als bezeichnende Form z. B. das Merckische Nashorn enthält. Bemerkenswert sind von dort weiter Kieferreste von einem dem heutigen Gibraltaraffen nahestehenden Affen Innus suevicus.

Aus dem Alluvium möchte ich nur an das bis auf den rechten Hinterfuß vollständige Skelett eines Elches aus dem Torf von Schussenried erinnern, das wir Forstmeister Dr. Rau verdanken und auf das Skelett des Torfrindes von ebendort hinweisen, das im Jahr 1868 aufgefunden wurde. Als eine schwarze zähe Masse wurde der Kadaver aus dem Torfschlamm herausgezogen und von den Arbeitern als Ekel weggeworfen. Dabei gingen ein Hinterfuß und der Schwanz verloren. Auch war schon eines der Hörner von Buben mit dem Messer bearbeitet worden, als Apotheker Valet von Schussenried hinzukam und den seltenen Fund der Vaterländischen Sammlung übersandte, wo er vollständig vertrocknet als eine eingeschrumpfte Mumie ankam.

Die Fossil-Funde, auf denen ja unser ganzes Wissen vom Leben in der Vorzeit begründet ist, können gar nicht sorgfältig genug aufbewahrt werden, und die Fundumstände sind

Digitized by Google

auf das Genaueste zu registrieren. Die natürlichen Aufbewahrungsstätten für diese z. T. unersetzlichen Dokumente sind die staatlichen Sammlungen, in Württemberg in erster Linie die Württembergische staatliche Naturaliensammlung, das altbekannte Naturalienkabinett. Dort werden vom Staat Beamte unterhalten, deren Hauptaufgabe die Sorge um diese Versteinerungen ist. Sie haben einmal das Vorhandene zu erhalten, zur wissenschaftlichen Untersuchung zu bringen und auch der Allgemeinheit nach Möglichkeit verständlich zu machen. Weiter muß für sachgemäße Bergung der im Steinbruch-, Kies- und Lehmgrubenbetrieb oder sonstwie zutage kommenden neuen Funde gesorgt werden. Gerade die wertvollen Wirbeltierreste können nur vom fachmännisch ausgebildeten Präparator geborgen und gesammelt werden. Im festen Gestein steckende Knochen sind für den Privatsammler vielfach ein unverdaulicher Bissen und die im lockeren Gestein befindlichen Knochen sind oft so mürbe, daß sie unrettbar zerfallen, wenn unberufene Hände sie dem Gestein entnehmen wollen. Sofortige Meldung an die zuständige Stelle tut hier Not.

Mögen diese Zeilen ein Scherflein zum Verständnis der Fossilfunde beitragen, die nicht nur ästhetisch reizvolle und die Phantasie anregende Gebilde sind, sondern vielfach auch wichtigste Dokumente zur Geschichte der Erde und des Lebens darstellen, und mögen sie zu den alten Freunden der Fossilienkunde im Land viele neue hinzugewinnen.

Digitized by Google

Vom Werden und Weſen unſerer früheſten Kultur

Von Peter Goeßler

Auf die Betrachtung der Landſchaft in ihrer durch den geologiſchen Aufbau bedingten Eigenart und der zur Tier- und Pflanzenwelt gehörenden Zeugen der Erdgeſchichte unſeres Landes folgt naturgemäß die Frage nach dem, was der Menſch in bewußtem Sieg des Geiſtes über den Stoff auf dieſem Boden Württembergs planvoll gearbeitet und aus ihm gemacht hat. Das Ergebnis dieſer lebenſchaffenden Arbeit nennen wir Kultur.

Sie beginnt bereits in dem Augenblick, da der Menſch Herr wird über die Natur, da er undenklich viele Jahrtauſende vor unſerer Zeitrechnung in den Höhlen der Alb ſein erſtes Feuer entzündet und dadurch die Nacht zum Tag, den Winter zum Sommer macht, da er aus dem Feuerſteinknollen ſeine Werkzeuge als Projektionen ſeiner eigenen Organe, ſeiner Arme, Fäuſte und Füße herausſchlägt und damit den Kampf mit dem Tier und um das Tier ſiegreich aufnimmt und ſich in allem, beſonders aber in Wohnung und Nahrung immer unabhängiger von der umgebenden Natur macht. Nehmen wir den Begriff „Kultur“ im Sinn derer, die ihn aus ſeiner engen Bedeutung im Lateiniſchen — woher er ſtammt — übernommen und in Gegenſatz zur Natur geſtellt haben, eines Herder und Kant, dann fällt der Beginn unſerer Kultur bereits in die Zeit, da der Menſch mit längſt ausgeſtorbenen Tieren zuſammen als nomadiſierender Jäger in der Eiszeit und ihren Zwiſchenperioden bei uns gelebt hat. Es geht nicht an, Kultur nur im Sinn der geiſtigen Kultur zu verſtehen. Ebenſo wichtig iſt die techniſche Kultur. Ohne Auswahl und Bereitung des Bodens für das Wohnen des einzelnen, ſeiner Familie, ſeines Stammes, ſeines Volkes iſt weder eine wirtſchaftliche noch eine geiſtige noch eine moraliſche und religiöſe noch eine ſoziale Kultur möglich.

Digitized by Google

Die Kultur unſerer germaniſchen Frühzeit und unſeres deutſchen Mittelalters, worauf die Gegenwart ſich nach dem Geſetz der Entwicklung aufbaut, iſt nicht, gleich der aus dem Haupt des Zeus entſprungenen Athena, mit einmal da, ſondern baut ſich nach demſelben Geſetz der Kontinuität auf der ganzen bis in die graue Vorzeit zurückreichenden Vergangenheit auf. Jede der ſich zeitlich ablöſenden Epochen, die Steinzeit, vor allem die jüngere, die Bronzezeit, die erſte und die zweite Eiſenzeit, die römiſche und die alamanniſch-fränkiſche Zeit, hat ihren bis heute nachwirkenden Beitrag zu dem Geſamtprodukt organiſierter menſchlicher Arbeit, das wir Kultur nennen, gegeben.

In der jüngeren Steinzeit des 5.—3. Jahrtauſends v. Chr. iſt die bis heute gültige Auswahl der Siedlungsflächen, die Buntſandſtein und Keuper im Grundſatz meidet, getroffen, iſt das Siedlungsland in Oberſchwaben, auf der Alb, im Neckarland und auf den fränkiſchen Höhen zum erſtenmal unter Hacke und Pflug genommen worden. Die Bronzezeit des 2. Jahrtauſends v. Chr. hat neues Gelände für intenſiven Weidebetrieb zum Ackerland hinzugefügt und Handel und Gewerbe dank dem neuen Stoff, dem Metall, weſentlich gehoben. Die Eiſenzeit des 1. Jahrtauſends v. Chr. brachte mit dem neuen Metall ungeahnte techniſche Fortſchritte. Sie führten zur Gleichmäßigkeit und Intenſivierung der Beſiedlung, aber auch zur Steigerung der Lebenshaltung. Bis zum heutigen Tag leben zahlreiche damals geſchaffene geographiſche Bezeichnungen, insbeſondere Flußnamen nach. Damit blicken wir zum erſtenmal in geiſtige Verhältniſſe hinein. Aus der Menſchheit hebt ſich das ſprechende, rein geiſtige Werte ſchaffende Individuum, das Begriffe denkt, aber auch ſprachlich fixiert, heraus. Bis heute leben aber auch grandioſe Bauwerke nach, die dieſe vorgeſchichtlichen Metallzeiten, ja zum Teil ſchon die ihr vorangehende jüngere Steinzeit geſchaffen haben. Es ſind die auf Höhen gelegenen befeſtigten Dörfer, ſpäter umwallte Burgen für ganze Stämme und einzelne Herren. Wir ſehen in ihnen die Anfänge der ſozialen, ſchließlich zu Geſellſchaft und Staat führenden Kultur. Und in den andern bis heute erhaltenen Zeugen dieſer Epochen, den hügelüberwölbten Gräbern, und in ihrem nur durch Ahnenkult und den Glauben an ein Fortleben nach dem Tod verſtändlichen Totenritus blitzen, wenn auch ſchwer faßbar, ſtarke

Digitized by Google

moralische und religiöse Gedanken auf. Die Kelten insbesondere, die seit dem 5. Jahrhundert v. Chr. hier gelebt haben, bringen das erste gemünzte Geld ins Land. Geht auch der Tauschhandel noch lange fort, so ist doch damit ein außerordentlicher Fortschritt im Sinn der Einbeziehung unseres Landes in den internationalen Handelsverkehr gegeben. Auf die Kelten folgen die Römer. Zuerst kommen freilich zu uns ins Grenzland des damaligen Römerreichs Soldaten. Aber bald folgen ihnen die Händler und alle Segnungen einer unbestreitbar höheren Zivilisation. Das bedingt eine Steigerung der Kultur in jeder Hinsicht. In unserem Land allerdings wirkt sie sich lange nicht so aus, wie am Rheine, wo die großen Städte entstehen, an die sich alsdann in ununterbrochenem Zusammenhang die deutschen Städte als Träger der christlich gewordenen Kultur anschließen. Trotz aller Zerschlagung der römischen Kultur unseres Landes durch die Alamannen ist die älteste germanische Kultur in ihrem Verlauf auf unserem Boden unverständlich ohne diese römische Zwischenperiode.

Damit kommen wir zum großen, vielleicht interessantesten Problem unserer ganzen abendländischen Kultur, zur Frage, wie sich darin Nord und Süd, dort das unaufhaltsame Drängen nach Neuem, hier die ruhige, selbstsichere Organisation unauflösbar verschmolzen haben.

Vom Rhein, wo im Sommer 1925 die tausendjährige staatliche Zugehörigkeit zum Deutschen Reiche gefeiert wurde, fällt ein belebender und wärmender Strahl auch in unser Land. Es ist ja durch Natur und Schicksal mit dem Rhein verbunden. Wir in Süddeutschland sind nicht, wie die Franzosen sagen, ein Teil von ihnen, wenn auch die Kelten, also Blut von ihrem Blut, jahrhundertelang in diesem Lande gewohnt haben. Denn die Kelten sind weder unsere Urbevölkerung noch identisch mit unsern westlichen Nachbarn, die doch im Grunde nichts anderes sind, als eine Mischung aus Kelten und gänzlich romanisierten Germanen. Die indogermanischen Kelten sind vor ihrer Einwanderung in Gallien reine Nordländer, blondhaarig und hellängig. Auch sie kamen ursprünglich aus dem Norden und ihnen drängten von ebendort die Nordindogermanen nach. Das sind die Germanen. Als Cäsar am Rhein erschien, waren die Kelten nicht mehr die alleinigen Herren

Digitized by Google

der Rheinufer. Es waren bereits die Germanen bis zu ihm und über ihn vorgedrungen. Und auch unser Land ist bereits im 1. Jahrhundert v. Chr. von Germanen, insbesondere den Sueben, vorübergehend besetzt gewesen. So zeigt sich denn auch in der nach ihrer Mischung mit dem Römischen genannten gallo-römischen Kultur Süddeutschlands im 1.—3. Jahrhundert n. Chr. Germanisches, also Nordisches, wenn auch in bescheidenem Maße. Andererseits aber wäre es ebenso verkehrt, den Einfluß des Südens in unserer deutschen, speziell der süddeutschen Kultur zu leugnen aus einer gewissen einseitigen nordischen Einstellung heraus. Was wir dem Mittelmeer zu verdanken haben, aber nicht den romanisierten Galliern oder Germanen, ist unendlich viel und gibt uns Recht und Pflicht, als nüchtern denkende Historiker unser Deutschland zu erkennen und mit allen Fasern festzuhalten als die große für den Fortschritt der Menschheit unentbehrliche, ja ausschlaggebende „geistig-staatliche Einheit der Mitte Europas". Es ist das die geographisch und geschichtlich bedingte fast natürliche Situation, in deren Bekämpfung sich die peripherisch gelegenen andern Nationen Europas in unnatürlichem Bund zusammengeschlossen haben. Für diese natürlich gegebene und geschichtlich immer wieder errungene Stellung hat auch unser Land seinen Beitrag durch Jahrhunderte und Jahrtausende gegeben.

Wenn wir nunmehr zur Betrachtung des Werdegangs der Kultur auf dem Boden unseres Landes übergehen, so können hier nur einige besonders bezeichnende Punkte dieser Entwicklung herausgegriffen werden.

Zunächst soll ein Wort über die Quellen und Methoden unserer Erkenntnis gesagt werden. Für die älteste Zeit einzige, für die fortgeschritteneren Perioden fast einzige Quelle ist die stoffliche Hinterlassenschaft, der Inhalt der Siedlungen und Gräber und einzeln verloren gegangene Gegenstände, Waffen, Werkzeuge, Schmuckgegenstände, Tongefäße. Dazu kommen die Bauten für die Menschen selber, für die Lebenden und Toten, sei's daß sie heute noch über dem Boden aufragen und besonders gut und zahlreich da erhalten sind, wo die menschliche Kultivierung nicht sehr durchdringend war, sei's daß sie im Boden stecken, im Schutt der Jahrtausende begraben sind. Aber nichts von geschichtlichen Quellen im eigent-

Digitized by Google

lichen Sinn bis auf die wenigen Nachrichten griechischer und römischer Geographen und Geschichtsschreiber, die der germanische Norden interessiert hat. Ist doch z. B. der junge Tiberius im Jahre 15 v. Chr. vom Bodensee bis zu den Donauquellen vorgedrungen, wodurch geographische Fragen geklärt wurden. Die schriftlichen Quellen mehren sich in römischer Zeit. Man denke an Cäsar und Tacitus und an die römischen Historiker späterer Zeit, welche uns z. B. über die Alamannen und Franken allerlei berichten. Eine besonders wichtige Quelle, an beiden Arten teilnehmend, sind die zahlreichen römischen Inschriften des Landes, echt römisch in der lapidaren Monumentensprache, für uns aber gerade durch ihre naive Unmittelbarkeit eine unschätzbare Quelle der Erkenntnis der militärischen und bürgerlichen Organisation, der Religion und des Totenkultes. Sie vor allem ermöglichen uns, in Einzelereignisse und Personen hineinzusehen, geistige Strömungen aller Art zu erfassen und so die Vor- und Frühgeschichte ins helle Licht der Geschichte zu rücken. Aber für die vorausliegenden Zeiten will es nur mühsam gelingen, geistige Bewegungen zu erfassen.

Immerhin hat auch die eigentliche Vorgeschichte seit dem Aufblühen der prähistorischen Wissenschaft und vor allem der Siedlungsforschung immer mehr Gelände von der Geschichte erobert und vorgeschichtliche Erkenntnis in geschichtliche umzuwandeln begonnen. Vor 30 und 40 Jahren noch war das Bild der ältesten Besiedlung unseres Landes nicht viel mehr, als ein Aneinanderreihen von allerhand interessanten, an sichtbare Reste und an allzuviele ausgebeutete Gräber der Vorzeit angeknüpften Beobachtungen. Heute sehen wir in den ununterbrochenen Strom der Besiedlung hinein, in das Kommen und Gehen von Völkern, die wir allerdings frühestens erst von etwa 800 v. Chr. ab ethnographisch benennen können. Heute sind wir in der Lage, das Eigenartige der Entwicklung auf unserem Boden gegenüber andern Teilen des alteuropäischen Gebiets zu erkennen. Wissenschaften, wie die Geologie, Geographie und Paläobotanik, vielleicht mehr noch als Anthropologie, haben der Siedlungsforschung willkommene, tragfähige Stützen geliefert.

Natur und Mensch, Boden und Besiedlung stehen in engster Wechselwirkung. Der Boden formt den Menschen. Wenn

Digitized by Google

Württemberg für die Fragen der Vorgeschichte des deutschen Volkes besonders viel ergibt, so sehen wir eben, daß Württemberg durch Natur und Geschichte uraltes Siedlungsland ist. Grundlegend wichtig ist vor allem der uralte Gegensatz zwischen besiedeltem und besiedlungsleerem oder besiedlungsarmem Gebiet: jenes waldfrei offen, dieses waldreich. Das Urwaldgebiet meidet der Mensch der Vorzeit. Rodung in großem Stil ist nicht seine Sache. Dazu sind seine Werkzeuge zu primitiv und ist seine Arbeit zu wenig organisiert. Das Gebiet der vorgeschichtlichen Siedlung deckt sich — das hat vor allem Robert Gradmann nachgewiesen — mit der Verbreitung der Steppenheide, d. h. eines aus Südosteuropa, den Donauländern und Südrußland und Sibirien stammenden Pflanzenvereins, der heute noch bei uns an sonnigen und trockenen Südhängen vorkommt. Zur Zeit seiner größten Verbreitung bis in den Norden und die Alpenländer hinein hat ein trocken-warmes, der Steppe günstiges Klima geherrscht. Diese postglaziale Trockenwärmezeit ist vor allem durch Beobachtung der in die Torfmoore eingelagerten, mit Pflanzenresten gleichzeitigen und datierbaren vorgeschichtlichen Funden zeitlich bestimmt worden und zwar auf die jüngere Steinzeit und die anschließende Bronzezeit.

Nun hat aber ein solches trockenes kontinentales Klima schon einmal, nämlich unendlich lange vorher im Diluvium geherrscht. Zeugen dafür sind vor allem die angewehten Sanddünen der Löß- und Lehmfelder, besonders des mittleren Neckarlandes. Sie sind Zeugen der trockenen Steppe, die das Land offen hielt, so gut, wie die damals damit abwechselnde feuchte Tundra, in der nur kümmerlicher Nadelwald gedieh. Das war jene harte Zeit, die Eiszeit, da in den eisfreien Gürtel zwischen den bis zum deutschen Mittelgebirge vordringenden nordischen und den bis zur Donau und Alb fließenden alpinen Gletschern umherschweifende Jäger eindrangen und Höhlen der Alb, vor allem auf ihrer Südseite, mindestens für Jagdstreifen als Standquartiere erwählten. Ob diese Menschen von Westen, wo dank dem Meerklima und entfernt von den mächtigen Eisströmen günstigere Siedlungsbedingungen herrschten, oder ob sie von Osten her, aus den weiten Gebieten der unteren Donau, gekommen sind, ist nicht zu sagen, so wenig als über ihre erwaige Herkunft aus dem Süden in einer Zeit, da Europa und Afrika

Digitized by Google

noch durch eine Landbrücke verbunden waren, bis jetzt etwas feststeht. Bekannt ist bis jetzt aus unserem Land nur der Mensch, der unter überhängenden Felswänden oder in richtigen Hohlräumen, vor allem des zerklüfteten Jura, ähnlich den Tieren seinen Aufenthalt nahm und den schweren Daseinskampf führte. Sicherlich ist er aber auch ins Unterland gekommen. Die Spuren sogenannter Freilandstationen, von denen etwa noch Lager von Steinwerkzeugen im Löß oder im Schotter zeugten, sind bis jetzt noch nicht erschienen. Da aber die Lößbildung bis weit in die diluviale Zeit herabgeht, so mögen solche mittelbaren Zeugen der Anwesenheit des Menschen, in großer Tiefe begraben, da und dort vielleicht aber umgekehrt auch durch spätere Abschwemmung verschwunden sein.

Als die Eiszeit zu Ende ging, als das Renntier mit der Tundra, als das Wildpferd mit der Steppe verschwand, ward Mitteleuropa unter dem nunmehrigen feuchtwarmen Klima von Urwald bedeckt. Er ist kulturfeindlich. Nur, wo offenes Land war, also an den Küsten Nord- und Westeuropas, wo es Jagdwild und Früchte und als neue Nahrung Fische gab, gab es auch Menschen.

Anders wird das Bild, als die erwähnte Trockenperiode einsetzte. Der Urwald Innereuropas lichtete sich. Aus Osten, Westen und Norden kamen neue Siedler. Sie brachten die neue Kultur, die man die jungsteinzeitliche nennt. Noch war Stein neben Holz, Knochen und Horn das Material ihrer Werkzeuge und Waffen. Aber sie verstanden bereits die Kunst, aus Lehm Gefäße zu drehen und am Feuer zu brennen. In ihrem Dienste waren Haustiere, aus wilden Tieren umgezüchtet. Und langsam trat zum Hackbau, der primitiven hauptsächlich von den Frauen geübten Art der Bodenbestellung, die auf der ausgedehnten Benützung tierischer Kräfte aufgebaute Pflugkultur. Die Menschen sind seßhaft geworden. Die Fortschritte im Wohnbau sind außerordentlich. Dem Grundriß nach überwiegen rechteckige Bauten, naturgemäß, da das Haus aus Holzpfosten, die lehmbeworfenen Flechtwerkwänden als Gerüst dienen, gebaut wird. Zu den von lange her bekannten Pfahlbauten am Bodensee und Moorbauten z. B. im langsam vertrocknenden Federseegebiet haben die letzten 20 Jahre intensiver Siedlungsforschung die vielen Hütten und Dörfer vor

Digitized by Google

allem in den Lößgebieten zu beiden Seiten des mittleren Neckarlandes hinzugefügt. Es liegt aus dieser, auf das 5.—3. Jahrtausend festzulegenden, jüngeren Steinzeit unseres Landes fast aus allen Teilen, aus der Gegend von Rottweil, aus Oberschwaben, aus dem oberen Gäu, dem Ries, den Fildern, dem Strohgäu, dem Langen Feld, der Umgegend von Heilbronn und dem Hohenloher Land eine solche Fülle von Siedlungen vor, wie für keine andere der darauf folgenden Perioden der Vor- und Frühzeit. Sorgsame Beobachtung von zunächst einzeln gefundenen Steinwerkzeugen führt zur Feststellung der Siedlungen. Ihr durch die Kultur dunkel verfärbter Boden hebt sich inmitten des gewachsenen Landes deutlich ab.

Württemberg ist seit den klassischen Forschungen eines Dr. Schliz-Heilbronn auf dem Großgartacher Boden für vorgeschichtliche Siedlungsforschung geradezu führend geworden. Die Wiederaufnahme der schon vor nächstens 50 Jahren begonnenen Forschungen im Federseemoor und die Ausgrabung des Höhendorfs auf dem Goldberg im Ries haben neuerdings ein ungewöhnlich reiches Material ergeben. Wir sind in der Lage, hauptsächlich auf Grund der verschiedenen Formen und Verzierungen der Keramik eine Reihe verschiedener, an bestimmte Völker gebundener Kulturen zu unterscheiden. Diese Völker sind teils nacheinander, teils aber eines das andere unterjochend, hierher gekommen. Den Anteil der nordischen Indogermanen daran zu bestimmen, ist trotz fortwährender Versuche, hier zu sicheren Zuweisungen zu kommen, noch lange nicht möglich.

Der Übergang von der Steinzeit zur ältesten Metallzeit vollzieht sich langsam. Das erste Kupfer in Form einfacher, flacher, ganz den Steinformen nachgebildeter Steinbeile mag ums Jahr 2000 v. Chr. zu uns gekommen sein und zwar durch Wandervölker. Auf Seßhaftigkeit folgt immer Wanderung und damit im Gefolge eine gewisse Verödung. Das neue Volk der Bronzezeit bringt den Grabhügelbau, d. h. die Sitte, die Begräbnisstätte der Toten durch ein sichtbares Mal zu bezeichnen, mit. Das setzt nicht bloß eine auf dem inneren Bedürfnis nach Verbindung mit den Toten aufgebaute Steigerung des Totenkultes voraus, sondern auch das Vorhandensein einer selbstverständlichen Pietät, der auch das Grab längst vergangener Geschlechter, ja sogar von Fremdstämmen, heilig war. Diese Gräber mit reichem

Digitized by Google

Inhalt an Werkzeugen, Waffen und Schmuck aus Bronze, einer Mischung von Kupfer und Zinn, aus Bernstein, gelegentlich auch aus Gold, dann vor allem an Keramik — man gibt in alter Zeit für das Leben nach dem Tode das Beste und Liebste mit — sind fast die einzigen Quellen unserer Erkenntnis dieser Zeit. Von den Siedlungen wissen wir bis jetzt sehr wenig, jedenfalls fast nichts von denen der Grabhügelbevölkerung der Schwäbischen Alb, die geradezu ein Mittelpunkt der Kultur um die Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr. gewesen zu sein scheint. Wir sehen: mit Zunahme des Trockenklimas, das in der Bronzezeit seinen Höhepunkt, aber auch seinen Schluß erreicht, beginnt der im Hochneolithikum starke Gegensatz zwischen dicht und zwischen spärlich besiedeltem oder auch nur vorübergehend durchstreiftem Gebiet sich auszugleichen. Vor allem wird die Alb, von deren Höhen wir trotz Steppenheide aus der Steinzeit nur wenige Funde haben, jetzt einbezogen. Gewiß wird die Alb auch noch neolithische Siedlungen ergeben. Sie sind nur bei der geringen Humusdecke dort schwer zu finden oder auch infolge Abschwemmung verschwunden. Aber sehr zahlreich sind sie nie gewesen; denn der steinige Boden lockte den Ackerbauern wenig. Dagegen boten ihre Wiesen an Hängen und in Tälern, ihre Heiden auf der Höhe den neuen Leuten, deren Reichtum und Besitz auf den Herden ruhte, treffliche Weiden. Als Viehzüchter und Hirten waren sie lange nicht so an die Scholle gebunden, wie die Bauern der Jungsteinzeit. Ihre Hütten, deren Abbilder die runden und ovalen Grabhäuser sind, bevorzugten die bei Wandervölkern beliebte Zeltform. Sie waren wenig dauerhaft gebaut und waren naturgemäß weniger in Dörfer zusammengeschlossen, als in Form kleiner, einfacher Blöcke angelegt. Unter den Geräten der Männer überwiegen die Waffen. Schmuck findet sich in Männer-, noch mehr in Frauengräbern. Es dauerte längere Zeit, bis an Stelle der Einfuhr eigenes Erzeugen, anfangs Gießen, später auch Hämmern und Treiben trat. Ein hervorragender Landesfund der späteren Bronzezeit, über 100 teils ganze, teils zerbrochene Schwerter, Äxte, Messer, Sicheln, Nadeln usw. ist zu deuten als die Ware eines umherziehenden Altmetallhändlers, der neue Ware gegen defektes Altgut umtauschte, und zeigt zugleich in dem Vordringen der Sicheln die Entwicklung bäuerlicher

Digitized by Google

Verhältnisse, sowie in den mitgefundenen Guß-Klumpen die einheimische Verarbeitung des neuen Metalls. Ohne das Vorhandensein von Handelswegen, die in unser Land von Süden und von Norden her führten, ist das Auftauchen besonders schöner Waffen der älteren Bronzezeit, das Gold und vor allem der reiche Bernsteinschmuck nicht zu verstehen. Unsere süddeutsche Bronzezeit freilich ist weit einfacher als die norddeutsche oder besser nordische, die in goldenem und bronzenem Frauenschmuck das Schönste geschaffen hat, was unsere Vorzeit an Eigenem überhaupt aufweisen kann; weit einfacher aber auch als die Bronzezeit der Mittelmeerländer. Aber aus beiden fällt doch mancher Lichtstrahl hochentwickelter Kultur in unsere Gegend. Die Bronzeschwerter unserer Albgrabhügel sind nicht viel anders, als z. B. manche Schwerter der berühmten mykenischen Schachtgräber Heinrich Schliemanns: der Unterschied der Kultur freilich im oberen Rhein- und Donaugebiet und im Griechenland des 2. Jahrtausends v. Chr. ist sehr groß, jedoch lange nicht so groß wie im 1. Jahrtausend. Zu der Zeit, da in Griechenland im Dienste der Religion die bildenden Künste in kürzester Zeit zu einer unerhörten Höhe sich emporschwangen und Hand in Hand damit Dichtkunst und Wissenschaft gingen, sehen wir in Mitteleuropa eine einfache Bauernkultur sich entwickeln, die nichts kennt vom Stein- und Städtebau, von Tempeln und Bildwerken, von Schrift oder gar schriftlicher Überlieferung, von Münzen, ja sogar nichts von metallener Pflugschar. Wie seltsam berührt uns in dieser Beleuchtung das häufige Auftauchen herrlicher Bronzegefäße aus dem italisch-etruskischen Gebiet und einer griechischen Vase! Vermutlich zur Zeit des Perikles (im 5. Jahrh. v. Chr.) in Attika entstanden, ist sie auf dem Handelsweg über Massilia (Marseille) und den Rhoneweg in den Besitz des reichen Herrn gekommen, der sie dann als schönsten Besitz seiner Frau ins Grab des Kleinaspergle ums Jahr 400 v. Chr. mitgab! Und als völlige Fremdkörper würden in der sonstigen Umgebung und im Lichte solcher Vergleiche zwischen hier und dem Mittelmeer die goldenen Stirnreife, die fünf an der Zahl in einem Grab des 6. Jahrhunderts v. Chr. bei Hundersingen im Oberamt Riedlingen gefunden worden sind, wirken, wenn nicht dazu kämen die heute noch nach 3000 Jahren erhaltenen Ringburgen dieser Herrn, als

Digitized by Google

Werke der Technik, wie in der Auswahl und Anpassung des Geländes gleich staunenswert. Nicht umsonst nennt sie der Volksmund als Werke der Riesen Heuneburgen.

Die Mehrzahl dieser gewaltigen Festungen, teils als Burgen einzelner Herren, Gau- oder Stammesfürsten, teils als befestigte Refugien ganzer Stämme gebaut, gehören der auf die Bronzezeit folgenden ersten Eisenzeit an, die die erste Hälfte des 1. Jahrtausends v. Chr. ausfüllt. Ein Teil von ihnen ist frühe, ein anderer erst später, in der folgenden Keltenzeit, gebaut. Die Sitte, auf Höhen zum Schutz gegen böse Nachbarn und wilde Tiere zu siedeln, geht an sich bereits in die Jungsteinzeit zurück. Vom Goldberg im Ries ist oben gesprochen, und auch der Lochenstein war schon in neolithischer Zeit aufgesucht. Diesem Berg haben die neuesten Untersuchungen zwar den Zauber eines germanischen Opferbergs genommen, dafür aber den Ruhm einer in der Bronzezeit und ersten Eisenzeit blühenden Höhensiedlung gebracht. Die zwei Heuneburgen im Riedlinger Oberamt bei Upflamör und bei Hunderfingen, der Bussen, der Gräbelesberg, Plettenberg, Althayingen im Lautertal, Rosenstein, Ipf, Heidengraben hinter dem Neuffen in der ersten Anlage, Lemberg bei Feuerbach, dann Ringgenburg, Buchkapf, Lenensburg und Drackenstein in Oberschwaben, um nur die größten zu nennen, sind in der ersten Eisenzeit gebaut worden als Ausdruck gesammelter Volkskraft, die sich vor allem in Zeiten der Völkerwanderungen und der Volksnot zu solchen Leistungen aufschwingt. Auch der Asperg mag einst eine solche Hallstattburg getragen haben; sie steht gewiß in enger Beziehung zu den Fürstengräbern, sei's dem Kleinaspergle, sei's dem Belleremise-Hügel bei Pflugfelden, aus denen vor fast 50 Jahren begeisterte Altertumsforscher phantastisch anmutende Funde erhoben haben. Aber auf dem Asperg ist alles durch mittelalterliche und neuere Anlagen zerstört, wie auch auf dem Hohentwiel, dem es aber nicht an vorgeschichtlichen Beweisstücken fehlt.

Der Berg in der Mitte unseres Landes, der jetzt wieder dessen Namen trägt, der Württemberg, war wohl in der jüngeren, der keltischen Eisenzeit der Sitz eines Herrn. Die zugehörigen Gräber mit reichem Inhalt sind schon vor 100 Jahren auf der Höhe des längst durch Abtragung verschwundenen „Tannenschopfs" über dem Dorf Rotenberg gefunden worden. Wir kennen

Digitized by Google

vermutlich den Namen des vorgeſchichtlichen Burgherrn. Er hieß Viro; ſeine mit einem Paliſadenzaun umgebene Burg war die Virofeſte, d. h. Virodunum, ſprachlich dasſelbe wie Verdun oder Verden. Der alte, vermutlich keltiſche Name, ähnlich Tarodunum, das im heutigen Zarten bei Freiburg nachlebt, erhielt ſich, wie ſo viele geographiſche Bezeichnungen der Vorzeit, durch die Römerzeit hindurch bis ins Mittelalter, um dann von dem Geſchlecht, das die im 11. Jahrhundert erbaute Burg ſich zum Sitz erkor, für ſich und ſein Land übernommen zu werden.

So bedeutet denn die erſte Eiſenzeit, d. h. die erſte Hälfte des 1. Jahrtauſends v. Chr., trotz aller durchſchnittlichen Einfachheit der Kultur den Höhepunkt der vorzeitlichen Siedlung unſeres Landes in extenſiver Beziehung. Die Zahl der Grabhügel, am zahlreichſten auf der Alb, wo die weniger intenſive Wirtſchaft ſie vor dem Einebnen mehr geſchont hat, inſonderheit in den Wäldern, in denen vielfach alte Terraſſen auf ehemaligen Ackerbau hinweiſen, iſt nun viel größer als die der Grabhügel der viel länger dauernden Bronzezeit. Daraus iſt auf ſtarke Bevölkerungszunahme zu ſchließen. Die Siedlungen dieſer Zeit aber verbreiten ſich jetzt gleichmäßig über das ganze ohne Rodung beſiedlungsfähige Land. Das neue Kulturmetall, das Eiſen, ermöglicht vor allem an Stelle oder neben dem lehmverkleideten Flechtwerk- oder leichten Holzbau das viereckige Blockhaus, von dem auch allerlei Holzeinbauten in Grabhügeln zeugen. Das Aufſuchen der Talhänge und Höhen iſt verſtändlich, da das Klima ſich zuſehends verſchlechtert hatte. Die unbeſtreitbare Lücke zwiſchen ſpäter Bronzezeit und der Blüte der eigentlichen Hallſtattzeit, wie man nach ihrem Hauptfundort dieſe erſte Eiſenzeit nennt, kann durch nichts beſſer erklärt werden, als den ums Jahr 1000 v. Chr. etwa einſetzenden Klimaſturz, die Ablöſung der Trockenzeit durch eine feuchtkalte Periode, mit der ſich abzufinden geraume Zeit beanſpruchte. Das Nomadiſieren begann aufs neue, bis dann die ausgedehnten Lößböden vor allem die Nomaden zum Übergang vom Hirtendaſein zum ſeßhaften Bauernleben einluden. Da die Skelettbeſtattung immer ſtärker an die Stelle des Leichenbrandes tritt, ſind wir in der Lage, aus dem reichen Körpermaterial die neue Bevölkerung zu beſtimmen, die bald überwiegend zu den Alteingeſeſſenen hinzutrat. Es iſt ein Volk öſtlichen, vermutlich illyriſchen Ur-

Digitized by Google

sprungs, langköpfige Flachschädel mit hohem schmalem Gesicht, nach Ansicht unseres Anthropologen Schliz auffallend an den ältesten Menschentypus, den Neandertaler, erinnernd.

Dies östliche Volk brachte aus seiner Alpenheimat das Eisen mit, aber auch das Salz. Bald entdeckten sie auch bei uns das Eisenerz und das Salz. Auf letzterem insbesondere beruhte ihr Reichtum, und seine Handelswege wurden die großen Verkehrsstraßen. Alles, insbesondere zahlreiche Hügelgräbergruppen im Fränkischen und kleine Volksburgen im Brettachtal sprechen dafür, daß sie auch die Salzquellen von Hall, Niedernhall und Kirchberg zum erstenmal erschlossen haben, indessen die Mergentheimer Quelle wohl schon in der spätesten Bronzezeit Siedler angezogen hat. Dieses große Bauernvolk, das mit seinen eisernen Waffen, vor allem dem Langschwert, einer im Süden unbekannten Waffe, und seinen eisernen Werkzeugen jedoch die Bronze nicht zu verdrängen vermochte, teilt sich in verschiedene Kulturgruppen, deren bedeutendste in unserem Land die in Oberschwaben und auf der Alb herrschende war. Sie ist gekennzeichnet vor allem durch die bekannten rot und schwarz bemalten und geometrisch verzierten Tongefäße, den Stolz unserer vaterländischen Altertümersammlung.

Im 6. Jahrhundert freilich ändert sich das Bild. An die Stelle der selbstbewußten, kraftvollen, mit der Heimatscholle eng verwachsenen Bauernkultur tritt die Zeit der Fürsten mit ihrer Einfuhr südlichen Kulturguts; die Waffen werden zum reinen Schmuck, zum Abzeichen der Würde. Die Hallstattkultur, die an sich künstlerisch nicht sehr gedankenreich war, hatte sich erschöpft; die sozialen Unterschiede hatten die Widerstandsfähigkeit so sehr geschwächt, daß auch die Burgen nicht mehr halfen.

Ein neues Volk, die indogermanischen Kelten gallischen Ursprungs, kam aus dem Westen und nahm im 5. Jahrhundert den verbrauchten illyrischen Stämmen die Herrschaft über Mitteleuropa aus den Händen. Sie brachten die nach dem Hauptfundort am Neuenburger See genannte la-Tènekultur. Diese zweite Eisenzeit füllt die zweite Hälfte des 1. Jahrtausends v. Chr. bis zum Auftreten der Römer aus. Die keltischen Spuren in unserem Lande werden immer zahlreicher. Die Nachricht antiker Schriftsteller von der Einöde der Helvetier, neben den Boiern des wichtigsten in Süddeutschland anwesenden Keltenstammes, den die

Digitized by Google

Römer beim Einrücken hier angetroffen haben, ſchrumpft immer mehr zuſammen, je deutlicher der keltiſche Einſchlag in der römiſchen Epoche unſeres Landes in der äußeren und geiſtigen Kultur der Jahrhunderte vor und nach Chriſti Geburt erkannt wird. Mit ihnen ſetzt wiederum nach dem Ende der Wanderzeit eine mit dem Heimatboden eng verwachſende Bauernkultur ein. Die Ebenen werden ſtärker beſiedelt, Flußläufe, Flußübergänge, Straßenkreuzungen werden beſetzt. Dörfer entſtehen und auch zum erſtenmal ſtadtähnliche Anlagen, ſo die Stadt hinter dem Neuffen und bei Finſterlohr im Oberamt Mergentheim. Zu Ackerbau und Viehzucht tritt ein blühender Handel, für deſſen Erkenntnis die ins Land gebrachten Münzen, am berühmteſten die goldenen Hohlmünzen, „die Regenbogenſchüſſelchen", beſonders wichtig ſind. Aber trotz allem Fortſchritt, den z. B. auf dem ſo wichtigen Gebiet der Töpferei die Scheibenarbeit an Stelle der Formung aus freier Hand kennzeichnet, trotz aller Freude am farbigen Schmuck, der ſich aber mehr und mehr zum dienenden Beiwerk entwickelt, iſt im ganzen doch die äußere Kultur ſehr einfach und wird immer ſchlichter. In den erſten Stadien herrſchen Waffen durchaus vor und beweiſen die anfängliche Art des Eroberervolkes. Statt ihrer werden allmählich die Werkzeuge häufiger; ſie zeigen in ihrer Vielſeitigkeit, wie Meſſer, Scheren, Pflugſcharen, Sicheln, Senſen, Ketten, Beile, viel praktiſchen Sinn. Mit dem 2. Jahrhundert v. Chr. beginnen die Germanen ſich den keltiſchen Grenzen zu nähern. Der bezeichnende Unterſchied germaniſcher Brandgräber gegenüber den keltiſchen Körpergräbern zeigt das jeweilige Stadium ihres Vorrückens von Norden nach Süden. Solche germaniſchen Brandgräber mit einfachen Waffenbeigaben, die von den keltiſchen ſich kaum unterſcheiden, ſind auch in unſerem Lande vereinzelt gefunden aus dem 1. Jahrhundert v. Chr. Ob ſie den Sueben, die ſich nachher unter Arioviſt gegen Caeſar ſtellten, oder den Markomannen angehören, die nach den die Helvetier verdrängenden Cimbern und Teutonen für kurze Zeit hier eingerückt ſind, iſt im einzelnen ſchwer zu ſagen. Auf keinen Fall aber ſind dieſe germaniſchen Spuren ſo zahlreich oder ſo dauerhaft, daß ſie die keltiſche Kultur grundlegend beeinflußt hätten. Germaniſche Perſonennamen oder Religionsvorſtellungen ſpielen in den Inſchriften und Bildwerken unſerer römiſchen Zeit keine allzugroße Rolle.

Digitized by Google

Vielmehr sind die Germanen, wo sie sich bei uns niederließen, in der gallorömischen Mischkultur unter- oder aufgegangen. Jedenfalls konnten die Alamannen, als sie vom Anfang des 3. Jahrhunderts n. Chr. ab die Römerherrschaft zu erschüttern begannen, nirgends an solche Germanenreste anknüpfen.

Die geschichtliche Bedeutung des Siegs Caesars über die Sueben des Ariovist in der Ebene zwischen Kolmar und Mühlhausen im Jahr 58 v. Chr. liegt darin, daß damit das Andringen der Germanen gegen die Romanen um Jahrhunderte aufgehalten worden ist. Unser Land selber im Gegensatz zum Rheinland und zu den Ländern nördlich des Mains ist erst gegen Ende des 2. Jahrhunderts n. Chr. in diesen Kampf zwischen Römern und Germanen hineingezogen worden. Die keltische Kultur, die auf den Schultern der Vorgänger ruht, hatte den Boden trefflich vorbereitet für die Römer, die im Jahr 15 v. Chr. zum erstenmal unser Land vom Bodensee her betraten. Daß aber die Kelten, insbesondere die Donaurätier, noch eine Macht waren, zeigt das langsame Vorgehen der Römer, die erst unter Kaiser Claudius im Jahr 50 n. Chr. die Donau durch Anlage von Kastellen und den Bau einer großen Straße zur tatsächlichen Grenze machten. 100 Jahre planmäßigen Vorgehens von Süden nach Norden, von Westen nach Osten und von Nordwesten nach Südosten führte über die Alb ins Remstal und nordwärts zum rätischen Limes von östlich Lorch bis ins Ellwanger Oberamt, dann von Straßburg durch den Schwarzwald über Rottweil nach Tuttlingen zur Donau, ferner von Mainz an den Neckar nach Cannstatt, endlich auf die letzte Linie, den schnurgeraden äußeren, den obergermanischen Limes.

Im Schutz dieser Grenzwehr, die bis etwa 180 n. Chr. im allgemeinen unangefochten blieb, entwickelte sich ein blühendes Leben, das sich vor allem in intensiver Durchdringung des platten Landes mit massiv gebauten Gutshöfen und in größeren militärischen und bürgerlichen Mittelpunkten, in einer sorgfältigen Verwaltungseinteilung und im Bau oder besser Ausbau eines guten Straßennetzes ausspricht. Die Hauptfrage ist: Wie weit ist diese Einbeziehung der größeren Hälfte unseres Landes in das große römische Weltreich für die Entwicklung der Kultur desselben maßgebend oder wenigstens von Einfluß gewesen? Die einen lassen Kultur in unserem Lande überhaupt erst mit

Digitized by Google

der Römerzeit beginnen; die andern aber sprechen dieser Zeit als kurzer vorübergehender Fremdinvasion keine besondere Bedeutung zu. Beides ist falsch. Die Wahrheit liegt in der Mitte. Schon die Lage dieses süddeutschen Gebiets am Winkel zweier stets beibehaltener Grenzlinien, der Nord-Süd- und der West-Ostlinie, die dichte Folge dieser Limites und der damit verbundenen Bauten von den Wachttürmen und Kolonnenwegen an bis zu den Kastellen zeigt die Bedeutung und die entsprechend bevorzugte Behandlung dieses Gebiets als Grenzland. Die äußere Kultur war freilich eine vorwiegend soldatische. Einrichtungen aber wie Theater, Tempel und Druckwasserleitung in Rottenburg, dem Verwaltungsmittelpunkt, die Ausstattung der Landhäuser in Rottweil mit vorzüglichen Mosaiken zeigen die Zugehörigkeit zum Weltreich mit seinen gesteigerten kulturellen Bedürfnissen, wenn auch lange nicht in dem Ausmaß, wie in den Städten am Rhein und links des Rheins.

Freilich ist das alles zugrunde gegangen, zum Teil direkt in Trümmer geschlagen worden, als die Alamannen kamen; und die Alamannen haben sich durchaus ablehnend gegen das alles verhalten. Sie setzten sich neben, nicht in die römischen Bauten und blieben in ihrer Bauweise gänzlich unbeeinflußt von den Fortschritten des römischen Mörtels, wie sie auch die Überlegenheit der römischen Werkzeuge, der römischen Töpferei, der römischen Landwirtschaft ablehnten. Aber daß der Boden dieses bekanntlich sehr zahlreiche Volk der Alamannen, das jahrhundertelang nach dem ersten Auftreten, mindestens von 260—400 n. Chr., durch fortwährende kriegerische Wanderungen in Anspruch genommen war, überhaupt ernährt hat, ist hauptsächlich der intensiven Wirtschaft der gallorömischen Zeit, die auch nach dem Aufhören der römischen Herrschaft betrieben wurde, zu verdanken. Aber auch die römische Verwaltungseinteilung in Volks- oder Gaugemeinden, die im linksrheinischen Gallien sich im großen ganzen mit frühchristlichen Diözesen und fränkischen Gauen decken, ist auch rechtsrheinisch nicht ohne Nachwirkung geblieben. Klar ist das allerdings bis jetzt nur nahe am Rhein zu erkennen, wo die römischen Bürgergemeinden die Gebiete geschlossener Volksstämme, keltischer und germanischer, umfaßten. In unserem Lande, wo solche festen Volksverbände fehlten, ist der Zusammenhang zwischen römi-

Digitized by Google

schen Civitates und frühmittelalterlichen Gaugemeinschaften schwer zu erkennen, zumal auch das die Diözesangrenzen früh regelnde Christentum nach Inneralamannien viel später gedrungen ist, als in die rheinischen Lande. Ebenso sind die Beziehungen zwischen planmäßig verteilten römischen Bauernhöfen mit arrondiertem Besitz und den Gemarkungen der alamannischen Siedlungen, sei es in den kleineren Maßen der ältesten Familiensiedlungen, sei es in den größeren der späteren Zusammensiedlungen der Sippen, sicherlich vorhanden gewesen; ihre Feststellung aber steht erst in den Anfängen der Forschung.

Es ist gar kein Zweifel, die römische Zeit unserer Heimat ist dank der Reichhaltigkeit und Dauerhaftigkeit der Quellen wirklich lebendig. Sie gering und bedeutungslos zu achten, oder auch gegen einseitige Bevorzugung des Römischen in unserer Landesforschung zu reden, weil der Feind der Germanen von seiner Kulturhöhe auf die Barbaren herabgeschaut habe, ist ein schwerer Fehler. Nicht um der römischen Geschichte willen, die sich in den ersten Jahrhunderten n. Chr. zufällig auf unserem Boden abgespielt hat, sondern weil in dieser römischen Zeit unser Land in der Kultur gewaltig gefördert worden ist, ist uns das römische Württemberg von großer geschichtlicher Bedeutung. Durch das Römische verstehen wir das Einheimische noch besser, vor allem das Hauptproblem, wie der Germane zwar romanisiert, aber trotz dieser südeuropäischen Kulturüberschwemmung Germane geblieben ist.

Der Erkenntnis und Lösung dieses Problems dient die Geschichte der alamannischen Besiedlung unsres Landes. Sie beginnt mit dem Ende des 3. Jahrhunderts n. Chr. Das 4. und 5. Jahrhundert zeigt uns die frühalamannische Kultur, die eine Mischung darstellt aus Römischem und Kaiserzeitlich-Germanischem. Ihr folgt die durch nordische und donauländische Einflüsse bedingte Blüte des alamannisch-fränkischen Kunsthandwerks, von dem unsere überaus zahlreichen Friedhöfe des 6. und 7. Jahrhunderts so herrliche Reste überliefert haben. Wir sehen das freie, kerngesunde und jugendfrische Volk der aus der Mark Brandenburg ausgewanderten suevischen Alamannen, das auch, nachdem es um 490 n. Chr. den Norden unseres Landes den Franken hatte überlassen müssen und 40 Jahre nachher als Ganzes unter die fränkische Oberhoheit gekommen war, lange seine Eigen-

Digitized by Google

art bewahrt hat. Das Ende für die Alamannen kam erſt durch die Karolinger, welche die Macht ihrer Stammesherzöge im 8. Jahrhundert gebrochen haben. Das berüchtigte Ereignis bei der altgermaniſchen Dingſtätte auf der Altenburg bei Cannſtatt, das im Jahr 746 der Mehrzahl der alamanniſchen Großen auf des Pippiniden Karlmann Befehl Gefangennahme und Tod gebracht hat, iſt das Ende der germaniſchen Frühzeit unſeres Landes. Das Mittelalter begann mit Königtum, Adel und Kirche. Dieſe Faktoren bedingen eine neue Kultur.

Digitized by Google

Württembergische Kirchen des Mittelalters

Von Ernst R. Fiechter

Nicht wie von den Tempeln Griechenlands kann von den Kirchen des Mittelalters bei uns gesprochen werden. Einheitlich, wenigstens für den fernen Beschauer, ist der antike griechische Tempel; er ist kein Versammlungshaus, sondern das Gotteshaus, vor dem der antike Mensch sein Opfer vollbringt, gewissermaßen der Wohnort des Gottes, zum mindesten in späterer Zeit das Gehäuse, das sein Bild umschließt — der Schrein, der zum Altar gehört — denn bei jedem Tempel stand ein Opferaltar. Beide gehören zusammen. Der Tempel ist das weithin sichtbare „fernstrahlende" Bauwerk, das den durch die Gottesnähe geheiligten Platz auszeichnet; zu ihm blickte der Grieche empor, wenn und wo er beten wollte, als zum Schönsten und Besten, was er aus göttlicher Eingebung geschaffen hatte.

Noch heute kann man in Griechenland von dieser antiken Einstellung zum Gotteshaus einen letzten Hauch verspüren. Auf Bergspitzen an weithin sichtbaren Stellen, auf Vorgebirgen, auf den alten Hafendämmen draußen im Meer erheben sich die kleinen und kleinsten Kirchlein der orthodox-griechischen Christenheit, stets wie die antiken Tempel einst, weiß leuchtend. Sie enthalten wohl einen Raum für die Menschen, aber mitten hindurch geht die Ikonostase, die mit unzähligen Heiligenbildern geschmückte Trennungswand, hinter welcher der Altar steht, und hinter welcher unsichtbar und heute dem Volke unverständlich die Handlung vollzogen wird. So genügt dem heutigen Griechen auch nur der äußere Anblick, er opfert seine Kerzen beim Betreten des Raumes, der dunkel oder dunkelfarbig gehalten ist, und küßt die aufgelegten Heiligenbilder. Selbst am Sonntag findet kaum so etwas statt wie ein Gottesdienst einer versammelten Gemeinde.

Digitized by Google

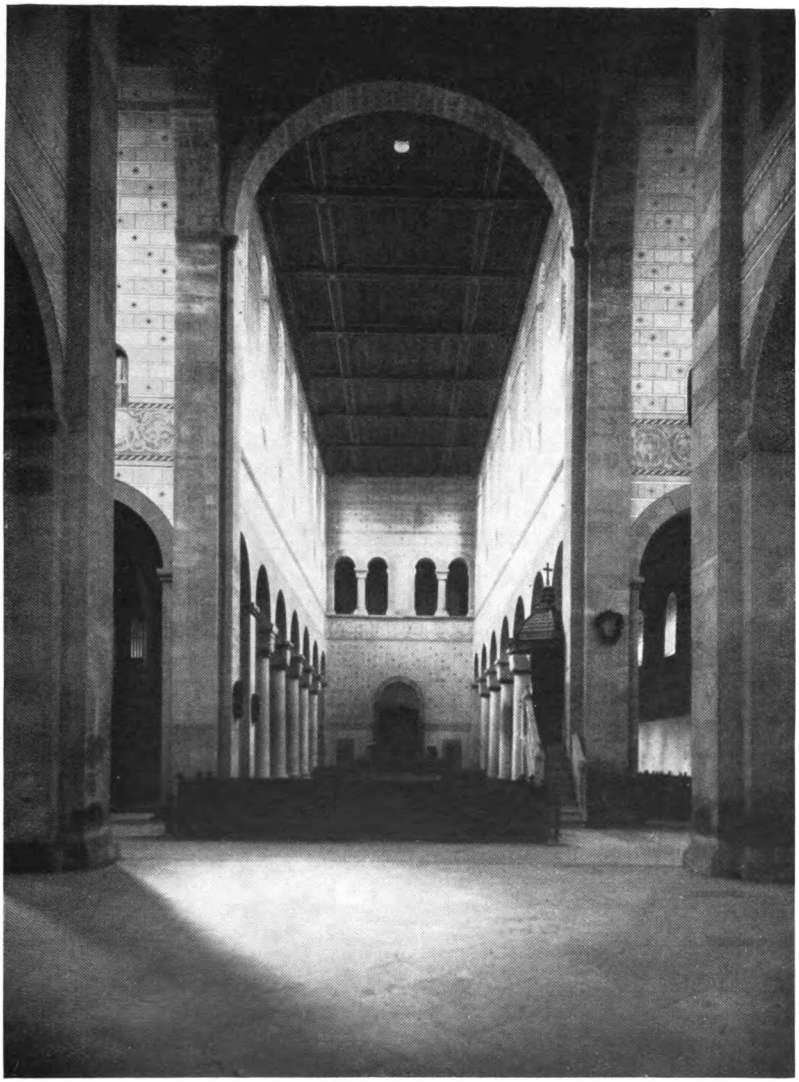


Abb. 7 Alpirsbach, Inneres der Klosterkirche gegen Westen
(Verkleinert aus Christ, Romanische Kirchen in Schwaben, Verlag F. Matthaes · Stuttgart)

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Kirche ist noch immer eigentlich mehr das Wohnhaus Gottes, das von weitem ins Land hinaus leuchtet, unter dessen Schutz die Gegend und die Menschen sich geborgen fühlen. Nur lebt in der heutigen Zeit nichts mehr Großes, nichts mehr wirklich Geistig-Lebendiges, aus dem heraus die Kirchen wieder zu Kunstwerken würden wie im Altertum. Sie sind vielmehr ganz zusammengeschrumpft, zwerghaft in den Proportionen, die doch einst in großen Raumideen entstanden waren, so klein oft, daß man gebückt durch die Türen hinein gehen muß oder mit dem ausgestreckten Arm das Gewölbe erreichen kann.

Was die christliche Kirche dem antiken Kult entgegengesetzt hat — aber auch schon in den Mysterienheiligtümern vorbereitet fand — die gemeinsame Feier der gottsuchenden Gemeinschaft, das ist in Griechenland heute fast versiegt oder doch verkümmert. Bei uns aber ist es im Mittelalter zum mächtigsten Strom geworden. Gewaltige Kirchenhallen wölbten sich über den Scharen der Gläubigen, und von mächtigen Türmen schallten die Glocken, strahlte das Kreuz. — Neben dem Harz und dem Rheinland kann auch Württemberg in seinen alten Kirchenbauten noch Zeugnis ablegen von der großen Entwicklung des Kirchenbaus in dieser Zeit.

Mönche haben die ersten bedeutenden Anfänge gebracht — sie trugen die Vorbilder, die römisches Wesen für den Kult geformt hatte, hinaus auch in unser Land. Allein so klar, so einfach die Grundgestalt der Basilika auch war, die sie mitbrachten, es zeigte sich bald ein Unterschied, ob die Anregungen aus Italien oder Frankreich kamen, oder aus Irland. Das Entscheidende war die Gesinnung für die Durchführung. Die italienischen Einflüsse traten später zurück gegen die französischen. Besonders in den Kirchen der Benediktiner von Cluny spüren wir dann einen übermächtigen, fast antik „geometrisierenden" Geist, der für die Raumverhältnisse und die Einzelformen strengste Regeln vorschrieb, und so die Gestaltung zur bewußten Klarheit und einer großen Vollkommenheit brachte. Er fand bei uns in Hirsau eine so bedeutsame Pflegestätte, daß das dortige Kloster S. Peter und Paul geradezu ein Ausgangspunkt für die romanische Kunst in Deutschland geworden ist. Wir bewundern an den Kirchen dieser Richtung, zu denen bei uns die besterhaltene

Digitized by Google

Klosterkirche von Alpirsbach (Abb. 7) zählt, jene große und erhabene Raumkunst, die in den strengen Rhythmen der Säulen und Fenster, in den einfachen geometrischen Proposítionen und in der wuchtenden Körperlichkeit sich ausdrückt.

Anders war das, was die irischen Mönche mitbrachten und schufen. In Irland hatten sie Holz verwendet und die Steinbaukunst fern vom italisch-antiken Vorbild nicht weiter entwickelt — auch überhaupt auf die antike Einstellung nicht so streng geachtet. In Deutschland fanden sie eine alte Holzbaukunst vor; was Wunder, wenn zunächst die Bögen der Steinwände etwas Unbeholfenes und die Pfeiler ungleiche Maße hatten, wenn die Rhythmen der Fenster unregelmäßig waren, dafür aber die Formen an den Kapitellen, an Türen und Gesimsen mit einer wunderlichen Steinschnitzerei verziert wurden, und wenn allerhand Unantikes, altes deutsches Vorstellungsgut, sich einschlich in den allgemeinen Kanon der Mönchskirche! So umschwebt jene Räume, die noch in Resten oder durch Umbauten verändert erhalten sind, etwas wie ein Hauch der Urtümlichkeit, des Nie-fertigen, immer Strebenden, nicht Faßbaren. Die uns nächsten Beispiele finden sich auf der Reichenau. Diese beiden Ströme, der ältere irische und der jüngere clunyacensische sind Hauptquellen der deutschen romanischen Kunst. Bei uns in Württemberg siegt der Geist Clunys durch Hirsau. Er erdrückte zunächst das, was sich etwa von Älterem und vom Italienischen hätte durchringen können. Aber als zu Beginn des 13. Jahrhunderts die Zisterzienser mit neuen Forderungen und Regeln strengster Observanz, mit dem Verzicht auf jeglichen reichen Schmuck ihre Kirchen bauten, war die Gewaltherrschaft der mönchischen Disziplin zu Ende. Die weltlichen Großen, das Kaiserhaus und die Fürsten ließen Kirchen und Paläste bauen; überall brach die Hirsauische Regel zusammen.

Freilich in unserm vom Verkehr abseits liegenden Lande, in dessen waldigen Tälern sich viele Klosterniederlassungen angesiedelt hatten, waren außer Reutlingen und Eßlingen keine größeren selbständigen Städte. Aber ganz bescheiden, an kleinen Bauten, sproßte nun auch hier zwischen den Ritzen der offiziellen „romanischen" Baukunst das alte deutsche Pflänzlein „Sonderbarkeit" auf. Uralte Vorstellungen von Welt und Geist, alte geheimnisvolle Zusammenhänge traten ans Licht — vermischt,

Digitized by Google

Abb. 8 Faurndau, Pfarrkirche von Nordosten

Digitized by Google

Digitized by Google

gefärbt mit christlichen und alttestamentlichen Geschichten. Auf Wandfriesen, in Tür- und Fensterlaibungen, an Kapitellen und Gesimsen tauchten sie auf. Dazu kam allerhand altes Musterzierwerk von Bändern und Sternen — wie es in der Holzflachschnitzerei, an den Häusern und Geräten üblich gewesen sein muß —. Bei uns in Württemberg sprechen wir in der Zeit des beginnenden 13. Jahrhunderts von der schwäbischen Spätromanik und rechnen das köstliche Faurndau (Abb. 8), das leider so arg durch Erneuerung verdorbene Brenz, die schöne St. Johanniskirche in Gmünd und die Walderichskapelle in Murrhardt zu den bekanntesten Beispielen.

Allein was hier verheißungsvoll blühte, verging rasch in den Stürmen, die nach heißen Kämpfen den Untergang des staufischen Kaiserhauses herbeiführten. Zu Beginn des 13. Jahrhunderts kamen von Frankreich die Dominikaner- oder Predigermönche, aus Italien die Franziskaner-Barfüßer — nun nicht mehr die stillen Täler, sondern die vom Reich zu Stützen seiner Macht erhobenen Reichsstädte aufsuchend, dort zu kämpfen für ein reineres Christentum — zunächst im Widerspruch zum städtischen Klerus — bald aber mit diesem vereint. Überall entstanden neue Kirchen; die der Dominikaner führen eine stark vereinfachte, im System aber bereits fertige Gotik ein, die bei uns in der Eßlinger St. Pauls-Kirche (Abb. 9) eine geradezu klassische Ausprägung gefunden hat. Der Bau ist in verschiedenen, mindestens drei größeren Bauabschnitten errichtet worden, und dadurch besonders merkwürdig, daß er altertümlich einfache Fenstergliederungen und unter den Seitenschiffdächern verborgene Strebebögen besitzt. Die Franziskaner blieben ihrem italienisch hochgeführten flachen Mittelschiff mit niedrigen Abseiten treu; der Chor der Eßlinger Barfüßerkirche, der jetzt noch allein steht, gehört erst dem 14. Jahrhundert an. In Reutlingen und in Heilbronn sind die alten Kirchen dieser Zeit verschwunden, in Gmünd umgebaut. Aber sie haben stärksten Einfluß gehabt auf die württembergische Gotik, die ohne die Bettelordenskirchen wahrscheinlich einen ganz andern Charakter erhalten hätte.

Zweierlei war bedeutsam. Die Zisterzienser, die den Gewölbebau in einer fast abstrakten und mageren Form ausbildeten, nachdem sie die ersten schwerfälligen Anfänge, die wir in Maul-

Digitized by Google

bronn stets mit Freude bewundern, überwunden hatten, bauten noch immer Mönchskirchen, d. h. sie teilten diese in zwei Teile, in den Mönchschor und den Laienraum. Das war alter Benediktiner Brauch. Nur wurde die Teilung immer stärker und einschneidender durchgeführt. Eine hohe Steinwand trennte jetzt beide Teile. Die Absonderung von Klerus und Volk wurde später auch in den Stadtkirchen mehr und mehr üblich. — Der ganze Reichtum von Querschiffanlagen und Seitenchören verdankt ja dem gesteigerten Chordienst seine Entwicklung. Alle diese aus der Mönchskirche herkommenden Einrichtungen haben die Dominikaner vollkommen abgelehnt —. Ihre Kirchen wurden bewußt als Gemeindekirchen gebaut, in denen die Abtrennung von Gemeinde und Klerus oder Ordensgeistlichkeit aufgehoben ward. Jetzt erst, kann man sagen, entstand also die Form der Gemeindekirche bei uns, wie sie in altchristlicher Zeit gewollt, und dann auch wieder durch die Reformation gefordert war und in der katholischen Kirche aus der Gegenreformation bei uns hervorging. Die Absonderung der Geistlichkeit war eine Erbschaft der Mönchskirche, die aber bei uns bis ins 16. Jahrhundert hinein noch nachgewirkt hat. So sehen wir z. B. in der Dionyskirche von Eßlingen und in manchen anderen Stadtkirchen den Einbau eines sogenannten Lettners, der Chor und Schiff trennt. Ja sogar die Barfüßer errichteten in Eßlingen eine Chorschranke mit Durchblicken. Doch der Damm war gebrochen. Die Dominikaner waren die ersten — aus rein religiösen Gründen waren sie dazu gekommen. Sie waren ja Predigermönche. In Frankreich setzte sich unter ihrem Einfluß und wohl auch schon aus der ganz andern Entwicklung der Kirche überhaupt im 13. Jahrhundert mehr und mehr auch der querschiffslose Langbau durch, so daß dort allmählich die Form des einheitlichen Langhauses üblich wurde. Diese Gestalt hatten aber auch die ältesten romanischen Basiliken im Süden Deutschlands. Sie war nie fremd gewesen. Nun kam sie erneut wieder.

Aber nicht nur diese Vereinfachung war bedeutsam, auch die Zurückhaltung in der Ausbildung der Bauformen und des ganzen Baugerüstes, wie sie wiederum aus religiösen Vorstellungen heraus die Dominikaner und vor ihnen schon die Zisterzienser forderten. So entstand eine von vornherein stark „vereinfachte", auf das Wesentliche der Konstruktion beschränkte

Digitized by Google

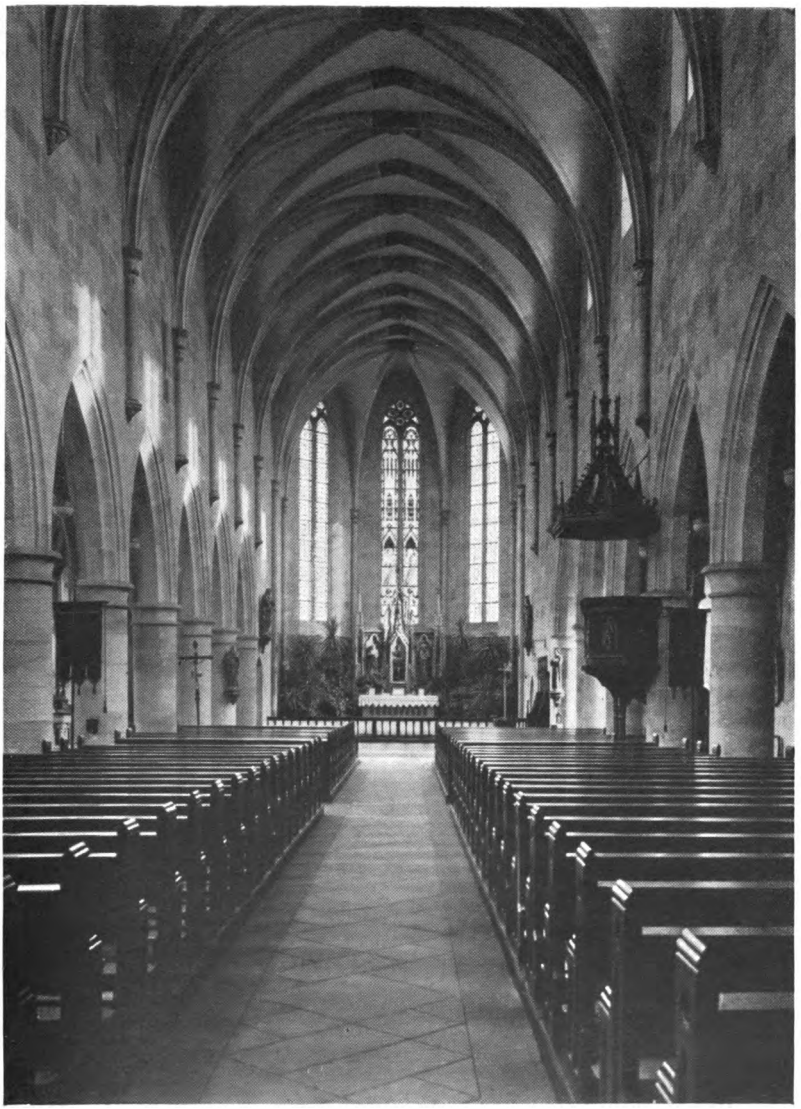


Abb. 9 Eßlingen, St. Paulskirche, Inneres gegen Osten

Digitized by Google

Digitized by Google

Gotik, die für unser Land und die südlich angrenzenden Teile Badens und der Nordschweiz geradezu grundlegend wurde. Die Gotik der Bettelordenskirchen beherrschte am Anfang des 14. Jahrhunderts im wesentlichen das mittelalterliche Kirchengebäude unserer größeren und kleineren Städte.

Ein anderer Quellstrom der süddeutschen Gotik kommt vom Rhein, im besonderen wohl vom Elsaß, von Straßburg. Reutlingen hatte sich einen Baumeister geholt, der den Zauber der gotischen Maßwerkkunst kannte; die Westseite der Marienkirche und ähnlich der Kapellenturm in Rottweil sind Beispiele dieser reichen Gotik, die wir in Reutlingen nun auch an den offenen Strebebögen, an reichen Fialen und Baldachinen, im Turmhelm und im umgeänderten Chor finden. Aber noch etwas Neues ereignete sich. Wir wissen heute noch nicht, von wo her zu uns die „Hallenkirche" kam. Ob vom Niederrhein, vom Oberrhein oder sonst aus Mitteldeutschland. Im ersten Drittel des 14. Jahrhunderts tritt sie zuerst auf. Vielleicht in Herrenberg zuerst, dann in Eßlingen und in Gmünd (Abb. 10), später in Ulm. In Reutlingen ist die Absicht, eine Hallenkirche zu bauen, wenn sie überhaupt angenommen werden darf, wohl durch den „Straßburger Baumeister" abgelehnt worden. Marienkirchen sind diese ersten Hallenkirchen durchweg. Für den Marienkult wurden sie gebaut. Von Chartres, dem uralten, schon vorchristlichen Kultort, war er unter ungeheurer Bewegung der Geister ausgegangen. Er hatte dazu geführt, daß dort die Bevölkerung in unerhörtem Opferwillen Steine und Hilfsmittel zum Neubau der Kathedrale herbeischleppte, daß in Pilgerzügen die umliegenden Ortschaften selbst mit ihren Kranken kamen, um teilzunehmen an der Tat und an dem Segen, der von der Jungfrau von Chartres ausstrahlte. Das Licht von Chartres zündete weithin; auch in unserem Land leuchtete es auf. Das wird deutlich, wenn wir sehen, wie fast gleichzeitig mehrere große Marienkirchen gebaut werden. Es wäre wohl lohnend, zu erforschen, ob auch bei uns eine ähnliche Begeisterung die Anfänge der Bauten getragen hat, wie in Frankreich. Für Eßlingen muß man es als wahrscheinlich annehmen, da hier bereits vier große Kirchen vorhanden waren. Aber weshalb nun Hallenkirchen? Es ist die Form der alten Krypten in den Bischofskirchen — der besonders geheiligten An-

Digitized by Google

dachtsorte — und zugleich ist es eine Form, die altes deutsches Gut ist, das im Norden Deutschlands nie ganz von der fremden römischen Basilika verdrängt war. Die Hallenkirche ist noch mehr als die Basilika der Versammlungsraum einer großen Gemeinde. Das, was früher nur Aufgabe der Priester war, der Dienst für eine große heilige Sache, das wurde nun von allen gesucht und getragen. Aus dieser Gesinnung entstanden alle die herrlichen geschnitzten Marienbilder, die wir noch besitzen und die bald selbst zu Mittelpunkten des Kultes wurden. In der Hallenkirche ist die sonst stark betonte Richtung auf den Hochaltar abgeschwächt; der Raum wirkt mehr als ein Ganzes, nicht mehr als ein aus mehreren Teilen Bestehendes. Durch die hohen Fenster der äußeren Schiffe strömt das Licht herein; im Mittelschiffgewölbe, das sonst am hellsten war, webt ein dämmriges Licht. So ist nun auch die Gemeinde in einem solchen Raum bewußter zusammengeschlossen und dem „Heiligen" in gemeinsamer Anbetung näher gerückt. Es ist nun im wahren Sinn der Andachts-Anbetungsraum für die Gemeinde; weder ein Kloster noch eine Einzelpersönlichkeit hat sie geschaffen, sondern die Gesellschaft der Marienverehrer.

Das gotische Gewölbesystem erlaubte die weitgehendsten Möglichkeiten. Besonders köstlich ist der dem Ende des 14. Jahrhunderts angehörende Chor der Gmünder Kirche, wo zum erstenmal bei uns das Seitenschiff rings um das Ostende des Mittelschiffs herumgeführt ist, und wo die Räume zwischen den nötigen Strebepfeilern noch als Kapellen ausgebildet sind, wodurch nach außen wieder ein annähernd basilikaler Aufbau erreicht wird. Der gotischen Basilika freilich, nach dem Vorbild von Amiens oder anderen, denen der Kölner Dom nächst verwandt ist, war durch die Hallenkirche bei uns, in Bayern, in Sachsen, auch in Südbaden und in der Schweiz das Rückgrat gebrochen. Das Strebebogensystem war nie eigentlich beliebt gewesen, die Hallenkirche brauchte es nicht; sie verlegte die nötigen Widerlager für die Seitenschiffgewölbe in die Wandpfeiler, die nach außen nur wenig oder gar nicht vortraten. So kam es, daß die eigentlichen gotischen konstruktiven Ideen die zwingende Kraft verloren, daß man freier war im Schalten und Walten, und schon in Gmünd unglaublich kühn auf schlankste Säulen die Gewölbe aufrichten

Digitized by Google

Abb. 10 Gmünd, Heiligkreuzkirche, Inneres gegen den Chor

Digitized by Google

Digitized by Google

wollte, in Ulm aber sich Abmessungen erlaubte, die über das damals Mögliche hinausgingen. Die Baumeister, welche in den Bauhütten groß geworden waren, hatten alle Hände voll zu tun, ganze Baumeisterfamilien, die Parler, Ensinger, Böblinger, leiteten durch Generationen die Arbeiten. Eine Stadt wollte die andere übertreffen. Es wurde im 15. Jahrhundert überall und mit allen Kräften gebaut — und mit ganz neuen Absichten. Nicht mehr galt es, die gotische Überlieferung zu pflegen, wie sie von den Bettelordenskirchen in vereinfachter Form vorhanden war, sondern nun konnte man die ganze Empfindungswelt in diese gegebenen Formen hineinlegen, sie umbiegen, beleben im Sinne eines fast naturhaften Wachsens, sie bereichern durch unzählige Falten und Vervielfältigungen, durch Blattwerk und Blüten, durch figürliche Kompositionen, die nun auch in großer Entfaltung in das Programm des Kirchenbaus aufgenommen wurden. Man empfand immer mehr die Kirche als das Haus Gottes, da es sich gut wohnen läßt. Lieblichkeit, Pracht, Sinneswelt, das volle reiche Leben zog ein in den früher so ernsten und strengen Raum. Die reichen Familien, die Fürsten, die Städte, die Zünfte stellten ihre Denkmäler in den Kapellen auf, weihten Altäre für ihre Patrone, stifteten Glasfenster und Kirchengeräte. Die herrlichsten Schnitzaltäre entstanden. Blaubeuren (Abb. 11) birgt heute noch im alten Raum und in der alten Umgebung den köstlichsten von allen, die uns erhalten sind. Diese spätgotische Kunst blühte wie eine Wunderblume und erfüllte mit ihrem Duft die ganze süddeutsche Welt. Bis tief in die Alpentäler der Schweiz und des Tirols drang sie und hinüber nach Oberitalien, von schwäbischen und bayrischen Meistern getragen, überall verständlich, überall etwas wie eine Befreiung bringend von den herben hohen, aber unverstandenen Gedankenkreisen der mönchischen Geistigkeit.

Aber der geistige Einfluß verflachte, wurde veräußerlicht, denn auch die Geistlichkeit widersetzte sich nicht einer gewissen Verweltlichung. In der bildenden Kunst wächst der Reichtum, die Formen werden zum lieblichsten Spiel, zu feinstem Ranken- und Knospenwerk. Wir kennen die verästelten spätestgotischen Gewölbe, die bald sogar naturähnlich Baumstämme mit Zweigen darstellen, die sich winden und biegen und vergessen machen wollen, daß sie aus Stein sind. In diesem letzten Stil der Gotik hat Ulm, hat Eß-

Digitized by Google

lingen ein Sakramentshäuschen von feinster Zierlichkeit, die schönsten Stücke dieser Kunst bewundern wir in Reutlingen und Urach. Immer mehr ins Feine, ins Kapriziöse hinein verliert sich der Stil. Der große geistige Impuls, der die Räume schuf, ist erschöpft; im Kleinen und Kleinsten wird verziert; das Zierliche — die Zier ist das Streben, in ihr lebt sich nun die Auseinandersetzung mit dem Göttlichen aus, bis die „Kunst" sich freimacht, sich löst von der Kirche — und weltlich wird. Das Mittelalter ist damit zu Ende — die Zeit kommt, wo der Einzelne sein freies menschliches Ich sucht — die Kraft der Gemeinschaft beginnt zu ermatten.

So endigt die hohe Zeit der Begeisterung im Marienkult, die zu den größten Kirchenbauten Anlaß geworden war — zuletzt im Kleinen, im Stillen, in lieblichen Bildern, oft in krausen, bizarren Künsteleien oder in fast ausgetrocknet dürrem Spielwerk. Hallenkirchen in der Art des Stuttgarter Meisters Aberlin Jörg und seiner Nachfolger sind in Württemberg und im anstoßenden fränkischen Land bis ins 16. Jahrhundert hinein gebaut worden; die schönste unter ihnen ist die Alexanderkirche in Marbach. Und land auf, land ab wuchert das Spiel der Ranken und Maßwerkfüllungen an zierlichen Kanzeln, an reichen Stern- und Netzgewölben. Auch die alten ehrwürdigen romanischen Bauten, selbst Maulbronn und Bebenhausen, ja Hirsau und Alpirsbach bekamen davon zu spüren. Wie ein zartes Spinnenwerk nimmt sich dort die Spätgotik aus neben den schweren urständigen Säulen und Wänden.

Gerade bei uns in Württemberg war diese Spätgotik eine einheimische Kunst, wie früher und später nichts mehr. In Bayern hat die katholische Tradition im Barock des 18. Jahrhunderts noch einmal zu einem vergleichbaren Erleben geführt, das aber in einem Lande der Reformation nicht mehr möglich war. Die Anregung, all das, was an bestem Wollen und Trachten vorhanden ist, im Dienst der Kirche sinnlich zu äußern, fehlte bei uns. Die Entwicklung des freien Ichbewußtseins war schon zu weit gediehen; die evangelische Kirche bedurfte auch keines sinnlichen Ausdruckes mehr.

So stehen wir am Ende des Mittelalters im größten Gegensatz zum Tempel der Griechen. Hier Innenraum, über den hinaus die Andacht die Verbindung mit der geistigen Welt im Kult

Digitized by Google

Abb. 11 Blaubeuren, Chor der Klosterkirche

Digitized by Google

Digitized by Google

ſucht, dort Außenraum, eine ſtrahlende Götterwohnung, zu der der Menſch aufblickt. Hier und dort Schöpfungen größter Kunſt, nicht zu vergleichen, ſoviel auch vom „Geiſt der Gotik“ geredet wird, der beide, aber auch indiſche Tempel und ägyptiſche Rieſenanlagen geſchaffen habe. Mit ſolchem Schlagwort wird leicht mehr geſchadet als genützt, und meiſt nichts gedeutet. Alle die großen Kultbauten früherer Zeiten bis heute beruhen auf großen geiſtigen Erlebniſſen, die je nach der menſchlichen Geiſtesentwicklung verſchieden ſind. Daß ſie ſich ereignen, iſt die Hauptſache. Sie führen neue Zeitalter herauf.

Digitized by Google

Burgen und Schlösser in Württemberg

Von Richard Schmidt

In der Entwicklungsgeschichte der Burg spiegelt sich mehr ein Stück Kulturgeschichte als Kunstgeschichte, in der Entwicklung des Schlosses überwiegt das Kunstgeschichtliche den kulturgeschichtlichen Einschlag.

Kunst ist zwar nur die sichtbare Äußerung einer bestimmten zeitlich und völkisch begrenzten Kulturperiode, also selbst ein Stück Kulturgeschichte. Was gesagt werden soll, ist, daß im Burgenbau dem Wechsel der Baustile nur eine untergeordnete Bedeutung zukommt, daß für ihn in besonderem Maße äußere Einflüsse von Bedeutung sind, wie vor allem die Entwicklung der Angriffswaffen; im Schloßbau dagegen tritt, je weiter wir in der Zeit vorschreiten, der Verteidigungszweck zurück, um sich zuletzt dem rein repräsentativen Wohn- oder gar Luxusbau zu nähern, in dem sich im Inneren und am Äußeren die Geschmacksrichtung seiner Entstehungszeit niederschlug.

Dieser Mangel an stilistisch klar greifbaren Kennzeichen am Burgenbau in Verbindung mit dem fast ausnahmslosen Fehlen auf die Erbauungszeit bezüglicher Urkunden, bringt es mit sich, daß über die Entstehungszeiten der Burgen teils unklare und falsche Begriffe entstanden sind, teils nur dehnbare Zeitangaben gemacht werden können. Je weniger gut der Erhaltungszustand einer Burg ist, desto augenscheinlicher tritt dieser Mangel hervor. Selbst der Begriff „Burg" ist verschieden ausgelegt worden. Richtig ist jedenfalls die Auffassung, daß eine Burg gleichzeitig Wohn- und Wehrzwecken zu dienen hat. Es ist also nicht nötig, daß Bergfried, Palas, Wohn- und Wirtschaftsbauten, Ringmauer mit Tor und Türmen, die Bestandteile einer ausgebildeten Burganlage, stets vorhanden sein müssen. Je weiter wir zurückgehen, desto mehr entfernen sich unsere Burgen von diesem Idealbild einer mittelalterlichen Feste. Damit hängt zusammen, daß die Bezeichnung „Burgstall", die in

Digitized by Google

Schwaben häufig vorkommt, keineswegs nur auf eine Burg minderer Wertung angewandt wird. Das Wort bedeutet ursprünglich den Standort (Stall = Stelle) einer Burg und ist in der Folge auf diese selbst übertragen worden. Unrichtig ist vor allem, daß es eine abgegangene oder in Ruinen daliegende Burg bezeichnen soll.

Die Geschichte der Burg ist gleichzeitig die Geschichte der Ritterschaft. Vergegenwärtigen wir uns die Entstehungsgeschichte dieses Standes in Schwaben, so finden wir, daß er aus der Dorfherrschaft herauswuchs. Der Ritter ist aber in der Regel nicht nur Dorfherr, sondern auch der bedeutendste Grundherr. Sein Besitztum hat sich ursprünglich wohl kaum von dem Hof des reicheren Bauern unterschieden, es sei denn durch Wall, Graben oder Mauer oder durch von Natur aus feste Lage. Nur durch Zurückgehen auf die früheste Geschichte des Ritterstandes können wir zu dieser Rekonstruktion des Vorläufers der mittelalterlichen Burg kommen, denn wir besitzen derartige frühe Anlagen nicht mehr. Nur hier und dort haftet noch inmitten des heutigen Dorfes der Name „Burg" auf einem — viel späteren — Bauerngehöft. Ruinenreste und Ausgrabungen geben uns einen Begriff von den frühesten nachweisbaren Burganlagen Schwabens. Inmitten der Wälder liegen sie weltabgeschieden, das Vordringen der lebendigen Natur hat das Menschenwerk zurückerobert. Meist wissen wir nicht einmal mehr die Zeit ihrer Zerstörung, kaum ihren Namen. Aber wir sehen noch den tief eingeschnittenen Graben, den engen Bering, der oft von keinerlei Mauerspuren umgrenzt ist, die erstaunlich kleinen Grundfesten der vergangenen Hochbauten. Erst das spätere Mittelalter ist mit reicheren Beispielen vertreten.

Drei Perioden lassen sich für die Entwicklungsgeschichte der Burg festlegen: die Zeit vom ersten Vorkommen fester Burgen bis zum Ende der Kreuzzüge, von da ab die Zeit der Feuerwaffen bis zur zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, und zuletzt die Zeit der Vervollkommnung der Feuerwaffen vom Ende des Mittelalters bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts, in dem die Burgen von wenigen Ausnahmen abgesehen ihren Verteidigungswert verloren haben und als solche aufgegeben wurden. Wir erkennen an dieser Einteilung, wie sehr die Ent-

Digitized by Google

wicklung der Burg mit dem Aufstieg und Sinken der Bedeutung des Rittertums verknüpft ist.

Seit dem 11. Jahrhundert schufen sich die bedeutenderen Dynastengeschlechter des heutigen Württemberg ihre stolzen umwehrten Sitze, nicht anders die vielen kleineren, aber ebenso selbständigen und selbstbewußten Herren, die, niemand untertan als dem Kaiser, überall in ihren festen Häusern saßen. Als die Macht des Kaisers schwand, brach auch die Macht des Rittertums, nicht ohne eigene Schuld, zusammen. Seit dem 13. Jahrhundert führt es einen aussichtslosen Kampf gegen die aufstrebenden Territorialherren und die kraftvoll erstarkenden Städte, die, nicht weniger energisch als jene, mit den Raubnestern vor ihren Toren aufräumten. Wenn auch widerwillig und langsam mußte sich die Ritterschaft doch den moderner und straffer gefügten Staatengebilden einordnen, die das späte Mittelalter herausbildete. Letzte Versuche zur Wahrung der Selbständigkeit im 15. und frühen 16. Jahrhundert konnten den Gang der Entwicklung nicht aufhalten. Daran änderte auch nichts, daß die Ritterschaft Schwabens zum Teil die Reichsunmittelbarkeit erlangte. Sie erschöpfte sich in unfruchtbaren Kämpfen und kleinlichen Zänkereien mit den Fürsten, in deren Dienst treten zu können, sie andererseits wieder froh war. Zu viel wirkte zusammen, kulturelle, wirtschaftliche und militärische Gründe, um die Bedeutung der Ritterschaft zu beseitigen. Als der Ritter aufhörte, die Last der unzähligen Kämpfe des Mittelalters auf seinen Schultern allein zu tragen, als die Kriege von der Masse der Knechte und der Feuerwaffen entschieden wurden und die persönliche Tapferkeit nicht mehr allein den Ausschlag gab, war auch die Zeit der Burg, dieses Sinnbildes der überragenden Einzelpersönlichkeit, dahin. Als unter den Stürmen des Bauernaufstandes die Mehrzahl der schwäbischen Burgen gebrochen wurde, wurden nur wenige wieder in wohnlichen Zustand gebracht. Der Adel zog es vor, die unbequemen, abgelegenen Burgen aufzugeben und sich in den Städten oder Dörfern seines Gebietes wohnlichere Schlösser zu errichten. Das Schloß dieser Zeit verzichtet noch nicht auf den Eindruck des Wehrhaften. Es ist noch mit Mauer, Graben und Wasser leicht befestigt, so daß es gegen unerwartete Überfälle einigermaßen Schutz bot. Ausnahmen kommen auch hier

Digitized by Google

vor, ſo vor allem die Wehrbauten, die die württembergiſchen Fürſten errichteten, die dann ausgeſprochenen Feſtungscharakter trugen.

Der Dreißigjährige Krieg beendet dieſen Abſchnitt des ſchwäbiſchen Schloßbaus. Als deſſen Wunden vernarbt waren, ſteckte ihm die Barockarchitektur neue Ziele. Neben den ſtiliſtiſchen Merkmalen, die einen neuen Abſchnitt der Baukunſt bedeuten, tritt als grundſätzliche Umgeſtaltung eine neue Gliederung der Baukörper im Außenbau und vor allem im Innern. Das 18. Jahrhundert bringt hierfür auch in Württemberg großartige Beiſpiele, mit dem frühen 19. Jahrhundert ebbt dieſe letzte Hochflut fürſtlicher Bautätigkeit ab. So ſteht das oft beſcheidene, aber in Form und Material ganz aus dem Weſen der Landſchaft entſprungene Renaiſſanceſchloß als liebenswürdiges Bindeglied in der Mitte zwiſchen der feudalen Ritterburg und dem vornehmen Repräſentationsbau des 18. Jahrhunderts, gleichzeitig das Mittelalter mit der Neuzeit verknüpfend.

So viel von den architektur- und kulturgeſchichtlichen Vorausſetzungen, die eine Erklärung des Vergehens der Burgen und des Werdens der Schlöſſer in ſich ſchließen. Es iſt ſchon bemerkt worden, daß wir keine ganz frühen Burganlagen mehr beſitzen. Im 11. und 12. Jahrhundert ändert ſich mit einem Schlag das früher ſo einfache Befeſtigungsweſen. Im Gefolge der Kaiſer war der Ritter nach Italien und in den Orient gekommen, wo er eine hochentwickelte Burgenbaukunſt kennen lernte. Nur ſo iſt es erklärlich, daß allenthalben in ſchwäbiſchen Landen jene trotzigen Quaderbauten ſich erhoben, deren feſtes Gefüge die Stürme der Zeit überdauert hat. Kein Suchen und Verſuchen, kein Zögern und Taſten iſt bei jenen ſo unvermittelt entſtandenen Bauten ſpürbar, die das Vorbild ſchufen, von dem für Jahrhunderte kaum abgewichen zu werden brauchte.

Am Zuſammenfluß von Enz und Neckar, in dem maleriſchen Beſigheim, ſtehen zwei Burgen mit mächtigen Bergfrieden, die einſt für römiſch gehalten wurden: man wollte nicht glauben, daß das Mittelalter ſo vollendete, aus einem Guß geſchaffene Bauten errichten konnte. Aus ſorgfältig gefügten Buckelquadern erbaut, wetteifern ſie an Höhe und Umfang mit dem Turm

Digitized by Google

der noch wohlerhaltenen Burg Reichenberg, die das Murrtal beherrscht. Nicht weniger imponierend thront über dem Bottwartal die Feste Lichtenberg (Abb. 12), ein Schulbeispiel eines schönen und nur wenig verfehrten mittelalterlichen Wehrbaus: der Bergfried überragt die mannigfaltig gegliederte Silhouette der Gebäudegruppen. An ihn schließt sich gegen die den Angriffen leichter zugänglichere Bergseite die Schildmauer an, die von dem tiefeingeschnittenen in den Felsen gehauenen Halsgraben vom Bergmassiv getrennt ist. In einem zweiten Turm findet sie ihren festen Eckpfeiler. Gegen die Talseite riegeln den engen Hofraum in gebrochenem Zug die noch bescheidenen und räumlich so beschränkten Wohn- und Wirtschaftsräume ab. Ihnen ist der Zwinger vorgelagert, dessen Zugang von einem weiteren Turme verteidigt wird. Nicht weniger eindrucksvoll ist die Burg über Vaihingen, die mit ihren Schenkelmauern zur Enz hinabreicht und das alte Städtchen einschließt. Noch fehlt den Mauern jede Gliederung, in gerader Linie schließen sie die Gebäude der Burg und die Stadt ein, kaum daß sie von einem Turm unterbrochen sind. Erwähnt seien noch als Beispiele mittelalterlichen Burgenbaus die Burgen Götzens von Berlichingen, Hornberg und Möckmühl, wo er einst belagert wurde und als eine der wenigen Wasserburgen Württembergs das Schloß in Neuenstein, das in der Hauptsache ein Renaissancebau noch den romanischen Kern der alten Burg, vor allem den Bergfried enthält. Der Stammsitz des württembergischen Fürstenhauses auf dem Rotenberg ist verschwunden. Dafür sei das Alte Schloß in Stuttgart genannt, das noch ganz den schweren trotzigen Charakter des mittelalterlichen Wehrbaus verkörpert, obwohl es seine heutige Gestalt dem Um- und Erweiterungsbau des 16. Jahrhunderts verdankt.

Nicht weniger reich als die Hügel und Täler des Unterlandes sind die Berge der Schwäbischen Alb an Ruinen und Burgen. An erster Stelle stehen die mächtigen Ruinen des Neuffen, die weithin die Bergkette der Schwäbischen Alb beherrschen, und die noch gut erhaltenen Mauern des Rechbergs, die in der Hauptsache aus dem 15. Jahrhundert stammen, aber auch frühgotische und romanische Teile besitzen. Hohen-Urach, von Natur aus schon zur Feste bestimmt, zeigt in großer Ausdehnung die Mauern und Türme der Befestigungskunst mehrerer Jahrhunderte. Im

Digitized by Google

Abb. 12 Burg Lichtenberg ob dem Bottwartal

Digitized by Google

Digitized by Google

11. Jahrhundert erbaut, wurde ſie noch im 16. erweitert und iſt erſt im 18. Jahrhundert Ruine geworden.

Der Schwarzwald birgt in ſeinen Tannenwäldern, um nur die bedeutendſten zu nennen, die Ruinen von Nagold, Liebenzell und Zavelſtein, die Waldeck und noch wohlerhalten das Schloß Berneck mit dem ragenden Hochmantel der alten Burg aus dem 12. Jahrhundert.

Das ſchwäbiſche Oberland iſt weniger reich an mittelalterlichen Burgen. Der Mangel an Bauſteinen hat veranlaßt, daß hier mehr als anderswo die Ruinen zum Steinbruch wurden, und ſie ſo vom Erdboden verſchwanden. Mit zu den älteſten Burgen des Landes gehören die maſſigen Wohntürme von Fronhofen und der Hatzenturm, die aufeinander getürmt aus rieſigen bis zwei Metern langen roh behauenen Findlingen wohl noch ins 11. Jahrhundert hinabreichen. Dazu kommt die Waldburg im frühen 16. Jahrhundert auf romaniſchen Grundmauern errichtet, als Wehrbau von kleineren Ausmaßen, aber durch ungewöhnlich gute Erhaltung der Innenausſtattung ein hochintereſſantes kulturhiſtoriſches Charakterbild. Das Bodenſeegebiet beherrſcht der Hohentwiel, der ſteilſte und gewaltigſte aus der Tiefebene des Rheintals aufſteigende vulkaniſche Felsblock, der ſchon in nachkarolingiſcher Zeit eine ſchwäbiſche Herzogsburg trug und heute, nach ſeiner Zerſtörung durch die Franzoſen im Jahr 1800, die größte Ruine Deutſchlands iſt.

Die Überſicht über die Burgen Württembergs wäre nicht vollſtändig, wollte man nicht auch mit wenigen Worten der Anlagen gedenken, die der Bauer, der Bürger und die Kirche zu Schutz vor feindlicher Gewalt errichtete, ſoweit ſie Burgencharakter tragen. Über der ſchwäbiſchen Reichsſtadt Eßlingen erhebt ſich auf der Bergſeite eine Burg mit großartigen zur Stadt ziehenden Mauern aus Buckelquadern der Hohenſtaufenzeit, von deren Erſtürmung die der Stadt abhing, und überall im Lande befeſtigte der Bauer ſeine Kirche mit Mauern und Wehrgang. Eines der beſterhaltenen Beiſpiele einer bäuerlichen Fliehburg iſt die Kirche in Lienzingen (OA. Maulbronn), die noch die an die Wehrmauer angebauten Zufluchtsräume beſitzt. Eine der prächtigſten Burganlagen, die klöſterlichen mit dem Wehrzweck verbindet, iſt die Comburg bei Schwäbiſch Hall, die auf ihrem einzelſtehenden Bergkegel ſich aufbauend mit ihren

Digitized by Google

drei romaniſchen Kirchtürmen, mit ihrem Barockmünſter, mit ihren Gebäuden und dem türmebewehrten Mauerring ein Bild von ſeltener in ſich ruhender und unberührter Schönheit bietet.

Das Renaiſſanceſchloß ſowohl der Frühzeit als der Spätzeit dieſer Stilepoche, angefangen mit den kleineren Bauten, die der Landadel errichtete, bis zu den Schlöſſern der Hohenlohe und des Deutſchen Ordens in württembergiſch Franken, des Hochadels in Oberſchwaben oder den Reſidenzen der württembergiſchen Herzoge iſt in ſo reichhaltiger Zahl und mannigfaltiger Zahl vorhanden, daß ſich nur einzelnes als Vertretung der Geſamtheit anführen läßt. In anderem Zuſammenhang iſt bereits genannt das Alte Schloß in Stuttgart mit ſeinem ſtimmungsvollen Arkadenhof und das Schloß in Neuenſtein, ein mächtiger türmeflankierter Baukörper. Das Schloß in Tübingen, neben dem Stuttgarter der größte erhaltene Wehrbau der Renaiſſance in Württemberg, nimmt hier eine beſonders bedeutſame Stellung ein, einerſeits durch ſeine Lage im Stadtbild, andererſeits durch ſeine Befeſtigungswerke, die nach den Regeln der Kriegskunſt des 16. Jahrhunderts angelegt wurden, für die beſonders die rieſigen mit prunkvoller Bildhauerarbeit verſehenen Tore typiſch ſind. Auch der Hohenasperg iſt in ſeiner heutigen Geſtalt zum großen Teil noch ſo erhalten, wie ihn Herzog Ulrich von 1535 ab erbauen ließ, mit breiten gemauerten Gräben, Baſtionen und ſtarken Kanonentürmen.

Haben wir hier in erſter Linie Schlöſſer von großer Ausdehnung mit feſtungsartigem Charakter vor uns, die die ganzen Fortſchritte der Befeſtigungskunſt zeigen, wie ſie die Vervollkommnung der Feuerwaffen im Gefolge hatte, Fortſchritte, die ſich beſonders darin ausprägen, daß der gerade verlaufende mittelalterliche Mauerzug durch die gebrochenen Linien der Baſtionen mit breiten gemauerten Gräben und ſtarken Kaſemattürmen erſetzt wird, hinter denen die Hochbauten der Feſtung nur eine untergeordnete Rolle ſpielen, ſo haben die fränkiſchen, die übrigen altwürttembergiſchen und oberſchwäbiſchen Schloßbauten der Renaiſſance klareren Schloßcharakter. Hieher gehört das Schloß Stettenfels, mit feſten Mauern und Türmen und dem großen erkergeſchmückten Wohnbau. Ferner die Kapfenburg (OA. Neresheim), ein Deutſchordensſchloß, auf engem Raum und noch mittelalterlichen Grundmauern errichtet,

Digitized by Google

Abb. 13 Schloß Langenburg

Digitized by Google

Digitized by Google

ein abwechslungsreicher, vielgiebeliger Baukörper, dessen Erscheinung noch ganz mittelalterlich anmutet, obwohl er stilistisch der Spätrenaissance angehört. Ein Beweis dafür, daß es nicht äußere Merkmale sind, die das Wesen der Burg kennzeichnen, sondern vielmehr der Grundriß und das Verhältnis der einzelnen Gebäude zueinander. Imposant sind das Bergschloß der Fürstpropste zu Ellwangen und das Wasserschloß des Deutschordens in Mergentheim, der Wohnsitz des Deutschmeisters von der Mitte des 16. Jahrhunderts bis zur Aufhebung des Ordens im Jahre 1809. Zwei der sehenswertesten Bauten Württembergs sind ebenfalls im Fränkischen gelegen, die Schlösser Langenburg (Abb. 13) und Weikersheim. Die tadellose Erhaltung außen und innen läßt besonders deutlich den Fortschritt erkennen, den die Wohnkultur im 16. Jahrhundert gemacht hat. Sie tritt an erste Stelle, erst in zweiter Linie kommt der Wehrzweck zur Geltung. Berühmt sind in Weikersheim der große Festsaal und die verträumten, mit verwitternden allegorischen Figuren geschmückten Gartenanlagen; aber auch die kleineren Räume des Schlosses geben ein getreues und interessantes Bild einer vergangenen Zeit.

Auch diese Namen geben nur eine Auswahl des Vorhandenen, wie es auch ein Ding der Unmöglichkeit ist, alle oberschwäbischen Schlösser des 16. und 17. Jahrhunderts zu nennen. Da sind Erbach mit seinen Eckrürmen und doppelten Staffelgiebeln, die Schlösser in Aulendorf, Warthausen, Aißlegg, Wolfegg und Zeil, ganz zu schweigen von der großen Anzahl kleinerer Schlösser, die allerorts anzutreffen sind und in der Landschaft immer an bedeutende Stelle gesetzt, dieser zusammen mit den Barockklöstern und -Kirchen ihre spezifisch oberschwäbische Note geben.

Der Dreißigjährige Krieg konnte die Baurätigkeit, die besonders im 16. und auch zu Anfang des 17. Jarhunderts so reich sich entwickelt hatte, nicht ganz unterbrechen. Voll aufgenommen wurde sie aber erst wieder im 18. Jahrhundert. Ein Ereignis vor allem bildet den Grenzstein, von dem aus eine neue Entwicklung sich herleitet: die Gründung Ludwigsburgs, eingeleitet durch die Erbauung seines Schlosses, das zum erstenmal in Württemberg die Abkehr von der baulichen Gestaltung der deutschen Renaissance, die letzten Endes die Fortsetzung der mittelalterlichen war, bedeutet.

Digitized by Google

Am augenfälligsten wird der Unterschied einerseits zwischen der mittelalterlichen Burg und dem Renaissanceschloß, anderseits zwischen den Schlössern des 18. Jahrhunderts bei einem Blick auf die Grundrisse. Die Burg ist noch ganz Zweckbau, auf die Wehrhaftigkeit zugeschnitten, jeden Vorteil des Geländes hiezu ausnützend und die bauliche Erscheinung ihm unterordnend, ein Bild von größter Regellosigkeit bietend, das aber gerade aus der Regellosigkeit seine starken malerischen Reize nimmt, das Renaissanceschloß, zumal dort, wo es mit mittelalterlichen Gebäuden in Verbindung steht, ebenfalls noch von regelloser Gruppierung, zeigt außen mit Erkern, Türmchen und Giebeln die alte deutsche Lust an abwechslungsreicher, bewegter Umrißlinie, im Innern den Mangel einer durchgebildeten Raumfolge; die Treppenanlagen sind in Wendeltürmchen gelegt, es fehlen klare Verbindungsmöglichkeiten von Raum zu Raum, einer schließt an den andern an. Ganz anders bei dem Schloß des 18. Jahrhunderts. Im Äußeren wohl gegliederte und in den Größenverhältnissen gegeneinander abgewogene, sich gegenseitig unterordnende Gebäudemassen, im Innern klare Scheidung von Wohn- und Repräsentationsräumen, die durch ein System von Gängen und Galerien miteinander in Verbindung stehen. Zum erstenmal tritt der Begriff der Symmetrie in die deutsche Baukunst ein. Das Schloß in Ludwigsburg ist das glänzendste Beispiel hiefür.

In 25jähriger Bauzeit wurde es erstellt und als 1733 das neue Corps de logis fertig war, war ein Komplex geschaffen, der einen weiten Innenhof einschloß, mit seinen Flügeln aber über dessen Breite hinausgriff und zwei weitere Höfe auf der Ost- und Westseite bildete. Architektonisch außerordentlich reich ist das allmähliche Anwachsen der Bauglieder in Richtung zum Fürstenbau, dem zuerst vollendeten Bauteil, die perspektivische Tiefenwirkung des Innenhofs, die durch das stufenweise Vorspringen der einzelnen Bauten erreicht wird (Abb. 14), das Betonen der beiden Hauptbauten des alten und neuen Corps de logis durch größere Ausdehnung, durch Unterfahrten und Arkaden, durch Skulpturenschmuck und reichere Architektur. Auch das Innere bietet noch ein bezeichnendes Beispiel spätbarocker Ausstattungskunst. Der Fürstenbau hat noch seine alte, schwer stukkierte Treppenanlage, eine Flucht alt möblierter Räume, die Verbin-

Digitized by Google

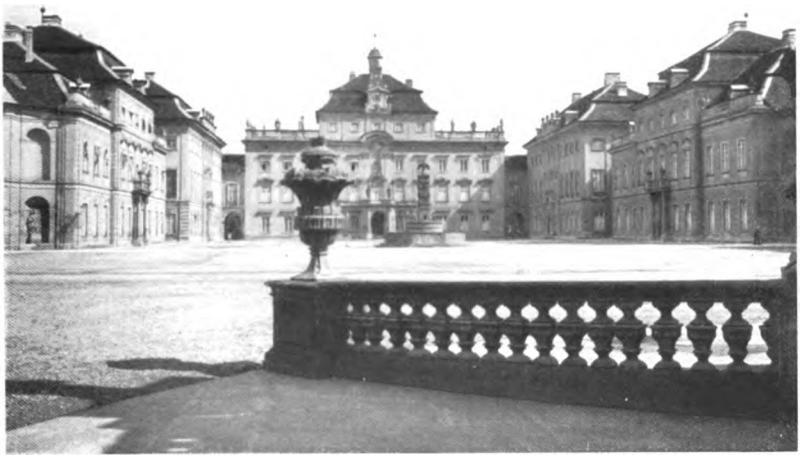


Abb. 14 Schloß Ludwigsburg

Digitized by Google

Digitized by Google

dungsgalerien zu den Eckpavillons mit fabelhaft bewegter Dekoration und die Pavillons selbst mit Barockkaminen, ursprünglicher Einrichtung und alter starkfarbiger Bemalung. Besonders reizvoll ist das Schreinerkabinett, dessen Wände, Decken und Boden reichstes Holzmosaik schmückt. Das Jagdzimmer in farbiger Marmorarbeit mit Stuck- und Lackarbeiten in chinesischem Geschmack, die monumentale Treppenanlage im Riesenbau und im neuen Corps de logis, die beiden Schloßkapellen und der Theaterbau mit seiner interessanten Bühneneinrichtung.

Schon 1746 wurde ein neuer großer Schloßbau begonnen, das Stuttgarter Residenzschloß, das auf Rettis Pläne zurückgeht und wenigstens in seinem Äußern von Philipp de la Guêpière vollendet wurde. Widrige Umstände verzögerten den Innenausbau, so daß noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts an ihm gearbeitet wurde. Am unversehrtesten zeigt den Charakter der ersten Bauperiode die Marmortreppe und der Marmorsaal, wo durch Verwendung verschiedenfarbiger Marmorarten als Wandverkleidung und durch schwere architektonische Vergliederung ein außerordentlich prunkvoller Eindruck erreicht wurde. Während hier, im Weißen Saal und in der Spiegelgalerie ein stark klassizistisch orientiertes Rokoko die Formen der Ornamentik und des architektonischen Aufbaus beherrscht, weisen andere Räume rein klassizistische Dekorationen auf. Das Empire hat sein Hauptverdienst in der Einrichtung vor allem auf dem Gebiete der Kunsttischlerei, doch gibt auch der Kleine Marmorsaal und sein Vorraum einen Begriff der strengen Dekorationsweise dieses Stils.

In der Nähe von Stuttgart sind zwei weitere Rokokoschöpfungen zu erwähnen, die zum Besten gehören, was diese auf künstlerischem Gebiet so fruchtbare Zeit geschaffen hat: Die Solitude (Abb. 15), die von Herzog Karl in den Jahren 1763—1767 erbaut wurde, und das Schlößchen Monrepos, das nur ein Jahr nach der Solitude begonnen ist.

Die Solitude ist heute in Wahrheit, was ihr Name sagt. Begonnen als einsam stehendes Lustschlößchen erhoben sich bald in weitem Umkreis Kavalierbauten, Marställe, Kasernen, Kirchen und Saalbauten. Alle diese Bauten lagen in dem blühenden Rahmen jener für das 18. Jahrhundert so charakteristischen

Digitized by Google

Gartenanlagen. Vor dem Schloß, den Auftakt zu dessen Architektur bildend, die geradlinigen, nach den Gesetzen der Symmetrie gezogenen Beete des Blumengartens, dahinter ein barockes Gewirre von Wegen und Irrgärten, geschnittenen Hecken, Rondellen, Wasserkünsten und dem nie fehlenden Naturtheater. Heute ist dies alles verschwunden. Der Wald hat das Gebiet der weiten Anlagen, die zu den berühmtesten ihrer Zeit gehörten, wieder in Besitz genommen. Noch steht allein das Schloß und rückwärts in flachem Halbkreis gelagert die Nebengebäude mit ihren zurückgebogenen Flügeln; aber das Schlößchen selbst ist ein Schmuckkästchen feinster Dekorationskunst und Raumverteilung. An einen ovalen Mittelsaal reihen sich in abgewogenen Verhältnissen ihrem jeweiligen Zweck angepaßt eine Reihe von Gemächern mit reizender Dekoration, die leichte Rocaille und Blumengehänge zeigt, teilweise schon strengere, das Nahen das Klassizismus verratende Formen annimmt.

Monrepos hieß einst Seehaus. In den Spiegel eines von alten Bäumen umgebenen Sees taucht das Bild seiner Architektur; auf einer von Rundbogen getragenen Terrasse erhebt sich der kuppelgeschmückte Mittelbau und die beiden Flügelbauten. Auch hier sind die Nebengebäude verschwunden, nur von der Seeinsel herüber grüßt der Turm der gotischen Kapelle, einer Schöpfung der Romantik, die auch noch die heute bestehenden Parkanlagen schuf. Wieder zeigt sich des Erbauers Ph. de la Guêpière's Meisterhand in der virtuos behandelten Grundrißgestaltung und dem reizvollen Aufbau; Äußeres, Inneres und Umgebung, Gehalt und Erscheinung decken sich vollkommen.

Ganz anderen Charakter als diese den Typ des Luftschlosses verkörpernden Bauten hat das Schloß Hohenheim; das Rokoko, dem jene noch mindestens aus der Gesinnung heraus, die sie errichten ließ, angehörten, ist bei diesem verdrängt. Der Ruf Rousseaus „Zurück zur Natur" ist das Motto, das man über das Kapitel der Baugeschichte dieses Schlosses schreiben könnte. Es ist das Schloß des reichen Landedelmannes, das der alternde Herzog in den 80er Jahren des 18. Jahrhunderts durch seinen Architekten Fischer errichten ließ. Umgeben von Wirtschaftsgebäuden, denn eine Musterwirtschaft war mit ihm verbunden, liegt es breit hingelagert auf der Filderebene. Die einst viel bewunderten Gartenanlagen sind der Vergänglichkeit zum Opfer

Digitized by Google

Abb. 15 Schloß Solitude

Digitized by Google

Digitized by Google

gefallen. Ein „Engliſcher Garten“ d. h. ein Park, der ſich von den architektoniſchen Gartenanlagen der Solitude mit ihren geſchnittenen und abgezirkelten Hecken, mit ihren Naturtheatern und Irrgärten und ihrem der Antike entlehnten Statuenſchmuck himmelweit unterſchied, ein Park, deſſen Gedanke eine Kolonie unter den Trümmern einer römiſchen Stadt mit Tempeln, Säulenſtümpfen und Altären, mit romantiſchen Einſiedeleien und Ruinenbauten verkörperte. Das Ganze eine Umkehr des Geſchmacks und der Geſinnung, wie ſie nicht umwälzender gedacht werden kann. Es iſt die letzte größere Schloßſchöpfung in Württemberg im 18. Jahrhundert. Das 19. errichtet noch in der Achſe des Gartenflügels des Reſidenzſchloſſes auf der Höhe des Rahlenſteins über dem Neckarufer das Landhaus Roſenſtein, ein in ſtreng klaſſizziſtiſchen Formen gehaltenes einſtockiges Gebäudequadrat mit zwei Innenhöfen, die einen Saalbau von feſtlicher Raumwirkung in ſich faſſen. Es bildet den Ausgangspunkt zu jenen ſchönen Gartenanlagen, die ſich bis zum Neckarufer erſtrecken und in der Wilhelma, dem letzten Schloßbau des württembergiſchen Fürſtenhauſes, ihren Höhepunkt erreichen. König Wilhelm I. hat hier verſucht, den Orient an den Neckar zu verpflanzen. Einſt viel bewundert, laſſen uns heute die Pavillons und Kioske in mauriſchem Stil innerlich unberührt. Sie wären unerträglich, lägen ſie nicht inmitten gepflegteſter Gartenanlagen und Gewächshäuſer, deren Blütenpracht den Beſucher unter einen ſüdlichen Himmelsſtrich verſetzt.

Es bleibt nur noch übrig, auch der Schloßſchöpfungen des 18. Jahrhunderts im Lande draußen zu gedenken. Ein Städtebild von eindrucksvollſter Eigenart iſt das ſich auf einem von der Jagſt umfloſſenen Bergrücken erhebende Kirchberg mit ſeinem Schloß der Fürſten von Hohenlohe. Dem alten Schloß, das in der Hauptſache dem 16. Jahrhundert angehört, iſt von 1737 ab ein Neubau angegliedert worden, der ſich mit ſeinem Manſarddach aufs glücklichſte dem Giebelbau des alten Schloſſes anfügt. Intereſſant iſt die Stadtanlage, die deutlich in Vorſtädte und höfiſche Stadt zerfällt. Von beſonderer Schönheit iſt die Inneneinrichtung, die unverſehrt die Geſchmackswandlungen vom 17. bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts widerſpiegelt, ein Bild von eindrucksvollſtem kunſt- und kulturgeſchichtlichem Reiz.

Das Oberland beſitzt in dem Deutſchordensſchloß Altshauſen, das von 1729 ab von dem Baumeiſter Bagnato d. Ä. erbaut

Digitized by Google

wurde, eine weitläufige Anlage mit großem Schloß, Kaserne, Reithaus, Theater, Gartenpavillon, Kirche, Beamten- und Wirtschaftsgebäuden, die alle im Bezirk des Schlosses gelegen sind. In Tettnang grüßt das einst Montfort'sche „Neue Schloß" hinunter zu den Ufern des Bodensees, Wurzach besitzt ein Schloß mit prächtig ausgemaltem Treppenhaus, Laupheim und Oberkirchberg seien noch genannt, die große Anzahl kleinerer schloßartiger Landhäuser, die der Adel und die Prälaten der reichen oberschwäbischen Klöster überall errichteten, nur summarisch erwähnt.

Unser Rundgang durch Jahrhunderte ist zu Ende. Altersgraues Gemäuer und ewig junge Kunstwerke sind an unserem Auge vorübergezogen. Lebendig klingt die Sprache der Vergangenheit an unser Ohr. Nur noch Reste eines einst reichen Bestandes haben sich in unsere laute Gegenwart hinübergerettet. Sie verbinden Einst und Jetzt miteinander und prägen dem Antlitz unserer Heimat oft ihren bestimmenden Ausdruck auf.

Wer aber will sagen, was den besonderen Reiz des Landes und seiner Städte und Dörfer ausmacht? Sind es einzelne Bauten, ob Schlösser oder Burgen, ob Kirchen oder Klöster? Ist es der Wechsel von Dorf und Stadt, von Berg und Tal? Ist es nicht viel mehr der Zusammenklang aller dieser Schöpfungen von Kunst und Natur, der dort am reinsten zum Ausdruck kommt, wo sich das Menschenwerk am glücklichsten und unaufdringlichsten der Landschaft einfügt, wo Natur, Kunst und Geschichte, Gegenwart und Vergangenheit sich in ungestörtem Gleichgewicht befinden!

Digitized by Google

Die Entstehung des württembergischen Staatswesens

Von Karl Weller

Die Grundlage eines Staatswesens ist das Staatsgebiet. Die Ausgestaltung des württembergischen Gebiets erweist sich ausschließlich als ein Werk des Fürstenhauses, der Dynastie, wie denn auch für die übrigen deutschen, ja für die europäischen Staaten bis ins 19. Jahrhundert überhaupt die Fürstengeschlechter bestimmend gewesen sind. Und zwar können wir für Württemberg im wesentlichen zwei verschiedene Zeitabschnitte unterscheiden, während deren sein Landgebiet gebildet wurde: Altwürttemberg ist der Hauptsache nach in den 1½ Jahrhunderten nach dem Untergang der Hohenstaufen zusammengewachsen, während das heutige stark vergrößerte Staatsgebiet in der Napoleonischen Zeit abgegrenzt wurde. Der Erwerb in der Zwischenzeit ergänzt das Vorhandene, ist aber neben dem in jenen Zeiten Hinzugefügten von geringerem Belang.

Während der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts schien sich im südwestlichen Deutschland, im Elsaß, in Schwaben und Franken, ein großes staufisches Territorium zu gestalten, dessen Kern das Herzogtum Schwaben war. Aber eben als die Hohenstaufen dieses Territorium zu einem straff verwalteten Sonderstaatswesen innerhalb des Reichs geformt hatten, brach das Verhängnis über Kaiser Friedrich II. und sein Haus herein; mit seinem Enkel Konradin erlosch das Geschlecht und auch das Herzogtum Schwaben, welches die Hohenstaufen inne gehabt hatten. Ihr Sturz riß die Schranken weg, die dem Streben der kleinen Grafen und Herrn, zur vollen Landeshoheit zu gelangen, noch von seiten des Herzogtums Schwaben wie von einer starken Reichsgewalt hätten entgegengestellt werden können.

Das dem Hochadel angehörige Geschlecht der Herren von Württemberg begegnet erstmals im Jahr 1181, nachdem es eben seine Burg über der lieblichen Talbiegung des Neckars am

Digitized by Google

Rande des Schurwalds erbaut hat. Es kann kein Zweifel sein, daß die Württemberger von Anfang an Gerichtsherren einer oder mehrerer Herrschaften am mittleren Neckar waren, wenn sie auch als Grafen erst 50 Jahre später genannt werden. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts jedenfalls ist das Herz des heutigen Württemberg mit Schorndorf, Waiblingen, Stuttgart und Leonberg in ihren Händen; aus der Tatsache, daß Waiblingen früher Reichsgut in den Händen der Hohenstaufen war, wird man schließen können, daß die Grafen Teile dieser Landschaft erst während der Hohenstaufenzeit erworben haben. Vielleicht hängt der Reichtum des Geschlechts mit den Geleits- und Zollrechten an den das Neckartal herabziehenden und von Cannstatt weiter ausstrahlenden Reichsstraßen zusammen, wie dies in ähnlicher Weise bei dem Hause der Herren von Hohenlohe der Fall war. Der eigentliche Begründer der Bedeutung des württembergischen Geschlechts ist Graf Ulrich I., der Stifter oder auch mit dem Daumen zubenannt. Er war der Führer der schwäbischen Großen, die während der Schlacht bei Frankfurt 1246 den hohenstaufischen König Konrad IV. mit ihren Rittern verließen und zu dem von der päpstlichen Partei aufgestellten Gegenkönig Heinrich Raspe von Thüringen übertraten; sie waren besonders auch durch die Verheißung gewonnen worden, daß das Herzogtum Schwaben den Hohenstaufen entrissen und nicht mehr erneuert werde. Graf Ulrich betätigte sich ferner als deren hervorragendster Widersacher in Schwaben, eine jener kleinen Herrschergestalten, wie sie damals so häufig waren, die im Gegensatz gegen das hohe Streben des feingebildeten Staufergeschlechts einzig beherrscht sind von der Begierde nach Macht und Gebietsvermehrung und jedes Mittel recht finden, wenn es nur zum Ziele führt, ein kühler Rechner von festem Willen und zugreifender Tatkraft. Gleicher Art wie er sind alle Württemberger bis zum Ende des 14. Jahrhunderts: sie gehen sämtlich aus auf die Vergrößerung ihrer Grafschaft, auf die Behauptung und Erweiterung ihrer Rechte gegen das Reich und die Nachbarn.

Als das Zeichen der Landeshoheit galt im späteren Mittelalter die Gerichtshoheit; das württembergische Staatsgebiet ist so gebildet worden, daß dem Kernland eine Gerichtshoheit um die andere zugefügt wurde. Graf Ulrich griff mit seinen Erwerbungen bereits hinüber in das Gebiet der Schwäbischen Alb,

Digitized by Google

über Nürtingen nach Urach, Münſingen und Pfullingen; neckarabwärts fügte er ſeinem Lande Marbach zu. Für Ulrichs Sohn Eberhard den Erlauchten galt es nun, die erworbene Stellung beſonders gegenüber der wieder aufſtrebenden Reichsgewalt, gegen König Rudolf von Habsburg, zu behaupten. Rudolf hatte ſchon als Graf zu den mächtigſten Herren im ſüdlichen und mittleren Schwaben gehört; als König ging er eifrig darauf aus, das Herzogtum Schwaben wieder aufzurichten und an ſein Haus zu bringen. Aber gegen ſeine Abſichten erhoben ſich die Schwäbiſchen Großen, die ihre Reichsunmittelbarkeit wahren wollten; in Eberhard, den ſeine Zeitgenoſſen den Koch nannten, d. h. einen groben, ungeſchlachten Geſellen, fanden ſie einen jugendmutigen Führer von nachhaltiger Kraft, und es gelang dieſem auch 1286 und 1287, die Verwirklichung der Pläne des Königs zu vereiteln: die ſchwäbiſchen Großen blieben reichsunmittelbar als nur vom Kaiſer und Reich abhängige Landesherren. Graf Eberhard erweiterte ſein Land beträchtlich und ſuchte es überallhin abzurunden; er gewann den Hohenneuffen, den Aſperg, Stadt und Stift Backnang; mit Brackenheim griff er bereits in das Zabergäu, mit Dornſtetten, Calw und Neuenbürg in den Schwarzwald über. Württemberg war mit einem Teil dieſer Erwerbungen ſchon über die Nordgrenze des alten Herzogtums Schwaben in fränkiſche Landſchaften hineingeſchritten. Bei aller Freude an Kampf und Schlachtgetümmel haben übrigens die Württemberger ihr Land ganz vorwiegend durch Kauf vergrößert. Wie die Habsburger weiter ſüdlich, ſo überflügelten die württembergiſchen Grafen im nördlichen Schwaben und dem daran angrenzenden fränkiſchen Lande alle ihre Nebenbuhler, die Herzoge von Teck, die Pfalzgrafen von Tübingen, die Grafen von Helfenſtein, Aichelberg, Zollern, Hohenberg, die von Vaihingen, Calw und Eberſtein; dieſe konnten ſich an Macht und Reichtum bald nicht mehr mit ihnen meſſen.

Im 14. Jahrhundert war beſonders ſtark der Gegenſatz der Landesherren gegen die wirtſchaftlich ſehr aufblühenden Reichsſtädte, die ihre Macht mehren wollten, indem ſie innerhalb der ſie umgebenden Landesherrſchaften Ausbürger, die ſogenannten Pfahlbürger, für ſich gewannen, und die Gefahr war nicht gering, daß die Württemberger wie die andern

Digitized by Google

Landesherrn dadurch großen Schaden erlitten; haben ja die Schweizerstädte Zürich, Bern und Luzern auf diese Weise den Habsburgern erhebliche Gebietsverluste beigefügt. Andererseits war es aber das Trachten der württembergischen Grafen, von dem Reichsgut, das in oder an den Grenzen ihres Landes lag, möglichst viel an sich zu bringen, wozu ihnen ihre öftere Verwaltung der niederschwäbischen Reichslandvogtei und das Geldbedürfnis der deutschen Könige dienen konnte. Nachdem Eberhard der Erlauchte im Auftrag König Heinrichs VII. von Luxemburg von den Reichsstädten fast seines ganzen Landes beraubt worden war, ermöglichte es ihm der Thronstreit zwischen Ludwig dem Bayer und Friedrich dem Schönen von Österreich, sein ganzes Land zurückzugewinnen, ja 1319 auch die Reichsfeste Hohenstaufen zu erobern und als Pfand zu behalten und mit ihr wohl die dazugehörige Stadt Göppingen. Derselbe Thronstreit machte der Reichsunmittelbarkeit der Reichsstadt Markgröningen ein Ende, die 1336 an den Sohn Eberhards des Erlauchten, den Grafen Ulrich III., überging, und 1376 kam weiter die Reichsburg Achalm an Württemberg. Auch anderen Reichsstädten drohte das Schicksal, durch Verpfändung vom Reich an die Grafen zu württembergischen Landstädten zu werden. Gegen diese Gefahr schlossen die Ulmer 1376 mit Weitblick, Entschlossenheit und kühnem Mut die Reichsstädte zum schwäbischen Städtebund zusammen, und dieser erstritt nach langem Hader den Reichsstädten das Recht, nicht mehr verpfändet zu werden. Andererseits mußten die Reichsstädte ihre Übung aufgeben, Ausbürger außerhalb ihres eigentlichen Stadtgebiets zu haben. Die Landesherren hatten fortan im südwestlichen Deutschland das Übergewicht über die Städte, so daß hier die staatliche Entwicklung ganz anders verlief als in der Schweiz und vollends in Oberitalien.

Ulrich III. und Eberhard der Greiner, der Sohn und der Enkel Eberhards des Erlauchten, vermehrten ihr Erbland ebenfalls durch Ankauf neuer Herrschaften beträchtlich. Die Burg Teck mit der Stadt Kirchheim, Weilheim unter Teck, Vaihingen an der Enz, Tübingen, Beilstein im Bottwartal, ferner Böblingen und Herrenberg, der Schönbuch, der ursprünglich auch zum Reichsgut gehört hatte, Waldenbuch, Lauffen am Neckar, Owen, Ebingen, Tuttlingen, Schiltach

Digitized by Google

im Schwarzwald und Murrhardt werden gewonnen, selbst Besitz über dem Rhein im Elsaß zugekauft, die Herrschaften Horburg und Reichenweier bei Colmar. Als mit dem Ende des 14. Jahrhunderts die Heldenzeit des württembergischen Geschlechts zu Ende geht, hört auch die Zeit machtvollen Umsichgreifens auf, die Haupterwerbungen sind abgeschlossen. Im 15. Jahrhundert wird nur noch wenig hinzu getan, von Eberhard dem Milden die Herrschaft Schalksburg mit der Stadt Balingen und durch seine Heirat die ferne Grafschaft Mömpelgard zwischen dem Elsaß und der Freigrafschaft Burgund, später noch Sulz am Neckar und Wildberg an der Nagold. So war nun das altwürttembergische Land im wesentlichen gebildet, wohlabgerundet, für die damalige Zeit und innerhalb seiner Umgebung kein unbedeutendes und machtloses Staatswesen.

Neben den unmittelbaren Untertanen, ihrer Landschaft, hatten die Grafen in dem weiten Gebiet von Oberschwaben bis zum unteren Neckar noch mehrere Hunderte ritterlicher Dienst- und Lehensleute, die, mit ihnen durch das Treuband der Lehensverpflichtung verknüpft, in Krieg und Frieden ihre Helfer waren. Natürlich mußte es der Wunsch der Grafen sein, sie ganz ihrer Landesherrschaft einzufügen. Während es nun im nördlichen Deutschland und in Bayern den Landesherren glückte, die Lehensmannen landsässig zu machen, vermochten die Ritter am Rhein, in Schwaben und Franken, gestützt auf den Kern der einst dem Hohenstaufengeschlecht, und nun nur dem deutschen König verpflichteten Reichsdienstmannen, sich der Landsässigkeit zu erwehren, indem sie nach dem Vorbild des Schwäbischen Städtebundes sich zu mächtigen Ritterbünden zusammenschlossen. So gelang es auch den württembergischen Grafen nicht, die Dienstmannen ihrer Oberhoheit zu unterwerfen. Die Ritter setzten es durch, daß sie als unmittelbar unter dem Reich stehend angesehen wurden; jedenfalls in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts waren sie endgültig aus der Landeszugehörigkeit ausgeschieden; sie bildeten die Reichsritterschaft, die sich in ganz Südwestdeutschland zu einem Gesamtbunde zusammentat.

Was den Württembergern mit ihren ritterlichen Lehensleuten versagt geblieben war, glückte ihnen mit den innerhalb ihres

Digitized by Google

Gebiets gelegenen Klöstern und Stiftern, die oft viel Land und Leute besaßen, und zwar durch die Erwerbung der Schutzvogtei. Die Zisterzienserklöster waren zwar grundsätzlich keiner weltlichen Schirmherrschaft unterworfen; das einst staufische Kloster Lorch im Remstal stand unmittelbar unter dem Reich; andere Klöster und Stifter aber hatten von Anfang an einen benachbarten weltlichen Großen zum Schutzherrn. Das Bedürfnis nach Schutz und Anlehnung war doch allzustark, als daß nicht alle Klöster in Zeiten der Bedrängnis oder Unsicherheit hätten Anschluß an die mächtigen Landesherren suchen müssen, von deren Gebiet sie umschlossen waren. Ursprünglich war die Schirmvogtei ein freiwilliges Verhältnis gewesen, sie wurde aber allmählich erblich, auch bei den ursprünglich schirmfreien Klöstern so oft erneuert, daß sie nicht mehr aufgesagt werden durfte. Im 15. Jahrhundert steht so eine stattliche Zahl geistlicher Stiftungen im Schirm der Grafen, die Mannsklöster Murrhardt, Lorch, Adelberg im Schurwald, Denkendorf, Blaubeuren, Güterstein bei Urach, Alpirsbach, das jetzt badische St. Georgen, die Zisterzienserklöster Bebenhausen und Herrenalb, die Stifter Backnang und Sindelfingen, ferner Frauenklöster wie Lauffen am Neckar, Weil bei Eßlingen, Kirchheim unter Teck und Pfullingen. Seit dem Basler Konzil breiteten durch ganz Europa hin die Landesfürsten das landesherrliche Regiment über die Kirchen ihres Landes aus; auch die Württemberger gewannen die Mitaufsicht über die Güterverwaltung der in ihrem Schutz befindlichen Klöster und Stifter, erhoben unter verschiedenen Formen und Titeln Beisteuern von ihnen und verlangten von den Klosterämtern die Huldigung. Doch war die Bevölkerung der Klosterbezirke ihnen nicht unmittelbar untergeordnet; als den Grafen zunächst verpflichtet galten bloß die geistlichen Gebietsherrn, die als Zugewandte der württembergischen Landschaft angesehen wurden. Nur wenige der Schirmklöster wie Ellwangen und Zwiefalten konnten sich der württembergischen Landsässigkeit entziehen.

Ein Verhängnis für viele deutsche Territorien war es, daß sie seit dem 13. Jahrhundert nach rein privatrechtlichen Gesichtspunkten unter mehrere Söhne eines Landesherrn geteilt und dadurch auseinandergerissen wurden. Für Württemberg traf dies nach einer Teilung zwischen den Linien Grüningen und

Digitized by Google

Württemberg in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts 200 Jahre lang nicht mehr zu; der Zerreißung des Landes zog man hier die gemeinschaftliche Regierung von Brüdern vor. Die Teilung wurde früh, gewiß von staatlichem Denken aus, als ein Unglück angesehen; schon in einer Urkunde Eberhards des Erlauchten begegnet uns die Wendung: „wär aber, da Gott vor sei, daß die Herrschaft geteilt würde". Im Jahr 1360 erlangten die Grafen von Kaiser Karl IV. die Zusicherung, daß auch Württemberg nicht geteilt werden solle, wie dies für die Länder der Kurfürsten kurz vorher durch die Goldene Bulle festgesetzt worden war. Dennoch kam es im 15. Jahrhundert noch zu einer Teilung des Landes, glücklicherweise nur auf vier Jahrzehnte. Unter harten Mühen vermochte Graf Eberhard im Bart, der unter dem Einfluß des von ihm hochgeschätzten und gepflegten Humanismus und der von diesem wieder entdeckten Staatsgesinnung des Altertums den Staatsgedanken ernstlicher und nachdrücklicher betonte, als dies bisher der Fall war, 1482 die beiden getrennten Hälften des württembergischen Landes zu vereinigen und dessen Unteilbarkeit zu sichern. Damit war Württemberg nun den meisten deutschen Territorien weit vorausgeschritten, der Bruch mit der bisherigen Vererbung im Sinne des Privatrechts vollzogen und einer staatsrechtlich gedachten Erbfolgeordnung endgültig die Bahn gebrochen.

Längst war das württembergische Haus das mächtigste unter den deutschen Grafengeschlechtern; das Land umfaßte etwa 8000 Quadratkilometer und zählte dem Umfang wie der Bevölkerungszahl nach unter die mittleren deutschen Fürstentümer. Die nun staatlich wieder geeinte Grafschaft wurde auf dem berühmten Wormser Reichstag von 1495 zum Herzogtum erhoben, das Land von Maximilian I. als ein unteilbares und unveräußerliches Reichslehen erklärt, auch das Erstgeburtsrecht im Hause Württemberg reichsrechtlich festgelegt. In der Richtung auf ein festes, gesichertes Staatswesen war damit ein großer Fortschritt erreicht.

Die zusammengebrachten Herrschaften waren zunächst nur durch die Einheit ihrer Herren verbunden gewesen. Aber früh waren die Grafen daran gegangen, in langer und ernster Arbeit aus ihren allmählich gesammelten Besitzungen einen einheitlich geordneten Staat zu bilden. Nach dem Vorbild der hohenstau-

Digitized by Google

fischen Verwaltung aus der Zeit Kaiser Friedrichs II., wie sie auch von den Wittelsbachern und Habsburgern in ihren Ländern nachgeahmt worden war, führten die Grafen von Württemberg vielleicht schon in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts die Ämterverfassung durch: alle die erworbenen Landschaften wurden planmäßig in kleinere Verwaltungsbezirke, Ämter, eingeteilt, welche meist aus einer Stadt mit einer Anzahl von Dörfern bestanden und je einem allezeit absetzbaren Vogte unterstellt waren; diesem war auch die Rechtspflege in seinem Bezirk einschließlich der hohen Gerichtsbarkeit, des Blutbanns, übertragen. Früh bestand ferner eine Zentralregierung, die dem wegen der vorwiegenden Naturalwirtschaft stets wechselnden Hoflager folgte. Die Grafen besaßen die volle Gerichtshoheit innerhalb ihres Gebiets, und 1360 verlieh ihnen Karl IV. das seit der Goldenen Bulle den Kurfürsten zustehende Recht, daß ihre Hintersassen sich nicht an das königliche Hofgericht wenden dürften, ehe die heimischen Gerichte gesprochen hatten.

Im Mittelalter beschränkte sich die Aufgabe der Staatsregierungen darauf, den Frieden zu wahren und das Recht zu schützen; die Fürsorge für das allgemeine Wohl war ihnen zunächst noch fremd. Nun im 15. Jahrhundert begannen die Landesherren sich neue Aufgaben zu stellen; nach dem Vorgang der Reichsstädte greifen sie auch in die kirchlichen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse ein, so daß kaum ein Gebiet von der staatlichen Fürsorge unberührt bleibt. Die Verwaltung, vor allem die Zentralregierung, wird neu geordnet. Die Vermehrung des Schreibwerks führte zur Einrichtung der Kanzlei, die zunächst von Geistlichen versehen wurde; gegen Ende des 15. Jahrhunderts aber kam das Kanzleramt wie sonst auch in Württemberg an weltliche juristisch geschulte Berufsbeamte. Im Münsinger Vertrag 1482 erhielt die Landesverwaltung einen dauernden Sitz angewiesen, indem Stuttgart zur Residenz und Hauptstadt des Landes erklärt wurde. Als Herzog Ulrich 1534 aus der Verbannung zurückkehrte, ordnete er die Zentralverwaltung des Landes nach dem burgundischen und österreichischen Vorbild, wie sie wohl schon während der habsburgischen Zwischenregierung eingerichtet worden war, indem er für die laufenden Geschäfte eine größere Anzahl von Räten bestellte, die in einer ständigen Behörde mit kollegialer

Digitized by Google

Verfassung vereinigt wurden. Diese Räte waren nun auf den Universitäten vorgebildete Männer; im übrigen gab es während der ganzen Herzogszeit nur wenige akademisch vorgebildete Beamte im Lande; die Vögte, Amtleute und Finanzbeamten erhielten ihre Vorbereitung nicht auf der Universität, sondern in den Amts- und Schreibstuben, und Württemberg wurde darum oft spöttisch als Schreiberstaat bezeichnet.

In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts erst kam in Württemberg das landständische Wesen auf. In den Staaten des europäischen Abendlandes wie auch in den Territorien des römischen Reichs deutscher Nation bestand im Mittelalter der Rechtsgrundsatz, das kein Fürst eine neue Ordnung erlassen oder eine neue Steuer auferlegen konnte ohne Zustimmung der Vornehmen des Landes. Daraus erwuchs die altständische Verfassung, die sich in Deutschland seit dem 13. Jahrhundert zugleich mit der landesfürstlichen Gewalt ausgebildet hat. Falls die Regierung mit den gewöhnlichen Einnahmen nicht mehr auskam, in „echter Not", konnte sie von den Landständen eine außerordentliche Beihilfe verlangen. Insbesondere seit dem 15. Jahrhundert mehrte sich der finanzielle Bedarf der Regierungen. Mit dem steigenden Geldbedürfnis aber wuchs allenthalben die Macht der Landstände, da diese die immer häufiger wiederkehrenden Forderungen der Landesherren dazu benutzten, ihre Befugnisse zu stärken, indem sie Steuern nur gegen das Zugeständnis neuer Rechte bewilligten. Württemberg hatte bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts keine landständische Vertretung; die reichen Grafen, die größten Grundherren ihres Landes, hielten so gut haus und führten eine so geordnete Verwaltung, daß sie lange nicht genötigt waren, eine Beihilfe von Landständen in Anspruch zu nehmen. Hier hat zunächst anderes ihre häufigere Einberufung veranlaßt, so das Unglück des Grafen Ulrich des Vielgeliebten von der Stuttgarter Linie, der mit hohem Lösegeld aus der Gefangenschaft des Pfälzer Kurfürsten befreit werden mußte, und das Bestreben Eberhards im Bart, die schädliche Teilung des Landes wieder zu beseitigen; man zog die Landstände zu allen wichtigen Verträgen herbei, welche damit den Charakter von Staatsverträgen erhielten. Sie setzten sich in Württemberg zusammen aus der Ritterschaft, aus den Prälaten der Klöster, über welche die Grafen die Schutzvogtei erworben hatten, ferner aus den Abgeordneten der Ämter,

Digitized by Google

der „Landschaft“. Eben diese hatte in Württemberg hauptsächlich für die finanzielle Beihilfe aufzukommen; die Ritterschaft fühlte sich nur zur Kriegshilfe, nicht zur Steuerleistung verpflichtet und beteiligte sich an den eigentlichen Landtagsverhandlungen meistens nicht, da es sich bei diesen bald vorwiegend um die Bewilligung von Steuern handelte. Unter dem Herzog Ulrich, der bei seinem Regierungsantritt bereits eine erhebliche Schuldenmasse vorgefunden hatte, steigerten die vermehrten Bedürfnisse und die Zinsenlast, aber auch mangelnde Sparsamkeit die Schulden zu einer für die damalige Zeit ganz ungewöhnlichen Höhe; der Versuch, sie durch eine Vermögenssteuer zu beheben, mißlang, und eine Verbrauchssteuer scheiterte am Widerstand des Landvolks im Remstal, das durch einen Aufstand, den „Armen Konrad“, die Regierung zwang, sie fallen zu lassen. Nun mußten die Landstände angegangen werden. Ein nach Tübingen berufener, nur von den Alosteräbten und der Landschaft beschickter Landtag vereinbarte 1514 mit dem Herzog den Tübinger Vertrag, durch den das Land die Schulden übernahm, während Ulrich dagegen dem Lande wichtige Rechte zuerkannte: er verzichtete unter anderem auf eine selbständige äußere Politik und versprach, zu einem von ihm zu führenden Krieg zuvor die Zustimmung des Landtags einzuholen. Der Vertrag ist für die Entwicklung des altwürttembergischen Staatswesens grundlegend geworden, und besonders wichtig war, daß, während anderwärts das Recht der Landstände meist auf dem Herkommen beruhte, in Württemberg dessen wesentlicher Inhalt nun in die Form eines geschriebenen Vertrags gefaßt war.

Überhaupt ist die sturmbewegte Zeit Herzog Ulrichs für den weiteren Gang der württembergischen Staatsgeschichte von der größten Wichtigkeit. Ulrich hat auch das Landesgebiet nicht unbeträchtlich vermehrt, und zwar durch kriegerische Eroberung. Im sogenannten Bayrischen Erbfolgekrieg zwischen Bayern und der Kurpfalz 1504 gewann er von dieser in raschem Siegeszug das Kloster Maulbronn mit seinem beträchtlichen Landgebiet, die Grafschaft Löwenstein und die Ämter Weinsberg, Neuenstadt und Möckmühl, und beim Friedensschluß trat ihm Bayern als Entschädigung für seinen Aufwand noch das Amt Heidenheim mit der Schutzvogtei über die Klöster Königsbronn, Anhausen und Herbrechtingen ab. Während der Jahre seiner

Digitized by Google

Verbannung erkaufte Ulrich die Feste Hohentwiel im Hegau. Als er nach 15jähriger Abwesenheit zurückkehrte, führte er das Land samt den landsässigen Klöstern dem evangelischen Bekenntnis zu; das Kirchenwesen wurde nun in noch ganz anderer Weise als zuvor dem Landesfürsten unterstellt, die Klosterprälaten wurden geradezu landesherrliche Beamte. Die große Kirchenordnung Herzog Christophs vom Jahr 1559 war eines der wichtigsten Landesgesetze und umfaßte auch die Ordnung des gesamten höheren und niederen Schulwesens, für das zu sorgen nun eine der bedeutsamsten Aufgaben der staatlichen Obrigkeit wird. Man bildete ein besonderes Kirchengut, aus dem die Bedürfnisse der Kirchen bestritten werden sollten; der Mehrbetrag seiner Einnahmen wurde für allgemeine Landeszwecke verwandt. Während in Nord- und Mitteldeutschland das landesherrliche Kirchenregiment von vornherein schwach entwickelt und durch die freie Stellung von städtischen und adeligen Patronen stark eingeschränkt war, richtete man in Württemberg eine fürstliche Kirchenregimentsbehörde ein und zentralisierte das ganze Kirchenwesen, wie dies sonst nirgends der Fall war. Durch den Landtag von 1565 wurde das evangelische Bekenntnis zur ausschließlichen Landesreligion erklärt.

Den Landtag des Herzogtums bildeten nun nach dem gänzlichen Ausscheiden der Ritterschaft die Prälaten der vierzehn großen Mannsklöster und die mehr als sechzig Vertreter der Städte und Ämter, die sich jedoch nicht als Abgeordnete des gesamten Landes oder Volks betrachteten, sondern nach den Weisungen ihrer Auftraggeber zu stimmen hatten. Zunächst war der Landesherr verpflichtet, nicht nur für die Ausgaben des Hofs, sondern auch für die des Landes aus seinen Mitteln aufzukommen. Hof- und Landesausgaben wurden nicht auseinander gehalten: wieviel der Herzog von den Einnahmen für sich und seinen Hofhalt, wieviel er für die Landeszwecke verwenden wollte, war ganz in sein freies Belieben gestellt. Eine Kontrolle der Finanzwirtschaft der Regierung durch die Landstände oder deren Beauftragte gab es nicht; von der Verabschiedung eines regelmäßigen Etats durch den Landtag war keine Rede. Wenn nun die Einnahmen des Herzogs nicht mehr ausreichten, wurde ein Teil der Landesausgaben zunächst auf Kredit bestritten. Hinterher mußten die Schulden von den

Digitized by Google

Landständen übernommen werden; es war ja tatsächlich doch im Interesse des Landes, daß die Schulden wieder verschwanden. Weil aber das Geldbedürfnis sich als ein dauerndes herausstellte, wurden die stets nur außerordentlicherweise verwilligten Steuern tatsächlich als regelmäßige und ständige erhoben; sie floßen in eine besondere Kasse, die Landschaftskasse, deren Gelder immer nur zu ganz bestimmten Zwecken ausgegeben wurden. Seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts bestand neben einem bedeutungslosen weiteren Ausschuß der engere Ausschuß des Landtags, der von zwei Äbten und sechs Abgeordneten der Landschaft, darunter denen der Städte Stuttgart und Tübingen, gebildet wurde. Da er beständig tagte und die tüchtigsten Juristen als Rechtsbeistände, als Landschaftskonsulenten, zur Seite hatte, behauptete er den größten Einfluß. Berechtigt, die Lücken in seinem Kreise durch eigene Wahl selbst zu ergänzen, wuchs er sich zu einer Art Nebenregierung neben den Herzögen aus, zu einer sehr selbstbewußten ständischen Oligarchie, deren Mitgliedschaft zeitweise innerhalb einzelner Familien fast erblich war.

Der durchgreifendste Unterschied des altständischen Verfassungswesens von dem der späteren konstitutionellen Monarchie des 19. Jahrhunderts ist, daß Fürst und Landstände sich wie zwei Teile eines noch nicht zur Einheit gelangten Staats gegenüberstehen, daß die Interessen des Fürsten und des Landes grundsätzlich verschieden erscheinen und jeder Teil geneigt ist, nur seinen besonderen Vorteil, nicht den des ganzen Landes zu vertreten. Der Landtag und sein engerer Ausschuß waren doch mehr ein Werkzeug für die Abwehr einer starken Staatsgewalt als für deren tatkräftige und gemeinnützige Entfaltung. Zu einem Zusammenwirken mit der Regierung, um die Staats- und Volkskräfte fortschreitend zu entwickeln, fehlte ihnen der Auftrag und wohl auch die staatsmännische Fähigkeit. Die Landstände errichteten sogar eine landständische Sonderkasse, welche die Mittel bereit halten sollte, um verfassungswidrige Maßregeln der Regierung zu bekämpfen, die „geheime Truche", die vollständig dem engeren Ausschuß anvertraut war, aber freilich oft nur selbstsüchtigen Nebenzwecken diente. Am schlimmsten zeigten sich die Folgen der gegensätzlichen Stellung von Herzog und Landständen gerade in den

Digitized by Google

auswärtigen Verhältnissen, da die Landschaft im Kriegsdienst und besonders im stehenden Heer nichts als eine Belastung der Untertanen sah, die man nach Möglichkeit abwenden oder wenigstens abschwächen müsse. Der Dualismus zwischen Fürst und Landständen wurde freilich als den Landesinteressen abträglich empfunden, und man suchte ihn darum in Einklang zu bringen, indem man während des Dreißigjährigen Kriegs den Geheimen Rat einrichtete, der die Landesregierung ausüben sollte. Dieser wurde in gleicher Weise dem Herzog wie den Landständen verpflichtet, sollte auch über die Aufrechterhaltung der Verfassung wachen und galt als Vermittler zwischen dem Fürsten und dem Lande; seine Mitglieder hatten also in dieser Hinsicht eine ähnliche Stellung wie die Minister der konstitutionellen Monarchie in Deutschland während des 19. Jahrhunderts. Ein ähnlicher Versuch, den schädlichen Dualismus zu beheben, ist sonst nirgends im alten Reiche unternommen worden.

Anderswo kam es vielfach zur Zurückdrängung und Beseitigung der Landstände durch die absolute Monarchie, in deren Form der Gedanke der modernen allgewaltigen, dem allgemeinen Wohl dienenden Staatsgewalt zuerst zur Wirklichkeit geworden ist. In den größeren Staatswesen untergrub zumal der Zwang, ein starkes stehendes Heer zu unterhalten, die landständische Verfassung: in Preußen, Österreich und Bayern wurden die Landstände zu völliger Ohnmacht herabgedrückt und nur in den kleineren deutschen Ländern, die keine selbständige Machtpolitik mehr treiben konnten, in Sachsen, Braunschweig, Hessen und Mecklenburg, erhielten sie sich wie in Württemberg in der alten Weise.

Die Abgesandten der Ämter, die von den Amtskörperschaften gewählt wurden, meistens die Bürgermeister der Amtsstädte, konnten sich als Vertreter der gesamten Bevölkerung der Amtsbezirke betrachten, da ja auch der Bauernstand an den von den Ämtern aufzubringenden Steuern mitzutragen hatte. Man nahm an, daß die Landschaft das ganze Land repräsentiere; jeder Württemberger konnte sich als im Landtag vertreten ansehen. Und zwar gehörten die Abgeordneten, auch die Prälaten, durchweg der bürgerlichen Bevölkerungsschicht an; bezeichnet man mit Recht die alten Landstände im allgemeinen

Digitized by Google

nur als eine Vertretung der bevorrechteten Klassen, so trifft dies auf Württemberg am wenigsten zu. Unabhängig von allen Mängeln aber war der Einfluß, den das Vorhandensein der Landesverfassung auf den politischen Charakter des altwürttembergischen Volkes ausübte. Die festgefügte Organisation des bürgerlich-ständischen Wesens verleiht neben dem beherrschenden Einfluß eines glaubensstarken Luthertums dem württembergischen Staatswesen seine Besonderheit. Den Württembergern war ein stolzes Selbstgefühl auf ihre Verfassung eigen; das Interesse an den innerpolitischen Angelegenheiten wurde wenigstens in der Oberschicht des Volks dauernd wachgehalten, und hierin unterschieden sich die Altwürttemberger zu ihrem Vorteil von der nichtadeligen Bevölkerung der andern deutschen Länder, in denen der Absolutismus oder die Vorherrschaft des Adels den bürgerlichen und bäuerlichen Untertanen politisch selbständiges Handeln versagte. Der freiere politische Sinn, der sich im Herzogtum Württemberg entfalten konnte, hat in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die poetische, staatsrechtliche und geschichtliche Literatur sichtlich beeinflußt, und eine unleugbare Wirkung desselben ist der hochbedeutende Anteil, den die württembergischen Dichter und Schriftsteller zu Anfang des 19. Jahrhunderts an der Wiederbelebung des politischen Sinns und des nationalen Geistes der Deutschen gehabt haben.

Eine starke Veränderung der inneren Verhältnisse des württembergischen Staatswesens wurde, wie dies so häufig in der Geschichte zu bemerken ist, durch den Wandel der auswärtigen Lage herbeigeführt. Als nach dem Ausbruch der französischen Revolution die Koalitionskriege auch das Reich erschütterten, konnte Württemberg nicht mehr wie eine Insel bleiben, auf der das staatliche Leben kaum berührt von den Vorgängen in der großen Welt seine eigenen Sonderwege ging. Das Glück der Umstände führte Württemberg damals aufwärts; während sein Gebiet seit den Eroberungen Herzog Ulrichs nur wenig vergrößert worden war, wuchs es im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts auf mehr als das Doppelte an. Nur um 1600 hatte der tatkräftige Herzog Friedrich I., rastlos auf Vermehrung seiner Macht nach innen wie nach außen bedacht,

Digitized by Google

die schon früher kurze Zeit württembergische Stadt Besigheim sowie die Ämter Altensteig und Liebenzell erworben, und Herzog Karl Eugen hatte von den Erben der im Mannsstamm ausgestorbenen Schenken von Limpurg einzelne Teile ihrer Grafschaft gekauft. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts umfaßte das rechtsrheinische Württemberg etwa 8500 Quadratkilometer mit 650 000 Einwohnern, die elsässischen Besitzungen der Herzöge und Mömpelgard ungefähr 950 Quadratkilometer und 30000 Seelen. 1748 hatte Herzog Karl Eugen für die württembergischen Besitzungen links des Rheins die französische Oberhoheit anerkennen müssen; 1793 wurde Mömpelgard von den Franzosen besetzt, und 1796 trat Herzog Friedrich Eugen die linksrheinischen Landschaften gegen die Zusage von Entschädigungen ganz an Frankreich ab. Durch den Reichsdeputationshauptschluß 1803 erhielt Herzog Friedrich dafür die neun Reichsstädte Rottweil, Reutlingen, Eßlingen, Weilderstadt, Heilbronn, Hall, Gmünd, Aalen und Giengen an der Brenz, ferner die gefürchtete Propstei Ellwangen und eine Anzahl weiterer Stifter und Klöster, im Süden des Landes Zwiefalten, Heiligkreuztal und Rottenmünster, im Norden Oberstenfeld, Comburg bei Hall und Schöntal an der Jagst, im ganzen etwa 2200 Quadratkilometer mit 124 000 Bewohnern. Es waren nicht mehr recht lebensfähige, zum Teil in Parteiungen und innere Händel verstrickte und schwer verschuldete staatliche Gebilde; für Württemberg erschien besonders der Besitz der mitten im Land oder an dessen Grenzen gelegenen Städte von großem Wert. Da die altwürttembergische Verfassung auf diese neuen Gebiete mit ihrer teilweise katholischen Bevölkerung nicht paßte und Friedrich sich von den Landständen in seinem staatlichen Handeln peinlich beengt fühlte, vereinigte er jene vorderhand zu einem besonderen, von dem alten Herzogtum vollständig getrennten Staatswesen Neuwürttemberg mit dem Sitz der Regierung in Ellwangen.

Abermals wurde Württemberg vergrößert, als es Frankreich hatte Kriegsfolge leisten müssen, im Jahre 1805. Der nunmehrige Kurfürst Friedrich erhielt von Österreich die obere und untere Grafschaft Hohenberg mit Schramberg, Oberndorf, Horb und Rottenburg, in Oberschwaben die Landvogtei Altdorf, die Herrschaft Ehingen, die sogenannten Donaustädte Munderkingen,

Digitized by Google

Riedlingen, Mengen und Saulgau, Orte des Deutschordens und der Johanniter sowie verschiedene in der Folge an Baden abgetretene Besitzungen. Württemberg wurde zu einem völlig souveränen Staat erklärt und zum Königreich erhoben.

König Friedrich machte von seiner Souveränität auch nach innen weitgehenden Gebrauch: er vereinigte nun Alt- und Neuwürttemberg unter seiner unumschränkten Gewalt. Die Verfassung hatte sich immer mehr als veraltet erwiesen. Man überschätzte im Lande ihre Vortrefflichkeit wie die tatsächliche Macht der Landstände, nachdem diese 300 Jahre lang ihre Rechte mit so viel Glück hatten verteidigen können. Es mußte ein geordnetes Staatswesen gänzlich untergraben, wenn die Landstände auch nach außen besondere Wege gingen, wenn der engere Ausschuß nach dem Frieden von Basel hinter dem Rücken des Landesherrn auf eigene Faust auswärtige Politik trieb, um einen Sonderfrieden mit Frankreich für das Land zu erlangen, und einen eigenen Gesandten in Paris hielt. Da konnte der tödliche Zusammenstoß mit einem kraftvollen Fürsten nicht ausbleiben; das Interesse des Staates erforderte mit zwingender Notwendigkeit eine einheitliche Regierung. Nach langem Hadern erfolgte Ende 1805 der endgültige Bruch; als König Friedrich nach dem Vertrag mit Napoleon sich zur Aufstellung eines größeren Heeres genötigt sah, während der landständische Ausschuß sich dieser Notwendigkeit völlig verschloß, wurde die Landesverfassung aufgehoben.

Durch seine Teilnahme am Rheinbund, der die Auflösung des alten römischen Reichs deutscher Nation herbeiführte, erhielt Friedrich 1806 wieder eine starke Vergrößerung seines Landes, die Herrschaft Wiesensteig, die einstige Reichsstadt Biberach, auch die fünfte Donaustadt Waldsee, die Abtei Wiblingen bei Ulm, die Deutschordenskommenden Altshausen und Kapfenburg mit Lauchheim. Außerdem wurde eine Anzahl reichsunmittelbarer Fürstentümer und Grafschaften der württembergischen Landeshoheit unterworfen, mediatisiert, so die Fürsten von Hohenlohe-Öhringen, -Waldenburg, -Langenburg und -Bartenstein, die Fürsten von Waldburg, die Grafen von Königsegg-Aulendorf, die noch nicht württembergischen Teile der Grafschaft Limpurg, einzelne oberschwäbische Besitzungen der Fürsten von Thurn und Taxis, von Fürstenberg, von Windischgrätz; dazu kamen

Digitized by Google

eine Reihe von Herrschaften, mit denen im Reichsdeputationshauptschluß deutsche Fürsten und Grafen für ihren linksrheinischen Verlust entschädigt worden waren, die früheren Reichsstädte Isny und Buchau, die Klöster Isny, Weißenau, Weingarten, Baindt, Schussenried, Buchau, Marchtal, Ochsenhausen, Gutenzell, Heggbach und Rot, ferner alle im Umfang des Königreichs gelegenen ritterschaftlichen Orte, die der Grafen von Stadion, Rechberg, Degenfeld, Neipperg und vieler anderer reichsritterlicher Familien. An Baden mußten mehrere in der letzten Zeit erworbene Herrschaften abgetreten werden.

Auch die Teilnahme am Krieg von 1809 trug Friedrich eine Gebietserweiterung ein. Er erhielt mehrere Ämter des Deutschordens, insbesondere Mergentheim, den bisherigen Sitz des Hoch- und Deutschmeisters. Weil Österreich Salzburg an Bayern abzutreten hatte, verschoben sich für Württemberg und Baden die Grenzen ihrer Länder nach Osten, indem Bayern auf einiges Gebiet an Württemberg zu verzichten hatte, das seinerseits wieder etliche Landschaften Baden überließ. Württemberg bekam 1810 von Bayern die früher brandenburg-ansbachischen Ämter Crailsheim, Gerabronn und Creglingen, die österreichischen Herrschaften Montfort mit Langenargen und Tettnang, die einstigen Reichsstädte Ulm mit dem größten Teil seines Gebiets, zu dem Geislingen und Langenau gehörte, Bopfingen, Ravensburg, Buchhorn (das spätere Friedrichshafen), Wangen im Allgäu, Leutkirch, manche Dörfer der Reichsstadt Rothenburg ob der Tauber, das Fürstentum Hohenlohe-Kirchberg, Teile der Besitzungen der Fürsten von Öttingen und von Thurn und Taxis, ferner der Grafen Fugger. An Baden wurden dafür die altwürttembergischen Ämter Hornberg (mit Schiltach) und St. Georgen sowie neuerworbener Besitz abgetreten. Bisher zusammengehörige Gebiete hatte man auseinandergerissen, das historisch Gewordene und die Gefühle der Bevölkerung dabei nicht im mindesten berücksichtigt. Am Ende des Jahres 1810 war der Staatsumfang des heutigen Württemberg fertig, im ganzen das Land auf 19 511 Quadratkilometer und $1^1/_4$ Millionen Einwohner, darunter 400 000 Katholiken, angewachsen; an Flächenraum hatte es fast noch mehr als an Seelenzahl zugenommen. Es war, abgesehen von den eingesprengten hohenzollerischen Fürstentümern, wohl abgerundet und so groß ge-

Digitized by Google

worden, daß es nun immerhin manchen der ſtaatlichen Aufgaben beſſer als bisher gerecht zu werden vermochte. Württemberg hatte in ſo ſchwieriger und gefährlicher Zeit nur dem Grundſatz der Selbſterhaltung folgen können und Friedrich mit zielbewußter Entſchloſſenheit ausſchließlich die Intereſſen ſeines Staats zum Maßſtab ſeiner Handlungen gemacht, um die nationalen Belange freilich ſich ſo wenig wie Öſterreich und Preußen gekümmert: ſo iſt er der Begründer des neuen Württemberg geworden.

Das Land ſtand nun die kurze, aber ereignisreiche Spanne eines Jahrzehnts unter der Herrſchaft eines aufgeklärten Abſolutismus, deſſen Aufgabe es war, das altwürttembergiſche Gebiet mit den neuen Landesteilen zu einem lebensvollen Ganzen zuſammenzubinden. König Friedrich ſchuf mit folgerichtigem Durchgreifen nach dem Vorbilde Preußens und Frankreichs eine den modernen Staatszwecken entſprechende Verwaltung. Seine Helfer waren dabei die hochgebildeten Männer, die der einſtigen Karlsſchule ihre Kenntniſſe verdankten, und zahlreiche andere Beamte, die nach altwürttembergiſchem Brauch meiſt keine akademiſche Vorbildung genoſſen hatten. Den bureaukratiſchen Abſolutismus empfand man im Lande ſelbſt vielfach als ſehr läſtig und drückend. Der geſamte geſchichtlich gewordene Rechtszuſtand wurde nach den neuen Zwecken des Staats abgeändert, durch das ganze Land Einheit des Rechts hergeſtellt und die Gleichberechtigung der chriſtlichen Glaubensbekenntniſſe erklärt, das evangeliſche Kirchengut mit dem Kammergut verſchmolzen. Heer und Beamtentum gewannen nun auch für den württembergiſchen Staat dieſelbe Bedeutung, die ſie ſchon ſeit langem in Frankreich und Preußen beſaßen. Wohl lag das neue Regiment ſchwer auf der bisher herrſchenden Schicht der neuen Landesteile, die an die Vorteile und Gemächlichkeiten eines patriarchaliſchen Regiments gewöhnt war und nur mit Widerwillen und ſträubenden Gefühlen die Umgeſtaltung ihrer früheren bürgerlichen Verhältniſſe und der mit allen Mängeln und Fehlern ihnen lieb und zur Gewohnheit gewordenen Einrichtungen ertrug. Im ganzen war doch die Einordnung in das größere Staatsweſen eine Wohltat, die ſich auch bald in ihren Folgen auswirkte: überall wurde ein neuer Geiſt der Tätigkeit ins Leben gerufen, vielen Mißbräuchen und

Digitized by Google

Ungebühren kräftig entgegengearbeitet, für die öffentliche Sicherheit geſorgt und das Wirtſchaftsleben durch planmäßige Anordnungen zu heben geſucht. Friedrich verſtand es, das neue Gebiet mit dem alten Württemberg durch das innerſtaatliche Leben raſch zuſammenzuſchmieden, ſo daß das Ganze bald ſo feſtgefügt daſtand wie irgend ein anderer Staat; ſeine Regierung hat in wenigen Jahren mit viel Klugheit und Fleiß eine Reihe von ſtaatlichen Einrichtungen ins Leben gerufen, welche die weitere Entwicklung der Folgezeit beſtimmt haben. Er ſteuerte mit Geſchick das Staatsſchiff durch die wilden Wogen der erregten Zeit hinüber in die ruhigere Epoche des Deutſchen Bundes.

Die führenden Kreiſe innerhalb des altwürttembergiſchen Staatsweſens hatten auf Grund der beſonderen Geſchichte, der kirchlichen, politiſchen, geſellſchaftlichen Verfaſſung und der eigenwüchſigen geiſtigen Bildung ſeit der Reformation allmählich einen eigentümlichen altwürttembergiſchen Charakter entwickelt, der in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ſcharf hervortritt; auch in den urſprünglich fränkiſchen Teilen nördlich der einſtigen Stammesgrenze wurde dieſe Eigenart, ja großenteils die ſchwäbiſche Mundart, angenommen. Nun im Beginn des 19. Jahrhunderts kam mit dem hohen und niederen Adel, mit den bürgerlichen Bewohnern der Reichsſtädte, mit der neuen katholiſchen Bevölkerung eine buntgemiſchte Geſellſchaft hinzu; die gewandteren, beweglicheren Franken im Norden, die wohlhabenden Bauern des verkehrsarmen und wenig volksdichten Oberſchwabens im Süden wieſen eine von der altwürttembergiſchen bereits ziemlich verſchiedene Volksart auf. Noch längere Zeit beſtimmt der altwürttembergiſche Charakter im neuen Königreich die geiſtige Bildung wie den geſellſchaftlichen Ton, um allmählich doch abgeſchwächt und weniger wirkſam zu werden. Aber immerhin hat auch der neue Staat ſeinen Mitgliedern ein Bewußtſein der Zuſammengehörigkeit und das Gefühl eines ihnen eigentümlichen Weſens innerhalb ihrer Nachbarſchaft zu geben verſtanden.

Schon im Jahr 1815 tat Friedrich, wie es ſcheint aus Überzeugung, den erſten Schritt, um die abſolute Monarchie in ein Staatsweſen mit konſtitutioneller Verfaſſung umzuwandeln. Die deutſche Bundesakte hatte für jeden Einzelſtaat eine Verfaſſung vorgeſchrieben. Für die Staatsauffaſſung

Digitized by Google

der Fürſten von Bayern, Württemberg und Baden kam eine Rückkehr zum altſtändiſchen Weſen nicht mehr in Betracht. Die von Friedrich vorgeſchlagene Staatsordnung war dieſem gegenüber etwas ganz Neues; ſie konnte keine Weiterbildung des Alten ſein, das ſich ja auch mit dem neuen Staatsgedanken nicht recht vertrug. Die Altwürttemberger wollten aber vor allem den geſchichtlichen Zuſammenhang mit der früheren Verfaſſung gewahrt wiſſen; zuerſt ſollte dieſe, die nun als das „alte gute Recht“ idealiſiert und hochgeprieſen wurde, wieder in Kraft erklärt werden, dann könne man ja die nötigen Änderungen vereinbaren. Sie verlangten, es müſſe ein neuer Vertrag zwiſchen dem Fürſten und dem Volke abgeſchloſſen werden wie der Tübinger von 1514, wobei ihnen die naturrechtliche Lehre der Entſtehung des Staats durch einen Staatsvertrag im Hintergrund ſchweben mochte; ſie wollten eben das eigene Recht des Volkes gegenüber dem König als grundlegend für die Verfaſſung betonen. Erſt Friedrichs Nachfolger, der geſcheite, nüchterne, als überzeugter Schüler der Aufklärung den liberalen Anſichten zugeneigte König Wilhelm I. gelangte 1819 zu einer Einigung mit den Volksvertretern. An die Stelle der abſoluten Regierung tritt auf die Dauer von 99 Jahren die Verfaſſung der konſtitutionellen Monarchie. Die neue Konſtitution kam den Altrechtlern immerhin etwas entgegen; doch paßte das, was man aus der alten Verfaſſung herübernahm, wie z. B. die Beſtimmung, daß die Staatsſchulden nicht durch Staatsbeamte, ſondern durch Beauftragte der Landſtände verwaltet werden ſollten, eigentlich nicht zu den ſtaatsrechtlichen Anſchauungen, die dem Neuen zugrunde lagen.

Nach der nunmehrigen Verfaſſung ſollten die Mitglieder der Landſtände ſich nicht an Aufträge ihrer Wähler binden dürfen, vielmehr ſich als Vertreter des ganzen Landes betrachten und in jedem einzelnen Falle nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen ſtimmen. Die Staatsgewalt liegt in der Hand des Königs, der die Regierung durch die Staatsbeamten ausüben läßt, aber bei der Geſetzgebung wirken König und Landſtände zuſammen. Die Landſtände hatten insbeſondere auch die Feſtſetzung des Staatshaushalts, das Budgetrecht, während der altwürttembergiſchen Verfaſſung ja die Aufſtellung eines Etats fremd geweſen war. Der größte Teil des landesherrlichen Beſitzes, das ſo-

Digitized by Google

genannte Kammergut, wurde vom König an den Staat abgetreten und der König mit einer Zivilliste und einem für seinen Hofhalt ausgeschiedenen Fideikommiß, dem Krongut, abgefunden; daneben gab es noch einen besonderen Familienbesitz, das Hofkammergut, das im 17. Jahrhundert von Herzog Eberhard III. als Kammerschreibereigut begründet worden war. Damit war eine moderne Staatsverfassung geschaffen, welche die innere Leistungskraft des Staats und das Zusammengehörigkeitsgefühl des Volks nicht geschwächt, sondern gestärkt hat. Die Krone konnte eine von den wechselnden politischen Stimmungen und den Wahlen unabhängige Beamtenschaft erhalten, damit eine sachkundige, nur den Interessen der Gesamtheit dienende Verwaltung sichern und so eine Grundbedingung staatlicher Zucht und Ordnung wahren. Andererseits wurde nun durch das Bestehen der Verfassung das ganze württembergische Volk zur Teilnahme am politischen Leben herangezogen. Freilich hat sich die Masse des Volks nur langsam mit größerem Interesse für den Staat erfüllt, zunächst die Oberschicht der Gebildeten, in den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts mit dem Anwachsen der liberalen und demokratischen Bewegung auch das Kleinbürgertum, während die allmählich zahlreicher werdende industrielle Lohnarbeiterschaft sich erst von den 70er Jahren, der Bauernstand erst von den 90er Jahren ab reger und selbständiger am öffentlichen Leben beteiligt hat. Es war wohl natürlich und in den Verhältnissen eines eben doch kleineren Staats begründet, daß sich diese Teilnahme zunächst in dem Trieb zur Opposition und in einer rücksichtslosen Vertretung wirtschaftlicher Sonderbelange äußerte und die politische Einsicht und das Interesse und Verantwortlichkeitsbewußtsein für das Wohl der Allgemeinheit nur langsam anwuchs.

Wir müssen im Auge behalten, daß Württemberg nie ein völlig selbständiges, ganz unabhängiges Staatswesen dargestellt hat. Altwürttemberg war eingefügt in das alte Römische Reich, deutscher Nation, das neue Württemberg in den Deutschen Bund und dann in das neue Deutsche Reich. Der ganz selbständige Staat ist organisierte Macht: seinen eigenen Bestand und damit die Daseinsbedingungen seiner Angehörigen aus eigener Kraft zu wahren, seine Stellung gegen feindliche Mächte zu behaupten ist allezeit seine wichtigste Aufgabe, seine erste Pflicht.

Digitized by Google

Aber in dieſer Hinſicht war Württemberg niemals unabhängig: gerade in den Jahren förmlicher Selbſtändigkeit, denen von 1806—1815 und von 1866—1871, war es beſonders gefährdet und vermochte ſich in ſeiner Vereinzelung nur durch ein Kriegsbündnis mit dem jeweils überragenden Großſtaat zu ſchützen; für ſich allein ſtellte es keine hinreichende Macht dar. Seine ſtaatliche Tätigkeit konnte Württemberg nur innerhalb des größeren Ganzen ausüben, und es war an deſſen Ordnung gebunden. Hatten das Römiſche Reich deutſcher Nation, auch der Deutſche Bund bloß die für die Zuſammenfaſſung des deutſchen Volkes allernotwendigſten Rechte und nicht einmal dieſe an ſich genommen, ſo zog das neue Deutſche Reich die auswärtige Politik, die Wirtſchaftspolitik und das Rechtsweſen in ſeinen Bereich und überließ dem Einzelſtaat alles andere, insbeſondere die ganze innere Verwaltung und das weite Gebiet der geiſtigen Kultur. Württemberg hatte ſich zudem bei ſeinem Anſchluß beſondere Reſervatrechte ausbedungen. Innerhalb dieſer Schranken war dem Einzelſtaat ein wirkliches Staatsleben noch durchaus möglich. Durch die neuen Verfaſſungen von 1919 in Reich und Land wurde dies erheblich geändert: die 1870 Württemberg noch belaſſene eigene Militärverwaltung hörte auf, der Beſitz und die Verwaltung von Poſt und Eiſenbahn ging ans Reich über, ebenſo die führende Steuergewalt; auch in die Ordnung des Schulweſens und damit in das Gebiet der bisher den Einzelſtaaten verbliebenen Aufgaben der geiſtigen Kultur griff die Reichsverfaſſung ein: es iſt kein Zweifel, daß die ſtaatliche Bedeutung der deutſchen Einzelſtaaten jetzt weſentlich geringer iſt als zuvor, wie denn der Ausdruck Bundesſtaaten in der Weimarer Verfaſſung vermieden und durch die Bezeichnung Länder erſetzt wurde. Auch der Übergang der Macht an die Parteien, welche jeweils die Mehrheit in den Volksvertretungen darſtellen und die Ausſchaltung einer über den Parteien ſtehenden Inſtanz bedeutet ja wohl eine Abſchwächung des Staatsgedankens. Wir wollen aber hoffen, daß Württemberg auch in den nun gegebenen Schranken auf dem Grund ſeiner reichen Vergangenheit ein quellfriſches ſtaatliches Leben ſich bewahren kann und ein lebenskräftiges Glied am Leibe des Deutſchen Reiches bleibt zum Wohl des engeren Volkstums wie der ganzen großen deutſchen Nation.

Digitized by Google

Die Entstehung der württembergischen Städte

Von Viktor Ernst

Es sind noch nicht ganz 1700 Jahre verflossen, seit unsere Vorfahren unser Land in Besitz nahmen. Etwa der Fünfzigste in der Reihe Ihrer Urahnen mag dabei gewesen sein, als ums Jahr 260 n. Chr. die Schwabenstämme, die sich unter dem Namen der Alemannen zusammengeschlossen hatten, den Römern das Dekumatenland abnahmen und sich dauernd darin niederließen. Nach allem, was wir über diese Vorgänge wissen, handelte es sich dabei um schwere, blutige Kämpfe, die zu völliger Vernichtung der am Limes stationierten römischen Truppen und zu völliger Zerstörung der vorhandenen Wohnsitze führten; damit schwand zugleich auch alles das, was an römischen Städten, an städtischem Leben überhaupt im Lande vorhanden war. Die Bahn war frei, und nach ihrem Rechte, nach ihren Bedürfnissen und Gewohnheiten richteten sich die Alemannen in dem eroberten Lande ein.

In der unruhigen Wanderzeit, die sie hinter sich hatten, war ihr Wirtschaftsleben wohl nicht viel über die Stufe hinausgewachsen, deren Bild wir 200 bis 300 Jahre früher bei Cäsar und Tacitus kennen lernen: überwiegend Viehzucht mit Weidebetrieb, wenig Ackerbau. Dem entsprach auch die Verteilung des eroberten Landes, die wie in früheren Zeiten nach Sippen, nach den Geschlechtern des Volkes erfolgte. Die Dorfmarkungen, die entstanden, waren überwiegend Weidebezirke; nur auf einigen Stücken in der Nähe des Dorfes wurde, zunächst wohl noch gemeinsam, Ackerbau getrieben. Es fehlten bei all dem städtische Bedürfnisse, und es war kein Raum für städtisches Leben; es bestand im Gegenteil eine bewußte Abneigung gegen die Städte. Ein römischer Schriftsteller des 4. Jahrhunderts berichtet uns, daß die Alemannen bei ihrem weiteren Vordringen über den Rhein die Städte mieden und sich nur auf dem flachen Lande niederließen — die Städte erschienen ihnen wie „Gräber, die mit

Digitized by Google

Netzen umgeben seien". Daraus spricht die klare Erkenntnis, daß städtisches Leben mit ihrer Lebensweise und Volksart nicht verträglich sei.

Die dauernde und endgültige Niederlassung im neuen Lande hatte zunächst eine allmähliche Zunahme des Ackerbaus zur Folge, neben dem aber der gemeinsame Weidebetrieb der Sippe oder des Dorfes bis in das 19. Jahrhundert seine Bedeutung bewahrte. Immer größere Teile der Markung wurden den Bauern zur Sondernutzung überlassen, so daß allmählich größere Güter entstanden[1]. Dieser Fortschritt von der Weide zum Ackerbau mag im Bau der einzelnen Wohnungen eine große Veränderung hervorgerufen haben; eine Veränderung der einmal vorhandenen Dörfer brachte sie nicht. Die Wandlung vollzog sich auf dem Boden der bestehenden Dorfmarkungen.

Übrigens gab es von Anfang an Unterschiede in den Dörfern. Schon in den Urzeiten hatte man den Boden „nach einer Wertung" verteilt, d. h. wohl so, daß die vornehmen Geschlechter größere Flächen erhielten als die anderen. Die Hauptorte der Hundertschaften ragten dauernd über ihre Umgebung hervor. Dörfer, in denen eine hochadelige Familie saß, erhielten dadurch eine erhöhte Bedeutung; es gab Unterschiede unter den Dörfern, aber es waren mehr Unterschiede des Grades als solche der Art und der Gattung.

Die hergebrachte Einheit des Siedlungsbildes ist wohl zum erstenmal durchbrochen worden in der Zeit, als der oberste Stand des Volkes, der Hochadel, anfing, seine Wohnsitze von den übrigen Volksgenossen abzutrennen und auf steilen Höhen Burgen zu bauen, nach denen sie sich ihren Namen schöpften. Es war im 11. Jahrhundert. Damals ist das Edelgeschlecht von Wäschenbeuren hinaufgezogen auf den Hohenstaufen; das Grafengeschlecht des Swiggerstals, das in Dettingen an der Erms seinen Sitz hatte, baute sich die Burgen Achalm und Hohenurach; die Grafen des Nagoldtals setzten sich auf der Höhe zwischen Neckar- und Ammertal, über Tübingen, fest. Die Herren von Wirtemberg bauten um 1080 ihr Schloß auf dem Rotenberg. Der niedere Adel folgte wenigstens zum Teil dem Beispiel des hohen. Diese neuen Schlösser erhielten mitunter einfach den Namen des Dorfes, in

[1] Vgl. dazu: Ernst, Die Entstehung des deutschen Grundeigentums, 1926.

Digitized by Google

deſſen Markung ſie lagen: Tübingen, Gundelfingen, Juſtingen uſw. ſind Namen von Dörfern. In anderen Fällen ſchuf man neue, künſtliche Namen auf -burg, -berg, -eck, -ſtein, -fels uſw., die man gerne mit den Namen von ſtarken, hervorragenden Tieren verband: Löwe, Eber, Falke, Hirſch; ſelbſt der Elefant fehlt nicht: in dem Namen Helfenſtein.

Die große Zahl der neuentſtandenen Burgen war eine ſtarke Veränderung in dem hergebrachten Bild der Landſchaft; die Abſonderung des Adels, die Lostrennung von den alten Stammſitzen, muß auch die Kluft erweitert haben, die den Adel ſchon vorher vom Volke trennte. Aber es war doch nur eine Abſonderung der oberen Schichten. Die Maſſe des Volkes wurde dadurch nicht berührt.

Ganz anders, viel nachhaltiger und viel tiefer griff in das Leben unſeres Volkes diejenige Bewegung ein, die ſich daran anſchloß und das Zeitalter der Burgen beendete: die Entſtehung unſerer Städte. Es handelt ſich dabei für uns hier weniger um die Frage, wie überhaupt der Begriff Stadt allmählich in Deutſchland entſtanden iſt, welche Rolle etwa dem Markte dabei zukommt, ſondern um diejenige Bewegung, die den in der Hauptſache fertigen Stadtbegriff aus dem Weſten in unſere Gegend übertrug. Unſere Städte ſind nicht gewachſen, ſondern gegründet; es ſind künſtliche Gründungen einer beſtimmten Periode, die in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts beginnt und bis in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts andauert. Von den 1700 Jahren, die unſer Volk im Lande ſitzt, war die erſte und etwas größere Hälfte eine Zeit ohne Städte; den Dörfern gegenüber ſind die Städte die jüngeren Geſchwiſter. Künſtliche Gründungen ſind unſere Städte nicht etwa nur in dem Sinn, daß eine ſchon vorher beſtehende Siedlung in eine Stadt umgewandelt oder zur Stadt erhoben wurde, ſondern es ſind großenteils wirkliche Neuanlagen auf einer vorher unbewohnten Stelle. Da aber ſo ziemlich alles Land in Dorfmarkungen aufgeteilt war, konnten ſie nur auf einer ſchon beſtehenden Markung gebaut werden. Sie wurden bald im unmittelbaren, engen Anſchluß an dieſes Dorf angelegt, bald in einiger Entfernung davon, wie es das Gelände mit ſich brachte. Gewöhnlich wurde auch der Name dieſer vorher beſtehenden Siedlung übernommen.

Digitized by Google

Dabei muß aber vorangeſchickt werden, daß wir über die ganze Bewegung recht dürftig unterrichtet ſind. Die Erbauung einer Stadt war ein Vorgang innerhalb des eigenen Gebietes, über den man nicht viel zu urkunden brauchte. Nur vereinzelt nehmen Chronik- und Annalenſchreiber davon Notiz. Das Gewöhnliche, zumal bei den älteren und wichtigeren Städten, iſt, daß eine Stadt eben einmal, etwa im 13. Jahrhundert, als ſolche in einer Urkunde erſcheint, ohne daß irgendwo geſagt wäre, wie und wann ſie entſtanden iſt. Erſt durch die mühſame Forſchung der letzten Jahrzehnte, an der ſich Rudolf Sohm, Siegfried Rietſchel, Georg v. Below und andere hervorragend beteiligt haben, ſind hier feſte Grundlagen geſchaffen worden, ſo daß wir heute aus zahlreichen Beobachtungen z. B. des Stadtplans oder der ſpäteren Rechtsverhältniſſe nicht nur ein hinreichend gutes Geſamtbild der ganzen Bewegung gewinnen, ſondern auch für die einzelne Stadt eine mehr oder weniger klare Vorſtellung ihres Werdens erhalten können. Um die alten Reichsſtädte Oberſchwabens hat ſich der Ludwigsburger Archivar Karl Otto Müller ſehr verdient gemacht; vom geographiſchen Standpunkt aus, aber unter ſtarker Betonung hiſtoriſcher Geſichtspunkte, hat Robert Gradmann in ſeiner Siedlungsgeographie von Württemberg die Städte unſeres Landes unterſucht. Für eine in die Tiefe dringende Einzelforſchung iſt bei den meiſten unſerer Städte der Weg noch offen.

Im 14. Jahrhundert wurden häufig königliche Privilegien für einen Herrn erteilt, der ein Dorf zur Stadt machen wollte. Darin erſcheinen als Niederſchlag der ganzen Bewegung regelmäßig dreierlei Dinge, die das Weſen einer Stadt ausmachen:

1. Er darf die Stadt befeſtigen mit Mauern, Graben und Türmen.

2. Die neue Stadt erhält eigenes Gericht (hohe Gerichtsbarkeit).

3. Die Stadt erhält einen Markt (einen Wochenmarkt).

Aus dieſen Hauptmerkmalen der Stadt erkennen wir zugleich die Motive der ganzen Bewegung. Je mehr die zentrale Macht in Deutſchland zerfiel, je mehr namentlich in Schwaben die einzelnen Gewalten hervortraten und ſelbſtändig wurden, namentlich im Interregnum, deſto mehr mußte jeder Einzelne auf Sicherung für ſich und die Seinigen be-

Digitized by Google

dacht ſein, wie man früher dieſes Bedürfnis nicht gekannt hatte; jede Stadt war deshalb zugleich eine Feſtung. Die Periode der Städtegründung fällt zuſammen mit der Auflöſung der alten Gerichtsbezirke. Jahrhunderte hatte die alte Einteilung in Hundertſchaften beſtanden, die geſchloſſene Gerichtsbezirke gebildet hatten. Die Einheit dieſer Bezirke war geſtört durch die Erblichkeit. Die Stadt wurde nun zum Hochgericht, erhielt Stock und Galgen und ſchied ihrerſeits als eigener Gerichtsbezirk aus dem ſeitherigen Landgericht aus. Mitunter wurde das vorher beſtehende Landgericht ausdrücklich in die Stadt hineinverlegt, ſo im Jahr 1330 das alte Landgericht auf dem Stein bei Cannſtatt in die Stadt Cannſtatt oder das Landgericht zu Wendelsheim in die Stadt Rottenburg. Eben die Städtegründung trug weſentlich zur Auflöſung der alten Landgerichte, der alten Hundertſchaften, bei. Auf die wichtigſte Seite der Stadtgründung weiſt uns der Markt, der Wochenmarkt, hin. Die Stadt ſollte ſich vom Dorf vor allem durch ihre Bevölkerung unterſcheiden. Gewerbe und Handel ſollten in ihr blühen und reiche Erträge abwerfen. Als Stätte dieſes Handels und Verkehrs war in jeder Stadt von Anfang an ein Marktplatz. Bei dem Handel war aber nicht etwa in erſter Linie an Fern- oder Großhandel gedacht — daran haben ſich nur wenige unſerer Städte beteiligt (vor allem Ulm und Ravensburg) —, ſondern in erſter Linie an Handel mit der Umgebung, an die Verſorgung der Bauern mit den Erzeugniſſen des Gewerbes und mit den Gegenſtänden des Handels. Dafür ſollte ein Mittelpunkt, ein dauernder Markt geſchaffen werden. Die Werte, die hier zuſammenliefen, ſollten durch Befeſtigung geſchützt werden. Die Stadtgründung iſt immer zugleich ein Zeugnis für die in der Luft liegenden Bedürfniſſe, für wirtſchaftliche Beſtrebungen und für das Streben des einzelnen Stadtgründers, an dieſem Fortſchritt teilzunehmen und Nutzen daraus zu ziehen.

Unſere Städte ſind künſtliche Gründungen, in der Hauptſache aus der Zeit von der zweiten Hälfte des 12. bis in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts. Sie ſind gegründet von den damaligen Trägern und Inhabern der Staatsgewalt, vom hohen Adel. Wenn wir die Gründer unſerer Städte zuſammenſtellen, erſcheint vor unſerem Auge der ganze reichbeſternte Himmel der

Digitized by Google

damaligen Machthaber, von den Kaisern und Königen der staufischen Zeit bis herab zu so manchem Edelgeschlecht, dessen Name sonst längst verschollen ist. In die Zeit Kaiser Barbarossas fällt die Gründung von Ulm, wohl zwischen 1163 und 1181. Friedrich II. wird nachgerühmt, daß er Heilbronn, Eßlingen, Reutlingen und andere aus geringgeachteten Dörfern zu Städten erbauen ließ; staufische Gründungen sind auch Giengen, Ravensburg, Biberach, Buchhorn, Bopfingen. Die Habsburger gründeten 1276 die Stadt Mengen. Die Zähringer und die zähringischen Herzoge von Teck sind die Gründer von Oberndorf, von Rosenfeld, von Dornhan, aber auch von Backnang, von Besigheim, von Kirchheim u. T., von Liebenzell und Kleingartach. Ein großer Teil unserer Städte sind gräfliche Gründungen. Es war die Zeit, in der die Königsmacht niederging und für lange Zeit ganz fehlte, in der das Herzogtum zu bestehen aufhörte; die Grafen wurden die wichtigsten Träger staatlicher Rechte. Die alten Pfalzgrafen von Tübingen leben fort in den Städten Tübingen, Böblingen, Sindelfingen, Herrenberg, Blaubeuren und Horb; die Grafen von Zollern und die ihnen verwandten Hohenberger sind die Gründer von Balingen, Ebingen, Rottenburg, Schömberg, Neubulach, Altensteig, Haiterbach, Wildberg, Fridingen und Mühlheim. Die Grafen von Calw gründeten die gleichnamige Stadt, die Grafen von Berg sind die Väter der Städte Ehingen und Schelklingen; die Grafen von Veringen sind die von Isny und Riedlingen. Tettnang und Scheer sind von den Grafen von Montfort erbaut worden; Urach und wohl auch Dornstetten sind Schöpfungen der Grafen von Urach, die noch heute im Mannsstamm fortleben in den Fürsten von Fürstenberg; die Grafen von Wirtemberg gründeten im Jahr 1248 die Stadt Leonberg und, ebenfalls im 13. Jahrhundert, die Stadt Stuttgart.

Wie die Grafen, gehörten auch die Freiherren alten Stils zum hohen Adel; sie stehen mitunter den Grafen an Macht und Bedeutung nicht nach. Hayingen ist nicht etwa, wie ein Dichter scherzend fragte, „vom Aprilgestöber auf die rauhe Alb verschneit", sondern es wurde von den Freiherren auf der benachbarten Burg Gundelfingen gegründet, die dazu ebensogut das Recht hatten wie die Grafen. Die Stadt Grötzingen ist wohl eine Gründung der Herren von Bernhausen (vor 1304). Neckarsulm haben die Herren von Weinsberg als Inhaber der Herr-

Digitized by Google

ſchaft Scheuerberg angelegt; ebenſo die Stadt Sindringen. Widdern und Forchtenberg ſind Gründungen der Freiherren von Walldürn, die in jener Gegend mächtig waren; die Herren von Neuffen gründeten die Stadt am Fuß ihrer Burg, ebenſo wohl auch als Inhaber der Burg Blankenhorn die Stadt Güglingen im Zabergäu; die Herren von Magenheim die Stadt Brackenheim; auch die vielen hohenlohiſchen Städtchen wie Weikersheim, Creglingen, Ilshofen, Niederſtetten, Kirchberg, Neuenſtein, Ingelfingen, Waldenburg gehören der freiherrlichen Periode dieſes Hauſes an.

Alle dieſe Geſchlechter ragen mit den von ihnen gegründeten Städten unmittelbar in die Gegenwart herein; kaum ein einziges der Hochadelsgeſchlechter jener Zeit, das nicht noch heute durch eine Stadt vertreten wäre, die von ſeiner Macht und von ſeinem Emporſtreben Zeugnis ablegt. In ihrer großen Zahl ſind freilich dieſe Städte zugleich ein Zeugnis für die beſtehende Zerſplitterung des ſtaatlichen Lebens.

Niederer ritterſchaftlicher Adel kommt für die Stadtgründung nicht in Frage. Der Ritter hat als ſein Gebiet normalerweiſe ein einzelnes Dorf; und er konnte auch weitere Dörfer dazu durch Kauf oder Erbſchaft an ſich bringen, aber zur Stadt konnte er ſein Dorf nicht machen. Ausnahmen von dieſer Regel gab es nur in ſolchen Fällen, wo ein Mann des niederen Adels durch Heirat und Erbſchaft, auch durch Pfandſchaft in den Beſitz einer hochadeligen Familie einrückte, was ſeit dem 13. Jahrhundert ab und zu vorkam. So wurden die Truchſeſſen von Waldburg die Gründer von Wurzach, die Herren von Emerkingen gründeten die Stadt Munderkingen, die Herren von Rechberg wohl die Stadt Weißenſtein.

Man kann mitunter einen Zuſammenhang zwiſchen der Bedeutung einer Stadt und der Größe des Gebietes, deſſen Herr die Stadt gründete, feſtſtellen. Der eigentliche Nährboden einer Stadt war die Umgebung, ſoweit ſie zur gleichen Herrſchaft gehörte. Das reichte oft nicht aus, um eine Stadt in Blüte zu bringen; die neue Stadt, die mit großen Hoffnungen angefangen war, iſt dann raſch verkümmert; in die engen Gaſſen, die für ganz andere Zwecke angelegt waren, zogen Bauern und machten ſie für ihre Zwecke zurecht. Auch hier hat es manche mißglückte Gründung und manche getäuſchte Hoffnung gegeben.

Digitized by Google

Die Stadt ist von den Trägern der staatlichen Gewalt auf Grund dieser Gewalt gegründet worden. Wem der Boden gehörte, wer die kommunalen Rechte, die mit Zwing und Bann bezeichnet werden, ausübte, d. h. die „Grundherrschaft", das stand in zweiter Linie. Es war einfacher, bequemer, wenn sie der Landsherr selbst in der Hand hatte, aber eine wesentliche Vorbedingung war es nicht. Mochte ein Dorf einem Kloster gehören, der Vogt — d. h. der erbliche Inhaber der Staatsgewalt — setzte doch, wenn er es wollte, eine Stadt an die Stelle, und wenn die Mönche klagten, gab er ihnen einen schriftlichen Revers in die Hand, daß er nicht beabsichtige, die seitherigen Rechte des Klosters irgendwie anzutasten. So macht es im Jahr 1263 Graf Rudolf von Tübingen bei der Gründung der Stadt Sindelfingen gegenüber dem dortigen Stift, 1271 Herzog Ludwig von Teck bei der Gründung der Stadt Dornhan gegenüber dem Kloster Alpirsbach, die Herzoge von Österreich gegenüber dem Stift Buchau wegen der Stadt Saulgau. Auch Murrhardt, Blaubeuren, Wangen, Buchau, Isny, ferner Neresheim und Ellwangen u. a. sind vogteiliche Gründungen auf geistlichem Boden, ebenso auch wohl Tuttlingen. Daß der Abt von Ellwangen im Jahr 1255 die neugegründete Stadt anzünden und niederbrennen ließ, charakterisiert wohl die Gefühle, mit denen die geistlichen Würdenträger solche Schöpfungen ihrer Vögte begrüßten.

Eben daraus, daß der Hochadel es war, der die Städte gebaut hat, erklärt sich zu einem wesentlichen Teil auch der Platz, wo sie gebaut wurden. Wir haben gesehen, daß sich der Hochadel seit dem 11. Jahrhundert in die Höhe zog und sich in möglichst sicherer Berglage seine Burgen erbaute. Im Schutz oder wenigstens in der Nähe der Burg, nach der sich sein Geschlecht benannte, baute der hochadelige Herr in der Regel auch die Stadt. Städte wie Tübingen, Urach, Vaihingen, Calw, Sulz, Neuffen, Schelklingen und viele andere sind nur von der Herrenburg aus zu verstehen, die darüber stand. Wo die Burg einen eigenen Namen hatte, ist vielfach der Burgname auch zum Stadtnamen geworden: Ravensburg, Neuenbürg, Herrenberg, Leonberg usw. bis herunter zu dem späten Ludwigsburg sind Namen von Burgen, deren Herren die gleichnamigen Städte gründeten. In Zavelstein wäre gewiß niemals eine Stadt gebaut worden,

Digitized by Google

wenn sie nicht an dem gräflich Calwischen Schloß daselbst einen Rückhalt gehabt hätte.

Wer eine Stadt gründen wollte, war immer an die Grenzen seines Gebiets gebunden; nur unter den eigenen Orten konnte er die Auswahl treffen. Es ist noch nicht lange her, da wollte man die Städte ganz und gar aus den geographischen Faktoren, aus ihrer Lage, ihren Verkehrsbedingungen erklären, als ob sie daraus spontan, mit einer gewissen Naturnotwendigkeit herausgewachsen wären. Es ist ein Geograph, Robert Gradmann, gewesen, der seine Fachgenossen auf die weit vorgeschrittene geschichtliche Forschung über die Städte hinwies und die Berücksichtigung historischer Gesichtspunkte verlangte. Nur aus der Lage des Stadtgründers, aus der damaligen Macht- und Gebietsverteilung, sind unsere Städte verständlich.

Auch so mochte die Wahl des Platzes nicht immer leicht sein. Es lag im Wesen der Stadt selbst, daß sie an ihre Lage ganz verschiedene Ansprüche machte. Die Bedürfnisse der Befestigung waren andere als die des Handels und des Verkehrs; jene wollte möglichst viel natürlichen Schutz, also hauptsächlich steile Abhänge; Gewerbe und Handel brauchten Verkehrslage, leicht zugängliche, womöglich ebene Plätze. Wenn man eine größere Zahl von Städten übersieht, glaubt man ein gewisses Ringen dieser verschiedenen Gesichtspunkte zu bemerken, und zwar so, daß im allgemeinen bei den späteren Gründungen das militärische Interesse stärker wirksam ist als bei den älteren.

Eine ideale Lage hatte vom militärischen Standpunkt aus die Stadt Asperg, die bis ins 16. Jahrhundert oben auf dem Berge lag und dann erst in das Tal verlegt wurde. Sonst wählte man gerne Plätze, wo wenigstens drei oder zwei Seiten einen natürlichen Schutz boten und insbesondere das Ausheben eines Grabens ersparten, also etwa wo ein tiefeingeschnittenes Tal in ein anderes einmündete. Man vergleiche z. B. die Lage von Leonberg — von der Bahn aus gesehen — oder die von Marbach — ebenfalls von der Eisenbahnbrücke aus; Neustadt bei Waiblingen, das dreieckige Rosenfeld, Kirchberg a. d. Jagst u. a. Mitunter konnte sich die Stadt unmittelbar an einen Fluß anlehnen; Flußschlingen waren beliebt, wie in Wildberg, Neuenbürg. Hoch über Enz und Neckar auf steilen Felsen erhebt sich die Zähringerstadt Besigheim.

Digitized by Google

In besonders glücklicher Lage war die alte Reichsstadt Buchau; sie hatte niemals Mauern, weil sie fast ganz vom Federsee geschützt wurde; nur an einer Stelle, die sie mit dem Festland verband, bedurfte es künstlichen Schutzes.

Im Gegensatz zu diesen militärisch orientierten Städten forderte Gewerbe und Handel eine bequeme Verkehrslage. Man wählte womöglich eine Gegend, wo schon vorher etwas los war und wo sich dauernder Verkehr erwarten ließ, besonders Plätze, wo der Verkehr sich staute, so daß sich Nutzen daraus ziehen ließ. In der Nähe der Herrenburg, bei einer berühmten Kirche oder einem Kloster — vgl. die vogteilichen Gründungen —, an einer lebhaften Straße; Städte wie Eßlingen, Geislingen, Ulm liegen an der größten Verkehrsstraße unseres Landes. Auch ein Bergwerk, eine Salzquelle, die großen Verkehr hatte, konnte zu Gründung einer Stadt reizen, so bei Hall. In Wildbad und Liebenzell war es das Bad mit seinem Verkehr, was zur Stadtgründung Anlaß gab. Mitunter suchte eine Stadt, die eine unglückliche Verkehrslage hatte, erst nachträglich die Straßen an sich heranzuziehen, so z. B. die Stadt Markgröningen die Straße von Vaihingen nach Cannstatt, die Stadt Blaubeuren die Straße Urach-Ulm, die vorher über Laichingen gegangen war, die Stadt Hall die beiden Verkehrsstraßen, die an ihr vorbei nach Ellwangen und Crailsheim zogen. Umgekehrt scheint es sich bei Neustadt, das im 13. Jahrhundert Neuwaiblingen heißt, um einen Versuch zu handeln, der Stadt Waiblingen einen festeren Platz zu geben.

Nicht bloß die Lage der einzelnen Stadt, auch die ganze Verteilung der Städte, ihr Verhältnis zueinander, erklärt sich aus Art und Zeit ihrer Entstehung. Eine Herrschaft, die ein größeres Gebiet besaß, hätte die Städte so gesetzt, daß sie sich gegenseitig nicht gehindert hätten, etwa Tübingen, Böblingen, Herrenberg. Die Städte selbst wehrten sich dagegen, daß in ihrer Nachbarschaft weitere Städte gegründet wurden. In manchen Gegenden finden wir aber trotzdem die Städte paarweise sich gegenüberstehend, mitunter sogar in größerer Zahl gehäuft; so im Neckartal: Lauffen, Heilbronn, Neckarsulm, Wimpfen, Gundelsheim, oder im Kochertal: Künzelsau, Ingelfingen, Niedernhall, Forchtenberg, Sindringen, fünf Städte auf 18 km, die stärkste Städteanhäufung in Württemberg, vielleicht in ganz

Digitized by Google

Deutschland. Es sind Konkurrenzunternehmungen verschiedener Herrschaften, die sich gegenseitig das Wasser abgraben wollten. Ein Verhältnis wie Böblingen und Sindelfingen ist nur aus der Rivalität zweier Linien im Hause der Grafen von Tübingen verständlich. Die Stadt Mengen ist vom Haus Habsburg gegründet worden gegen die ältere Stadt Scheer, die den Grafen von Montfort gehörte; Bietigheim ist eine württembergische Konkurrenz gegen das badische Besigheim.

War der Platz für eine Stadt abgesteckt, so wurden Straßen und Markt festgelegt, die Hausplätze abgesteckt, etwa in 50 Fuß Breite und Tiefe, wie es in vielen Städten noch heute leicht erkennbar ist, z. B. in Urach. Jeder Hausplatz wurde mit einem kleinen Zins belegt, dem „Hofstattzins", den jeder Inhaber einer solchen Hofstatt Jahr für Jahr zu geben hatte, bis er im Jahr 1836 abgelöst wurde. Bei der ganzen Anlage wurde viel mit Meßseil und Lineal, mit bestimmten Maßen gearbeitet, viele gerade Straßen, sich rechtwinklig schneidend, vielfach recht eng beieinander, so daß sich ein ganz anderes Ortsbild ergab als in den Dörfern; denn der ganze Platz mußte befestigt, mußte von den Bürgern selbst mit Mauern und Graben umgeben, die Mauern mußten unterhalten, nötigenfalls von der kleinen Zahl der Bürger mit ihrem eigenen Leib verteidigt werden.

Auch unsere kleinen Städte sind nicht an einem Tage erbaut worden; die Stadtgründung ist immer ein längerer Vorgang. Im Jahr 1263 einigte sich der Graf von Tübingen über die geplante Gründung der Stadt Sindelfingen mit dem dortigen Stift. Im Jahr 1266 arbeitete man an dem Graben; 1268 leistete der Stadtherr dem Stift Ersatz für Äcker, die man dabei durchgraben hatte. Im Jahr 1284 wurde die vierte Seite der Stadtbefestigung, die gegen Böblingen, vollendet. In Bönnigheim übernahm das Kloster Bebenhausen, das dort Besitz hatte, ein größeres Stück der Mauer, ließ sich aber von den Bürgern Kostenersatz und dauernde Abgabenfreiheit versprechen.

Auf den Seiten, wo eine Stadt nicht zugleich einen natürlichen Schutz hatte, wurde häufig vor der Hauptmauer noch eine niedere Vormauer angelegt, so daß dazwischen ein Zwinger entstand. Die wenigen Tore (meist 2—3) wurden durch Türme geschützt.

Die Bevölkerung der neugegründeten Stadt kam in der Regel teilweise schon aus anderen, früher gegründeten Städten; dazu

Digitized by Google

traten Leute aus der Umgebung, zunächst aus dem Gebiete des Stadtherrn selbst, wobei man wohl auch vor einem gewissen Druck nicht zurückschreckte. In Asperg erzählte man noch im 15. Jahrhundert, bei der Gründung der Stadt Asperg sei 16 Mann aus der Gemeinde Tamm geboten worden, ihr Heimwesen in die neue Stadt zu verlegen. Die Bewohner der Nachbargebiete suchte man durch günstige Bedingungen zu locken. Die Gründung zahlreicher Städte in kurzer Zeit veranlaßte einen wahren Kampf um die Bevölkerung, zumal nachdem die Pest im 14. Jahrhundert die Volkszahl stark vermindert hatte; viele Streitigkeiten, Maßnahmen zum Festhalten der Leute gingen daraus hervor. Unter der Bevölkerung, welche die neuen Städte füllte, waren auch Mitglieder der Ritterschaft, deren Stellung auf dem Lande erschwert war. Zusammen mit den wohlhabenderen Bürgern bildeten sie eine aristokratische Oberschicht, in deren Händen das Stadtregiment zunächst lag, bis der erstarkte Bürgergeist in den Zunftkämpfen des 14. Jahrhunderts eine demokratischere Verfassung erzwang.

Die neue Stadt, die vielfach von Anfang an bäuerlichen Einschlag hatte, konnte nicht wohl bloß aus den Häusern bestehen. Der Handwerker brauchte Holz zum Brennen und zum Bauen, er brauchte eine Weide für sein Rindvieh und für seine Rosse — die neue Stadt brauchte womöglich eine Markung. In den meisten Fällen hat die Stadt wohl mit dem Dorfe selbst, in dessen Gebiet sie gegründet war, auch dessen Markung an sich gezogen, oder der Stadtgründer wies von Anfang an der Stadt ein Wald- und Weidegebiet aus seinem Besitze zu. Oder die Stadtbürger wurden einfach in der Markung, in die sie hineingesetzt waren, für gleichberechtigte Markgenossen erklärt und genossen nun Weide, Holz usw. ebenso wie die alten Dorfgenossen. Als im Jahr 1248 die Grafen von Württemberg die Stadt Leonberg in die Markung Eltingen hineinsetzten, wurden die Bürger dieser Stadt Markgenossen des Dorfes Eltingen und hatten gleiche Rechte wie die dortigen Bauern. Ein derartiges Verhältnis war darauf angelegt, Streit hervorzurufen. Ganze Bände füllen die Verträge zur Schlichtung der Streitigkeiten und erst im Jahr 1859 gelang es nach endlosen Verhandlungen, die beiden Gemeinden so auseinanderzureißen, wie sie heute bestehen. Ähnlich wurde die Stadt Riedlingen

Digitized by Google

Markgenoſſe in der Markung Riedlingen-Altheim, die Stadt Buchau in der Markung Kappel.

Das Schickſal der alten Siedlung, in deren Markung ſich die neue Stadt einniſtete, iſt verſchieden geweſen. In manchen Fällen beſtehen ſie beide noch heute nebeneinander fort: Lauffen Dorf und Lauffen Stadt; Altenſteig Dorf und Altenſteig Stadt; Neubulach die Stadt und Altbulach das Dorf; Geislingen und Altenſtadt (urſprünglich Altgeislingen); Oberndorf und Altoberndorf; Biberach und Mittelbiberach. Der 1276 neu gegründeten Stadt Mengen gegenüber hieß das auf der anderen Seite der Ablach liegende alte Dorf Mengen „Mengen enet Ach“ und bildet heute unter dem Namen „Ennetach“ eine beſondere Gemeinde. In anderen Fällen iſt die Urgemeinde früher oder ſpäter abgegangen und nur noch ein Flurnamen hält die Erinnerung daran feſt: Altgrötzingen, Althayingen, Altengiengen. Wo eine nahe Berührung ſtattfand, iſt der alte Ort wohl auch zunächſt Vorſtadt geworden und früher oder ſpäter in die Stadtbefeſtigung einbezogen worden z. B. in Riedlingen. Wie auf dieſe Stammſiedlungen, ſo hat die Stadt auch ſonſt gegenüber allerlei umliegenden Weilern und Höfen auflöſend und aufſaugend gewirkt.

Der enge Zuſammenhang mit den Geſchicken des Hochadels kommt auch darin zum Ausdruck, daß nicht wenige Städte den Stadtcharakter verloren haben. Nachdem das Geſchlecht des Stadtgründers ausgeſtorben und ſein Gebiet in einem größeren aufgegangen war, fehlte ihnen die väterliche Pflege, deren ſie bedurft hätten. Wir haben eine ganze Anzahl von Orten in Württemberg, die früher Städte waren und heute Dörfer ſind; in ihrer ganzen Anlage, auch in Reſten von Befeſtigung zeigen ſie mitunter noch Spuren der entſchwundenen Stadtherrlichkeit; ſolche Orte ſind z. B. Hoheneck OA. Ludwigsburg, Horrheim OA. Vaihingen, Altbach bei Eßlingen, Gönningen (Stöffeln), Jagſtberg OA. Künzelsau. Noch ſpät, im 15. Jahrhundert, erhielt infolge einer Teilung im Montfortſchen Hauſe auch Langenargen Stadtcharakter, den es aber allmählich wieder verlor, als die beiden Teile wieder zuſammengeworfen wurden.

Während ſo manche Städte wieder verſchwanden, wurden andere erweitert, entweder ſo, daß neben der alten Stadt eine zweite Gründung erfolgte, oder eben dadurch, daß man ſtark

Digitized by Google

entwickelte Vorstädte in den Mauerring einbezog; in Urach, in Wangen, in Ravensburg, namentlich aber in Stuttgart finden wir Spuren solcher nachträglichen Erweiterung. Es sind das doch mehr Ausnahmen. Im ganzen haben sich unsere Städte in dem Rahmen gehalten, der bei ihrer Gründung ihnen zugewiesen war. Erst das 19. Jahrhundert hat ihnen neues Leben und neue Kraft eingehaucht und nach allen Seiten die engen Fesseln gesprengt.

Mit der nachträglichen Entstehung der Städte hängt noch ein anderer Zug in ihrem Bilde unmittelbar zusammen. Als man im 12. Jahrhundert anfing, Städte zu gründen, bestand längst eine feste kirchliche Einteilung des Landes, ein System von bestimmt umgrenzten Pfarreien, die das Land unter sich aufteilten. Jedes Dorf oder jeder Hof kannte seine Pfarrkirche, zu der er gehörte und an die er von seinen Wiesen und Äckern Zehnten zu geben hatte. Diese ganze Einteilung konnte und sollte offenbar durch die Städtegründung möglichst wenig gestört werden. Die neuerbaute Stadt wurde einfach ein Zubehör der Pfarrei, zu welcher ihr Platz vorher gehört hatte. Daher kommt es, daß ein sehr großer Teil unserer Städte ursprünglich seine Pfarrkirche, und damit auch den Friedhof, außerhalb ihrer Mauern hatte; wo das Dorf, auf dessen Markung die Stadt gegründet war, selbst eine Pfarrkirche hatte, wurde die Stadt Filial dieser Dorfpfarrei und hatte nur vielleicht eine Kapelle innerhalb ihrer Tore. War aber jenes Dorf selbst Filial gewesen und hatte in irgend eine andere Kirche der Umgebung gehört, so war alsbald auch die neue Stadt dahin eingepfarrt, und ihre Bürger gingen dort in die Kirche, empfingen dort die Sakramente, opferten ihre Gaben und wurden dort bestattet. Diese Abhängigkeit von außen wurde aber in den Städten bald vielfach als lästig empfunden, teilweise auch wegen der Sicherheit der Stadt, die nicht geschützt war, wenn alles die entfernte Kirche besuchte. Auch der Pfarrer selbst fand es wohl richtiger, in der Stadt zu wohnen bei der Mehrzahl seiner Leute, statt draußen in einem kleinen Dorfe oder vielleicht nur bei einer alleinstehenden Kirche. So kam es bald dazu, daß die Verbindung mit der auswärtigen Kirche gelöst wurde, sei es, daß man die Pfarrkirche in die Mauern hereinverlegte, sei es, daß man unter förmlicher Trennung von der auswärtigen Pfarrei eine in der Stadt vorhandene Kapelle mit pfarrlichen

Digitized by Google

Rechten versehen ließ; mitunter war die Auseinandersetzung von langen Streitigkeiten begleitet.

Ein bekanntes Beispiel für diese auswärtige Einpfarrung ist Ulm, das ursprünglich in die „Marienkirche enet Felds" außerhalb der Stadt gehörte und erst im 14. Jahrhundert die Pfarrei in die Mauern hereinholte und das Münster erbaute. Stuttgart war in die alte Martinskirche zu Altenburg eingepfarrt. Cannstatt gehörte wenigstens teilweise in die außerhalb der Mauern liegende Ufkirche, die einen großen Sprengel umfaßte. Für Reutlingen war die Kirche zu St. Peter in den Weiden Pfarrkirche, für Hall die Kirche von Steinbach. Leonberg gehörte in die Kirche des abgegangenen Weilers Dulicheshausen, an das noch heute die Tilghäuslesmühle (unterhalb der Haltestelle Höfingen) erinnert; Weil der Stadt hatte seine Pfarrei im benachbarten Talacker. Winnenden war nach Winnental, Wildberg nach dem Dorf Sulz, Bönnigheim auf den Michelsberg eingepfarrt. Neuenstadt hatte bis 1481 seine Pfarrkirche in seinem Mutterort Helmbund, Weikersheim besuchte bis 1420 die Georgskirche am Weg nach Schäftersheim. Ebenso gehörte Buchau in das benachbarte Kappel, Riedlingen in die Martinskirche nach Altheim, Geislingen nach Altenstadt, Weißenstein nach Treffelhausen usw. Überall sieht man, wie die Städte in einen schon vorher bestehenden Pfarrbezirk hineingesetzt sind und Mühe hatten, die daraus entstehenden Unzuträglichkeiten zu überwinden.

Von den rund 150 Städten, die wir heute in Württemberg haben, sind etwa 125 in der Zeit vom 12.—14. Jahrhundert gegründet worden. Es war der Schritt vom fast ausschließlichen Agrarstaat zu jener Mischung von Städten und Dörfern, wie sie das Leben unseres Volkes fortan bis etwa in die Mitte des 19. Jahrhunderts charakterisiert. In der ganzen Lage des damaligen Reiches war es begründet, daß dieser Schritt planlos erfolgte, je nach der Verteilung und nach den Wünschen der damaligen Träger der Staatsgewalt, des hohen Adels, der mit der Stadtgründung zugleich seine eigene Lage befestigte. Durchaus verschieden waren die Vorbedingungen, die zugrunde lagen, und ebenso verschieden die Entwicklung, die ihnen beschieden war: neben mächtigen Städten wie Ulm oder Eßlingen stehen andere, die dem Spott ihrer Nachbarn ausgesetzt sind. Während in der einen Stadt sich ein reiches Leben entwickelte, erstarrte eine

Digitized by Google

andere in den ärmlichſten Verhältniſſen oder kehrte ſie ganz zum Bauernſtand zurück. Im ganzen jedenfalls brachte die Stadtgründung eine Bereicherung unſeres Volkslebens, ohne die wir uns das Bild unſerer Geſchichte gar nicht mehr vorſtellen können. Aus der Pflege von Handel und Gewerbe entwickelte ſich ein reges bürgerliches Leben; die Verwaltung größerer Städte wurde vielfach zum Vorbild für die Territorien und wo man um dieſelbe Zeit die Lande in Ämter und Oberämter einteilte, waren die Städte, nicht die Burgen, die gegebenen Sitze. Der Wohlſtand der Bürger machte die Städte zu Sitzen der Bildung; die ſtädtiſchen Schulen ſind der Ausgangspunkt unſeres heutigen öffentlichen Schulweſens und ein reich, oft allzu üppig ausgeſtattetes kirchliches Leben ſproßte aus dieſem Boden hervor.

Gegen Ende des 14. Jahrhunderts war das Stadtgründungsfieber, von dem man ſchon geſprochen hat, überwunden; der Bedarf war gedeckt, ja vielfach ſtanden ſich die Städte durch ihre übergroße Zahl ſelbſt im Wege. Nur vereinzelt kommen noch neue Städte auf, ſo Gaildorf 1404, Schwaigern, Lauchheim, Möckmühl, das 1467 von Kurpfalz Stadtrecht erhielt. Freudenſtadt und Ludwigsburg ſind bekannte fürſtliche Gründungen der Neuzeit, auch Pfullingen, Künzelsau ſind erſt ſpät Städte geworden.

Die großen Veränderungen vom Anfang des 19. Jahrhunderts haben auch der Stadt als ſolcher großenteils ihre Bedeutung genommen; ihre Befeſtigung war längſt überholt und hatte in der veränderten politiſchen und militäriſchen Lage keine Bedeutung mehr. Das wirtſchaftliche Leben konnte nicht mehr in die Mauern der Städte gebannt werden. Auch die Verwaltung ſchenkte dem Stadtcharakter nicht mehr viel Beachtung. Die ſtarke äußere Veränderung des Landes erforderte neue Organiſationen, und dabei wurde auf die alten Städte nicht immer Rückſicht genommen. Der Stadtbegriff verlor ſeine praktiſche Bedeutung und wurde zum leeren Titel; dieſer Titel iſt nun im Lauf des 19. Jahrhunderts manchen früheren Dörfern verliehen worden, ohne daß mit dieſem Titel zugleich ſonſt eine Veränderung vorgegangen wäre: Spaichingen, Metzingen, Gerabronn, Schramberg, Knittlingen, Laupheim. Namentlich eine Reihe von Kloſterorten wurde jetzt damit bedacht: Maulbronn, Lorch, Alpirsbach, Weingarten, Herrenalb.

Digitized by Google

Eine neue Bestimmung brachte schließlich noch die Gemeindeordnung vom Jahr 1906. Darnach erlangt eine Gemeinde von selbst die Bezeichnung Stadt, wenn sie in zwei Volkszählungen hintereinander mehr als 10000 Einwohner hat. Auf Grund dieser Bestimmung sind einige unserer großen Industriedörfer zu Städten vorgerückt, Feuerbach, Zuffenhausen, Böckingen und Schwenningen. Aber auch eine Gemeinde wie Baiersbronn wird einst Stadt werden, wenn sich die Bauern der zerstreuten Weiler auf mehr als 10000 vermehren. Das Merkmal des Zusammenwohnens, das für eine Stadt doch unentbehrlich ist, ist bei der neuen Regelung nicht festgehalten worden, der Stadtbegriff ist einseitig auf die Einwohnerzahl eines Verwaltungsbezirks gegründet und schon daraus läßt sich ersehen, wie wenig der heutige Stadtbegriff noch gemein hat mit jenen militärisch, rechtlich und wirtschaftlich scharf charakterisierten Gebilden, die der deutsche Hochadel im 13. und 14. Jahrhundert gründete.

Digitized by Google

Württembergs Politik seit dem Untergang des alten Reichs

Von Herman Hefele

Der Krieg der zweiten Koalition gegen die französische Republik war der letzte Krieg, bei dem man von einer Teilnahme des alten Römischen Reichs deutscher Nation sprechen konnte. Ein Reichskrieg freilich war er nicht; es waren auch nur mehr wenige Trümmer des Reichs, die den Kampf um die verlorene Sache der alten Ordnung führten. Von den größeren Reichsständen nahmen neben Österreich nur noch Bayern und Württemberg teil, und beide nicht mehr als Glieder des Reichs, sondern als selbständige Staatswesen, außerhalb ihres Kreisverbands und auf Grund eigener Bündnisverträge mit den koalierten Großmächten.

Für Württemberg war es so wenig wie für die andern ein Krieg um des Reiches willen, geschweige denn ein Krieg der nationalen Begeisterung. Das Volk war ihm abgeneigt, und die Stände, die eben damals auf eigene Faust ihre eigene internationale Politik machten, hätten lieber, wäre das in ihrer Macht gelegen, an der Seite Frankreichs gefochten oder doch eine Neutralitätspolitik gleich der Preußens, Badens und des Schwäbischen Kreises getrieben. Der Krieg war ein Krieg Herzog Friedrichs, und für ihn war er zunächst ein Mittel zum Zweck der inneren württembergischen Politik. Österreich versprach ihm, den Widerstand der Landschaft zu brechen und England zahlte die Gelder, die ihm die Stände verweigert hatten. Für Friedrich sollte der Krieg ein erster Schritt auf dem Weg zur vollen Souveränität nach innen und nach außen werden.

Es ging ja damals schon längst nicht mehr ums Reich — dem war mit dem Frieden von Basel 1795 das Todesurteil gesprochen worden — es ging nur mehr um die selbständige staatliche Existenz der Splitter des Reiches. Es galt, zusammen-

Digitized by Google

zufaſſen und zu feſtigen, was an ſtaatlichem Weſen und Willen im deutſchen Volk noch vorhanden und möglich war. Vorhanden aber waren nur mehr die Staaten, nicht das Reich; und deutſche Politik war nur mehr möglich kraft dieſer Staaten und nach dem Maß der ihnen jeweils eigenen ſtaatlichen Energie. So war die württembergiſche Politik Friedrichs zugleich die einzig mögliche deutſche Politik Württembergs, und ſo ging ſchließlich der Krieg eben doch um das gemeinſame deutſche Weſen: die württembergiſchen Truppen unter General v. Hügel, die nach der Schlacht bei Hohenlinden den Rückzug der geſchlagenen öſterreichiſchen Armee bis knapp vor die Tore Wiens zu decken hatten, haben ſo fern der eignen Heimat nicht mehr für dieſe allein, ſondern für die politiſche Sache des Deutſchtums gefochten und gelitten. Jene trüben Tage der Reichstreue bis zum Letzten bilden den Auftakt zur württembergiſchen Rheinbundpolitik; ſie offenbaren auch den tieferen geſchichtlichen Sinn dieſer Politik. Es war in der Tat ein bedeutſames Stück Selbſtbehauptung deutſchen politiſchen Weſens, was Württemberg im Zeitalter Napoleons geleiſtet hat; und Selbſtbehauptung deutſchen politiſchen Weſens war auch der einzige Inhalt und Sinn jener von Treitſchke und ſeiner Schule ſo verläſterten Politik Friedrichs in den Jahren von 1802—1813.

Es kann ſich hier nicht darum handeln, den äußeren Verlauf dieſer wechſelreichen Schickſalsjahre nachzuzeichnen. Es ſoll nur verſucht werden, das Geſetz aufzuklären, nach dem ſich damals aus der Natur der gegebenen Dinge heraus unſer engeres Vaterland politiſch gebildet und entwickelt hat, und in dieſem Geſetz zugleich dem Sinn deſſen nachzuſpüren, was einſt der württembergiſche Staat für ſich und für die große deutſche Gemeinſchaft geweſen iſt.

* * *

Die politiſche Lage des kleinen altwürttembergiſchen Staatsweſens war damals, zu Ausgang des 18. Jahrhunderts, verzweifelt genug. Der Hochverrat Preußens an der deutſchen Sache, der Friede von Baſel, hat nicht nur das linke Rheinufer den Franzoſen überliefert; die Demarkationslinie, durch die ſich Preußen zugunſten ſeiner Oſtpolitik vor Frankreich ſicherte,

Digitized by Google

hat Deutschland in zwei Hälften zerrissen und hat den ganzen politischen und militärischen Druck Frankreichs unmittelbar auf Süddeutschland gelenkt. Seit dem Frieden von Basel war es dem Süden unmöglich gemacht, neutral zu bleiben. Jede kriegerische Auseinandersetzung Frankreichs mit Österreich und Rußland führte künftig mitten in die süddeutschen Territorien und zwang diese, wollten sie sich selbst erhalten, zu einer Politik des Anschlusses an den jeweilig Stärkeren. Im Frieden von Basel hat Preußen die Rheinbundpolitik eingeleitet. Alles andere kam zwangsläufig. Vom Reich als solchem war kein Schutz mehr zu erwarten. Man debattierte in den europäischen Kabinetten schon offen über die Auflösung des altehrwürdigen Verbands, und Preußen vor allem drängte darauf, auf diese Weise seine seit sechzig Jahren geführte reichsfeindliche Politik zu gutem Ziel zu bringen. Süddeutschland und mit ihm Württemberg hatten nur mehr zwischen Frankreich und Österreich zu wählen. Mit dem Beitritt zur zweiten Koalition versuchte man es ein letztes Mal mit dem österreichischen Bündnis, als es eigentlich politisch und militärisch schon zu spät war. Diedem Wiener Kriegsrat eigene Langsamkeit der militärischen Operationen gab den so weit vorgeschobenen württembergischen Posten jedesmal nach kurzem Manövrieren auf. Schritt für Schritt schob sich die militärische Operationsgrenze zwischen Frankreich und Österreich vom Rhein zurück, über den Schwarzwald, über die Iller bis an den Inn. Und jetzt nach dem Frieden von Luneville stand nach menschlichem Ermessen nicht mehr zu erwarten, daß je wieder österreichische Soldaten württembergisches Land zu schützen kämen. War aber die eine der beiden möglichen Bundesgenossenschaften militärisch entwertet, so mußte Württemberg, wollte es nicht isoliert zugrunde gehen, Anschluß an Frankreich suchen.

Auch die politische Lage im Innern Württembergs, viel gefährlicher als man gemeinhin anzunehmen pflegt, drängte zu Entscheidungen. Ein Teil des französischen Direktoriums hatte die vom Konvent inaugurierte Revolutionierung des Bürgertums der benachbarten Länder wieder aufgenommen. Agenten kamen über den Rhein, Elsässer zumeist, und knüpften mit den zahlreichen mißvergnügten bürgerlichen Elementen im Schwäbischen Kreis Beziehungen an. Man sprach von der Er-

Digitized by Google

richtung einer alemannischen Republik im Stil der helvetischen. Das österreichische Generalkommando denunzierte in Stuttgart eine weitverzweigte Verschwörung. Man mag dabei aus durchsichtigen Gründen übertrieben haben, aber tatsächlich war die Zahl der Beteiligten angesichts der noch durchaus unpolitischen Masse der Bevölkerung groß, und es fiel ins Gewicht, daß nicht nur Mitglieder des landschaftlichen Ausschusses, sondern selbst junge Offiziere des württembergischen Kontingents darin verwickelt waren. Der Herzog aber durfte diese Dinge ernster nehmen, weil er sie im Licht der landständischen Opposition erblickte. Die Landschaft, halb Volksvertretung, halb legitime Nebenregierung, unter den vorausgegangenen katholischen Herzögen zu aktiverem Auftreten genötigt und befähigt, hatte angefangen, im Zusammenhang mit dem Entschädigungsproblem, eine eigene, der herzoglichen entgegengesetzte auswärtige Politik zu treiben. Man hatte sogar einen eigenen Gesandten nach Paris beordert, mit der offen bekannten Absicht, die Politik des Landesherrn zu durchkreuzen. Friedrich beschuldigte sie sogar republikanischer Tendenzen. Jedenfalls aber lag diesen Prälaten, Professoren und Magistraten, die in der Landschaft und ihren Ausschüssen saßen, mehr an der Erhaltung und Stärkung überkommener eigener Vorrechte, als an den Bedürfnissen des Landes, und für das, was die Not einer unmittelbaren Gegenwart erforderte, besaßen sie wenig Verständnis. Der Herzog war auf fremdes Geld angewiesen, wollte er auch nur das Allernotwendigste zum Schutz des heimatlichen Bodens vorbereiten. Die Stände knauserten mit dem Geld für das ihnen so verhaßte Heerwesen, als lebten sie noch immer in den friedlichen Zeiten Karl Eugens und als stünden nicht die Truppen der Revolution drohend vor den Schwarzwaldpässen. Und man zahlte nachher den fremden Eroberern das Vielfache an Kontribution. Wo ein rascher Entschluß nottat, verhandelte man vorsichtig und pedantisch und hätte am liebsten wie ein echter rechter Kleinstaat gleich den Reichsstädten und Klöstern der Nachbarschaft sich um ein Billiges den politischen Totenschein der Neutralität erkauft.

Der Herzog tat, was allein ihm übrig blieb: er griff mit fester Hand zu und erwürgte das alte gute Recht zugunsten einer einzig möglichen Zukunft. Ihm war es bloß um die

Digitized by Google

Festigung des Staatswesens zu tun, und da, wie ein Zeitgenosse klagte, die Landschaft keinen Pitt besaß, wich sie dem Recht des Stärkeren. Was in den andern deutschen Staaten schon seit Jahrhunderten geltendes Recht war, der Absolutismus des Landesherrn, hielt seinen späten Einzug in Württemberg. Der Stolz Altwürttembergs, die landständische Verfassung, gehörte der Vergangenheit an.

Zunächst ging es bei der Festigung des Staatswesens um seine territoriale Abrundung. Im Jahr 1798 hatte General Nikolai, der württembergische Militärtheoretiker jener Jahrzehnte, in einer Denkschrift, die offenbar für die Stände berechnet war, nachzuweisen versucht, daß Württemberg in den Händeln der großen Welt nur eine defensive Politik, und diese nur im Bündnis mit andern großen oder mittleren Mächten führen könne, und daß es zu diesem Zweck auf jeden Fall einer militärischen Macht bedürfe, die seiner geographischen und politischen Lage entsprechend war. Der Schwäbische Kreis war auseinandergefallen, die winzigen Kontingente der kleinen Kreisstände waren nach Hause gelaufen. Und da lag das Herzogtum Württemberg inmitten von hundert kleinen und kleinsten reichsständischen Gebietsteilchen, von reichsunmittelbaren Grafschaften und Herrschaften, Reichsstädten, Klöstern und Stiftern, ohne jede strategische Grenze, und mußte, wollte es sich selber schützen, mit ein paar tausend, von den Landständen mühsam erbettelter Soldaten ein Gebiet zu decken suchen, das an Umfang dem heutigen Württemberg gleichkam. Die württembergische Frage war zunächst eine territoriale Frage: es galt, der Landeshoheit das ganze Gebiet zu unterwerfen, für das das Herzogtum tatsächlich die politische Verantwortung trug.

Die im Frieden von Luneville grundsätzlich zugesicherte Entschädigung für die links vom Rhein verlorenen Gebiete gab den Rechtstitel; in Wirklichkeit ging es um nichts als um Fragen der politischen Macht. Ein Gewirr dynastischer, familiärer, militärischer, wirtschaftlicher Interessen kreuzte sich, als es in Regensburg im Schoß der Reichsdeputation an die Verteilung der Liquidationsmasse des alten Heiligen Römischen Reiches ging. Friedrichs gewandtester Staatsmann und Diplomat, Herr von Normann, führte dort in dauernder Anlehnung an die russische Verwandtschaft die Geschäfte Württembergs, und eine erste, be-

Digitized by Google

deutsame Ernte an Gebietserwerbungen, vor allem auf Kosten der geistlichen Territorien, kam unter Dach und Fach.

Wichtiger als die Erwerbungen selber waren ihre politischen Folgen nach außen und innen. Das Verhältnis zum immer noch bestehenden Reichsverband hat sich für Württemberg damit grundsätzlich geändert. Die Kurwürde, die ihm der allmächtige Erste Konsul verschaffte, bedeutete den ersten Schritt zur reinen Souveränität, die wenige Jahre später in der Königswürde ihre äußerlich kennbare Krönung erfuhr. Entscheidend aber war, daß Württemberg damit seine politische Existenz außerhalb des Reichs stellte. Es war nicht mehr eine deutsche, es war eine europäische Macht geworden und hatte sein Schicksal in eigne Hand genommen. Noch folgenschwerer wurde die Gebietserweiterung auf innerpolitischem Boden: die Frage der Geltung der alten Verfassung wurde brennender und rückte ins Licht der großen Politik. In der Tat war die Neuerwerbung vorwiegend katholischer Landesteile für Friedrich der Hebel, womit er schließlich die altwürttembergische Verfassung entwurzelte. Die Stände wußten das wohl und suchten in Paris vorzubeugen. Aber der Regierung des Ersten Konsuls mußte auf die Dauer der souveräne Fürst brauchbarer erscheinen als die zähe Eigenwilligkeit der Landschaft. Normann lief dem ständischen Gesandten Abel in Paris den Rang ab. Die neuerworbenen Landesteile kamen nicht an Altwürttemberg. Ein eigenes Neuwürttemberg wurde daraus organisiert; Normann wurde sein leitender Staatsminister. Der Verfassung Altwürttembergs wurde damit tatsächlich der Boden entzogen. Noch einige Jahre zogen sich die unschönen Zänkereien zwischen Landesherr und Landschaft hin, bis der neue König, vom Preßburger Frieden gedeckt, am 30. Dezember 1805 die unwirklich gewordene Verfassung auch formell aufhob.

* * *

Diese Politik Friedrichs scheint revolutionär, und sie war auch nur möglich im Rahmen der großen europäischen Umwälzungen jener Jahre. Neu war sie aber nicht. Die Vergrößerung Württembergs durch benachbarte katholische Gebiete und damit die Aufhebung der alten Verfassung zugunsten einer absoluten Monarchie war schon seit zwei Generationen der freilich noch

Digitized by Google

verhüllte Sinn der württembergischen Politik. Friedrich hat in Wirklichkeit nur die Politik Herzog Karl Alexanders gemacht. In ihr hat er das einzige Lebensgesetz seines Staates ausgeführt.

Nicht als ob die Bildung eines modernen Staates im Sinn Karl Alexanders gelegen hätte. Er war nichts weniger als ein moderner Monarch, und als Mensch wie als Politiker durchaus ein Kind des Hochbarock. Er war auch nur ein Staatsmann kleinen Kalibers. Aber der Schüler des Prinzen Eugen war ein General von Einsicht, und er hat am Eingang des militaristischen Zeitalters früher und klarer als andre deutsche Fürsten seiner Zeit die politische Macht in der militärischen begründet gesehen. Die Natur der Dinge führte ihn auf den Weg, der im souveränen Königtum seines Enkels endete.

Die katholische Erbfolge, die mit Karl Alexander einsetzte, hat Württemberg seine Stellung als protestantische Vormacht Süddeutschlands gekostet. Aber an Stelle dieses reichlich veralteten und fragwürdig gewordenen Postens glaubte Karl Alexander für sein Land einen besseren buchen zu dürfen: den einer aktiveren auswärtigen Politik an der Seite Habsburgs. Der Schüler Prinz Eugens haßte Frankreich. Jahrelang hat er als General des Reichs und Österreichs die Grenzwacht am Oberrhein gehalten. Damals gewann er einen Einblick in die trostlose Lage des von Frankreich zunächst gefährdeten Schwäbischen Kreises und die Idee eines militärisch starken Württemberg als Vormacht des gegen Frankreich gewandten südwestlichen Deutschland wurde ihm zum Inhalt seiner Politik. Als Bastei Habsburgs gegen die Bourbonen dachte er sich sein Land und für die Österreich geleisteten Dienste erhoffte er territoriale Vergrößerung. Aber was er erwerben konnte, war katholisches Land, und die württembergische Verfassung duldete keine Nichtprotestanten. So mußte ihn seine Politik in einen zunächst latenten Konflikt mit den Ständen treiben. Man bewilligte ihm die Gelder nicht, deren seine auf ein starkes Heereskontingent gegründete Politik bedurfte, und trieb ihn so in die Arme Remchingens und des Juden Süß.

Karl Alexander hat nichts von dem erreicht, was er gewollt hat. Und seine Söhne haben, vom Standpunkt seiner politischen Idee aus gesehen, mehr verloren als gewonnen. Ihr Katholizismus hat nur die Stände gestärkt; der Geheimerat, der in

Digitized by Google

Sachen der Religion und der Landeskirche erweiterte Befugnisse bekam, wurde mehr und mehr aus einem Instrument des Landesherrn zur Schutzwehr der Landschaft und ihrer Interessen. Mit der Waffe der Steuerbewilligung begegneten die Stände wirkungsvoll der Landeshoheit des verschwenderischen und kulturell so vielfach interessierten, aber politisch gänzlich unfähigen Herzogs Karl Eugen. Die Landschaft wurde zur Nebenregierung. Die württembergische Verfassung, neben der Englands die einzige Verfassung Europas, wurde sichtbar und gewann Ansehen nach außen wie nach innen. Sie war freilich mehr ein Kuriosum als eine politische Wirklichkeit und erschöpfte sich in bloßen Schikanen gegenüber dem Herzog, der doch schließlich allein der politische Exponent des Landes sein konnte. Aber die Energie, die Karl Eugen und seine Brüder vermissen ließen, besaß ihr Neffe und Sohn Friedrich. Er zahlte der Landschaft heim, was sie seinem Haus geschadet hatte. Er offenbarte auch den Sinn des jahrzehntelangen Kampfes: es ging nicht um Dinge der Religion, sondern um solche des Staates; nicht katholisch sollte Altwürttemberg gemacht werden, sondern zum lebendigen aktiven Staatswesen. Daß Friedrich Protestant war, erleichterte ihm die Arbeit; den Ständen freilich ersparte er nicht, was ihnen seine Vorgänger drohten. Die Verfassung wurde geopfert und mit ihr der altehrwürdige protestantische Charakter des Landes. Das moderne Württemberg entstand unter seiner brutalen Hand und in ihm ein lebendiges, eines der lebendigsten Stücke des neuen deutschen Wesens.

* * *

Zunächst freilich, so sehr auch für Friedrich die innere Festigung des Staatswesens das erste Gesetz seines politischen Handelns war, bestimmten die äußeren Verhältnisse den Gang der württembergischen Politik. Nach dem Frieden von Luneville war der offene Anschluß an Frankreich, besser gesagt an Napoleon, unvermeidlich geworden. Wie alle andern Staaten Europas zog es auch das kleine Württemberg unaufhaltsam in das System der napoleonischen Neuordnung der Dinge. Friedrich selber war immer bemüht, nachzuweisen, daß sein Eintritt in das Bündnis ausschließlich unterm Druck der militärischen Übermacht Frankreichs erfolgt sei. Es mag sein, daß Friedrich

Digitized by Google

theoretisch wenigstens bis zum Jahr 1805 die Hoffnung hatte, neutral bleiben zu können. Auch war ihm der Anschluß an Napoleon gewiß nichts weniger als eine Herzenssache. Wenn auch nicht aus nationalen, so doch aus innerpolitischen Gründen und Grundsätzen war ihm, dem deutschen Adligen, die in Napoleon verkörperte demokratische Revolution verhaßt, und er hat später in seinem brutalen, unritterlichen Benehmen gegen den Schwiegersohn seinem altadligen Ressentiment freien Lauf gelassen. Für die großen politischen Ideen Napoleons hat er weder Verständnis noch Neigung gezeigt. Aber das Gesetz der Selbsterhaltung trieb ihn auf die Seite des Übermächtigen und im Unterhalb seines politischen Kalküls mag immer die stille Hoffnung lebendig gewesen sein, daß dies ihm im Tiefsten so unverständliche Werk seines Partners früher oder später zusammenbrechen und ihm den Weg zur eignen Politik freigeben werde. Aber als einmal der erste Schritt getan war, hat Friedrich die Pflichten seines Bündnisses mit jener Energie und Helligkeit erfüllt, die ihm in allen seinen politischen Aktionen eigen waren. Er hat sogar, ungern genug, später das politische Bündnis durch dynastische Bande gefestigt und dem Bruder des Kaisers, Jerome, die Tochter zur Frau gegeben. Und er hat auch, mit einer einzigen Ausnahme, in allen Kriegen Napoleons die vertragsmäßige Gefolgschaft geleistet. Aber bedeutete diese Gefolgschaft auch schwere Opfer an Gut und Blut seines Landes, sie war doch ein sicherer Einsatz. Und Friedrich hat aus dem Bündnis für sich und sein Land herausgeschlagen, was nur möglich war. Die territoriale Abrundung des Landes und die volle Souveränität waren der entscheidende Preis. Sein Staat war ihm in freie Hand gegeben, denn Napoleon war klug genug, diese werdenden deutschen Mittelstaaten sich nach eigenen Gesetzen entwickeln zu lassen. Friedrich hat es auch immer verstanden, vor allem den französischen Generalen und Ministern gegenüber, seine Souveränität zu wahren; seine diesbezüglichen Weisungen an die eignen Offiziere, Diplomaten und Beamten reden bei aller taktischen Klugheit die echte Sprache des Fürsten. Er hat auch gelegentlich, in ruhigem und sicherem Abwägen seiner Stellung im Spiel Napoleons, gewagt, dem Verbündeten gegenüber den eigenen Willen zu wahren und hat sich geweigert,

Digitized by Google

württembergische Truppen in Napoleons hoffnungslosestem Unternehmen, dem spanischen Feldzug, einzusetzen. Immer war es württembergische Politik, die der Vasall Napoleons zu treiben bestrebt war.

Die große europäische Politik freilich war dem Mitglied des Rheinbunds verschlossen; die war unbestreitbare Domäne des Protektors. Dafür aber konnte Friedrich ungehemmt mit der ganzen Leidenschaftlichkeit seines Wesens alle Kräfte dem innern Ausbau seines Staates widmen. Und hier hat er in kurzer Zeit Beispielloses geleistet. Es galt die Neubildung eines Staates in einer Zeit, da alle Dinge im Fluß waren. Die alten Traditionen hatten Kraft und Geltung verloren und ungeahnte Möglichkeiten stiegen auf. So sehr hatte Friedrich das Bewußtsein neuer Verhältnisse, daß er sich eine Zeitlang mit dem Gedanken trug, seinem Staat den Titel eines Königreichs Schwaben zu geben. Vielleicht um den Ständen zu zeigen, daß Altwürttemberg aufgehört habe zu existieren, vielleicht um mit dem Namen des alten Stammesherzogtums seine expansiven Tendenzen zu offenbaren. Und wenn er doch beim alten Namen blieb, so war es nicht bloß der Familienstolz des Adligen, für den schließlich Land und Fideikommiß identisch waren, jenes Gefühl für die verpflichtende Kraft des Erbes, das ihn auch jedes Tauschprojekt ablehnen ließ — er sollte Hannover oder Berg für das alte, an Bayern fallende Stammland seines Hauses erhalten —; es waren vor allem realpolitische Gründe, die dem Staat den alten Namen Württemberg erhielten: er wollte auf die Kontinuität der Hauspolitik nicht verzichten und wollte dem politischen Leben seines Staates doch einen gefühlsmäßigen Rest des Zusammenhangs mit der eigenen Geschichte erhalten. Nur der alten Verfassung gegenüber blieb er unerbittlich und ihr gegenüber hat er an der Idee einer neuen Staatsbildung folgerichtig festgehalten. Was sollte die Verfassung gegenüber den neuen Landesteilen, die ihm als Entschädigung für das verlorene Hausgut Mömpelgard gegeben waren kraft internationaler Verträge, an denen die Landschaft nicht teilhatte? Galt die Verfassung, so war die Einheit des Staates in Frage gestellt. Dann gab es zwei Württemberg; der provisorische Zustand von 1803—1805 wäre zum dauernden geworden. Sollte aber Württemberg ein einheitlicher

Digitized by Google

Staat werden — und eben darin lag ja nicht nur das Interesse der Dynastie, sondern der ganze Sinn seiner politischen Entwicklung seit Karl Alexander — dann mußte die alte Verfassung fallen. Und mit der Verfassung fiel der alte politische und kulturelle Charakter des Landes. Die Möglichkeit einer Verschmelzung mit den fremden, einer andern geistigen Kultur angehörenden Landesteilen war gegeben. Mit der Bildung des ersten württembergischen Staatsministeriums vom 7. Mai 1803, durch die über den Geheimen Rat und über die Landschaft hinweg alle Staatsgewalt unmittelbar dem Landesherrn unterstellt wurde, war der entscheidende Schritt zur Einheit des neuen Staatswesens getan. Die formelle Aufhebung der alten Verfassung sanktionierte nur einen tatsächlich schon bestehenden Zustand.

Und nun erfolgte, einzig aus dem Willen des unumschränkten Herrschers heraus die Bildung des modernen Württemberg zu einem einheitlichen Körper politischer und staatlicher Existenz. Man darf sagen, das moderne Württemberg ist ausschließlich Friedrichs Werk und es trägt in allem die Züge seines Wesens. Die Anlehnung an französische Vorbilder der Verfassung und der Verwaltung war nur eine technische; der Geist, in dem sie geschah, war der des aufgeklärten Absolutismus. Die Ideologie Montesquieus gab Friedrich die Waffe gegen seine Stände, und das Ethos, aus dem er staatlich wirkte, war das Friedrichs des Großen. Nicht der napoleonische Volksmann, die Verkörperung des souveränen Volkswillens, stand an der Spitze des Staates, sondern der absolute Monarch von Gottes Gnaden, der Herr kraft des Erbrechts. Und die Zentralisation des Staatswillens in einer Hand war nicht wie im Frankreich Napoleons der Ausfluß der demokratischen Gleichheit aller Bürger; sie diente nur dem Zweck der Vereinfachung der Geschäfte im Kabinett des Souveräns. Nur ihr zuliebe wurde den Gemeinden das Recht der Selbstverwaltung genommen und das Land nach dem Schema des Systems der französischen Präfekturen in 12 Kreise eingeteilt. Alle Dinge des öffentlichen Lebens gingen durch die Kanzleien der obersten Regierungsbehörden, des in sechs Departements geteilten Staatsministeriums, die in engster nicht nur formaler, sondern sachlicher Abhängigkeit vom Monarchen arbeiteten. Was hier geleistet wurde, so schematisch es meist geschah, war von bleibendem Wert. Zunächst wurde das in Alt-

Digitized by Google

württemberg so komplizierte und schwerfällige Finanzwesen geordnet; die in verschiedene Kassen fließenden Einnahmen wurden in einer zentralen Verwaltung zusammengefaßt und einer fruchtbaren Pflege des wirtschaftlichen Lebens, des Verkehrs und der öffentlichen Ordnung dienstbar gemacht. Justiz und Verwaltung wurden getrennt, ein einheitliches Recht an Stelle der mannigfaltigen territorialen Rechte des neuen Landes eingeführt. Das Kirchenwesen der rechtlich gleichgestellten christlichen Bekenntnisse wurde wie das Schulwesen ein vielleicht etwas allzu pedantisch beaufsichtigter Zweig der Staatsverwaltung. Eine starke Polizei vor allem wachte mit allen Mitteln einer ebenso indiskreten als brutalen Aufsicht über das öffentliche und private Leben einer politisch aufs äußerste gereizten und gespannten Bürgerschaft. Überall aber fühlte man die persönliche Hand des Landesherrn, sein wildes Temperament und seine beispiellose Arbeitskraft. Die Zahl der landesherrlichen Verfügungen, die sich im Zeitraum weniger Jahre über das Land ergossen, geht in die Tausende und die oft den kleinlichsten und nebensächlichsten Dingen gewidmeten Anbringen und Berichte, die unleserliche Marginalien von der Hand des Königs tragen, sind nicht zu zählen. In die persönlichsten Dinge des privaten Lebens seiner Untertanen, soweit es ihm nur erreichbar war, griff der souveräne Wille des Monarchen ein und hinterließ im ganzen Land eine dumpfe Stimmung der Erbitterung und des Hasses gegen den Landesherrn und seine, zumeist aus den Kreisen fremden Adels genommenen Ratgeber und Gehilfen. Aber unter der Hand des Rücksichtslosen festigte sich doch das zusammengewürfelte Staatswesen und nahm eine ebenso logische als straffe Form an, die den Stürmen und Zersetzungen eines ganzen Jahrhunderts gewachsen war.

So war das Land eine tatsächliche Einheit geworden, als mit der Schlacht bei Leipzig der außenpolitische Umschwung eintrat. Friedrich war mit so starken innern Vorbehalten zur Sache Napoleons gestanden, daß ihm die Felonie leicht fiel. Zwar erregte der im Verlauf der Schlacht vollzogene Übergang der Brigade Normann seinen ehrlichen Zorn, aber nur weil dadurch seiner souveränen Entscheidung vorgegriffen war und weil er in der nationalen Begeisterung des Befreiungskriegs die jakobinische Gesinnung unbotmäßiger Untertanen erblickte. Der neue

Digitized by Google

Weg an der Seite der ſiegreichen Verbündeten war ihm in keinem Augenblicke zweifelhaft und als ein Kenner der Menſchen und Verhältniſſe der alten Ordnung wählte er ſeine Taktik. Mit ſehr viel größerer Energie als unter Napoleon beteiligte er ſich an der Kriegführung der Verbündeten. Noch nach der Rückkehr Napoleons von Elba ſchickte er ein unverhältnismäßig großes Kontingent zur Armee Schwarzenbergs, das bei der Belagerung von Hüningen und bei der Beſetzung des Elſaß mitzuwirken hatte. Immer wieder hat er bei den Friedensverhandlungen zu Paris und Wien darauf hingewieſen, welch ungleich ſtärkere Opfer, verglichen mit den andern deutſchen Mittelſtaaten, er für die Sache der Verbündeten gebracht. Er hoffte auf eine Annexion Badens, deſſen Großherzog jenſeits des Rheins entſchädigt werden ſollte. Darum trat er für eine Rückgabe des Elſaß an Deutſchland ein und ließ ſich von ſeinen Offizieren im Heer Schwarzenbergs berichten, das bonapartiſtiſch geſinnte Elſaß ſei einer Loslöſung vom neuen Frankreich der Bourbonen geneigt. Aber Württembergs Stellung im Verband der kleinlichen und eigennützigen Verbündeten war ſchwächer als im politiſchen Syſtem Napoleons. Vom Wiener Kongreß war trotz aller Opfer nicht mehr zu gewinnen als was Napoleon gegeben hatte. Aber Friedrich rettete doch den Umfang des neuen Staates und ſeine eigene Souveränität. Der Sinn der politiſchen Entwicklung Württembergs blieb gewahrt; die Jahre des Rheinbunds waren nicht umſonſt geweſen.

Noch freilich waren, durch den Wiener Kongreß aufgeworfen, zwei Fragen von weſentlicher Bedeutung zu löſen: die Schöpfung einer neuen Verfaſſung und die Ordnung des Verhältniſſes zum neuen Deutſchland. Der Entwurf der deutſchen Bundesakte forderte von den Einzelſtaaten die Einführung landſtändiſcher Verfaſſungen, die als Ventile für die in Deutſchland ſich immer ſtärker offenbarenden revolutionären Strömungen gedacht waren. Friedrich fürchtete nur eines: die Wiederkehr ſeiner alten ſtändiſchen Oppoſition. Dieſer drohenden Reaktion galt es zuvorzukommen. Friedrich kündigte dem Land eine neue Verfaſſung an, die immer in ſeiner Abſicht gelegen habe, er berief, ſchon vom Boden dieſer noch gar nicht beſtehenden Verfaſſung aus eine Ständeverſammlung und legte dieſer, zur Annahme, nicht zur Entſcheidung, den Entwurf einer Konſtitution vor, die geeignet war, die Souve-

Digitized by Google

ränität und die Errungenschaften der zentralen Verwaltung vor der alten ständischen Anmaßung zu schützen. Es war eine gemäßigt liberale Konstitution, jenseits aller demokratischen Ideen, aber auch jenseits des alten ständischen Privilegienstaates, eine jener Konstitutionen gleich der französischen des Jahres 1814, deren letzter Zweck es war, die demokratisch organisierte bestehende Staatsmaschine ohne Störung in die Hand des Souveräns zu spielen. Nach der Absicht Friedrichs sollte es eine oktroyierte Verfassung sein. Aber die Stände, gestützt von der öffentlichen Meinung, forderten zunächst die Wiederherstellung des verletzten guten alten Rechts, betrachteten sich als eine verfassunggebende, nicht als eine verfassungsmäßige Versammlung, lehnten den Entwurf ab und stellten Gegenforderungen, die in der Tat einer Wiederherstellung des alten Rechtes nahe kamen. Ein langwieriger Streit gleich dem vor 15 Jahren begann. Friedrich hat sein Ende nicht mehr erlebt. — In Wien war unterdessen der Deutsche Bund zustande gekommen. Trotz des preußischen Widerstands war es gelungen, Württembergs Aufnahme in den leitenden Ausschuß durchzusetzen. Auch hier kämpfte Friedrich einzig um die Erhaltung der Souveränität. Ihretwillen trat er für eine Stärkung der mittleren Mächte auf Kosten der kleinen ein, die er am liebsten alle mediatisiert gesehen hätte, eine Idee, die später sein Sohn Wilhelm so leidenschaftlich verfolgt hat. Die Souveränität der deutschen Staaten blieb gewahrt; aber die Kleinstaaten blieben erhalten und mit ihnen die Waffe, die später das übermächtige Preußen instand setzte, die deutsche Einigung auf dem Weg einer Unterwerfung der Mittelstaaten unter Preußen durchzuführen. Friedrich trieb Obstruktion und unterzeichnete die Bundesakte erst in letzter Stunde. Aber war auch nicht alles erreicht, was Friedrich erstrebte, so blieb doch die Existenz seines Landes als eines selbständigen Staates gewahrt, und Württemberg vermochte in den nächsten Jahrzehnten, nicht nur dank der russischen Verwandtschaft, sondern vor allem dank der inneren Festigung seines klugen und elastischen Staatswesens in der deutschen Politik eine Rolle zu spielen, die bedeutsamer war, als die materielle Größe des Landes hätte erwarten lassen.

Dieser Selbständigkeit der nichtpreußischen deutschen Staaten gilt der ganze Haß Treitschkes und seiner Schule. Ohne eine eingehende Kenntnis des süddeutschen Aktenbestandes ist von

Digitized by Google

Treitschke das Urteil über die undeutsche Politik der Mittelstaaten gefällt worden, und er spricht dabei, unwissenschaftlich genug, von böser Gesinnung, wo es sich doch nur um gegebene politische Wirklichkeiten handelt. Treitschke hat nie ein Auge haben wollen für die nun einmal von Natur anders gerichtete politische Art des Nichtpreußen noch auch für die eigentlichen Staatsnotwendigkeiten des deutschen Süden, die sich damals unter so schweren Kämpfen und so großen Opfern durchzusetzen bestrebt waren. Es war wahrhaftig nicht die Schuld Württembergs, daß in den Jahren nach 1795 die deutsche Einheit nicht zustande kam, und es ist wenig intelligent, von König Friedrich die Politik König Karls zu verlangen. Für das neue Deutschland ist durch die Politik der Rheinbundstaaten unendlich viel mehr geleistet worden als durch die Großsprechereien des von Treitschke so verherrlichten romantischen Klüngels um Blücher. Nicht die Gesamtheit Deutschlands — die gab es damals gar nicht — nur die einzelnen deutschen Staaten konnten teilhaben an der politischen Entwicklung des modernen Europa. Und so ist damals die deutsche Idee einzig und allein getragen gewesen von der Souveränität der deutschen Mittelstaaten. Nur der starke und schöpferische politische Wille, der in ihrem Souveränitätsstreben lag, hat die süddeutschen Staaten vor der Gefahr gerettet, in die sie damals vorwiegend Preußens Politik gestürzt hat, vor der Gefahr eines völligen Aufgehens im französischen Imperium. Der Historiker wird sagen müssen, daß eine deutsche Weiterentwicklung nur möglich war auf dem Weg, den die Rheinbundstaaten gegangen sind.

* * *

Der Schritt, den die politische Entwicklung Württembergs von König Friedrich zu König Wilhelm I. getan hat, ist größer, als er auf den ersten Blick erscheinen mag. Zwar hat Wilhelm zunächst nur die Politik des Vaters fortgesetzt: er hat mit der Vollendung des Verfassungswerks die Souveränität nach innen in dem Maß, als es eben damals möglich war, gesichert und hat durch eine kluge, an Ideen und überraschenden Initiativen reiche Politik die Selbständigkeit des Staatswesens gegenüber allen Bevormundungsversuchen der Großmächte zu wahren gewußt. Aber seine Aufgabe ging tiefer. Als der Exponent einer neuen

Digitized by Google

Zeit hatte er das ſtarre ſtaatliche Gerippe, das der Vater geſchaffen hat, mit dem Geiſt des liberal gewordenen Europa zu füllen. Die neue Ordnung der Dinge, die unter Friedrich als Gewalt und Druck empfunden wurde, hat er dem Volk zur lieben Vertrautheit gemacht. Es waren nicht nur Unterſchiede des Charakters, es waren vielmehr Unterſchiede der Generation, die ihn vom Vater trennen. Friedrich iſt durchaus der Mann des 18. Jahrhunderts. Es iſt verfehlt, ihn neben Napoleon zu nennen; er war nur ſein zufälliger Zeitgenoſſe, und die geiſtige Verwandtſchaft beider, die man gelegentlich konſtruiert hat, beſtand nur in gewiſſen Äußerungen des Temperaments, im heftigen Rhythmus der Entſchlüſſe. König Friedrich gehört ſeinem geiſtigen Stoff wie ſeiner geiſtigen Form nach zum Typus Friedrichs des Großen. Er war ein aufgeklärter Deſpot, aber er war es als Legitimiſt. Die Brutalität ſeines Weſens, die er gegen Sohn und Brüder nicht weniger als gegen ſeine Mitarbeiter und die ganze Maſſe der Untertanen wandte, iſt in ihrem tiefſten Grund nur als Ausfluß barocken Weſens zu werten und zu verſtehen. Er war der deutſche Adlige des 18. Jahrhunderts, mit verhältnismäßig beſchränktem geiſtigen Horizont, Militär vor allem, erſter Beamter des Staats, den er verwaltete wie ein Fideikommißgut, nur vom Gebot der nächſtliegenden Nützlichkeit geleitet. Innerlich war die ungeheure Tatſache der franzöſiſchen Revolution ebenſo ſpurlos an ſeiner geiſtigen Haltung vorübergegangen wie das Werk Goethes und Schillers. Aber er hat die Errungenſchaften der neuen Zeit techniſch für ſeine eigenſten Zwecke zu verwerten gewußt und war viel zu intelligent, viel zu ſehr Realiſt, um ſeine konſervative Aufgabe mit der Pflege alten Formelweſens zu belaſten. Nie iſt er dem unaufhaltſamen Gang der Geſchichte im Wege geſtanden: er verſtand es, mit ihm Schritt zu halten, und ſo hat er ſchließlich, wenn auch ohne es zu wollen, in ſeinem Staat den modernen Staat des württembergiſchen Volkes geſchaffen.

König Wilhelm dagegen war in allem der Mann des beginnenden 19. Jahrhunderts. Im Grunde genommen nicht weniger Autokrat als der Vater, hat er doch, geſchmeidiger als dieſer, in der äußeren Haltung dem Geiſt einer neuen Menſchheit Rechnung getragen. Er gehört zu jenem Typ des Staatsmanns zwiſchen Metternich und dem Bürgerkönig, der undenkbar

Digitized by Google

wäre ohne die große und tiefe Erfahrung der Revolution, ohne die Wandlung des Menſchen zum bewußt und denkend gewordenen Individuum. Das Menſchliche ſelber war, getragen von der Welle der liberalen Geſinnung, an die Oberfläche politiſchen Tuns geſtiegen. Wilhelm war zunächſt unendlich viel gebildeter, kultivierter, geiſtiger als ſein Vater. Die Härte ſeines Willens war durchſetzt von Skeptizismus des Voltairianers, von jener Fähigkeit des tiefen Verſtehens, die den aktiven Menſchen ſtill und läſſig werden läßt. Will man den menſchlichen Gegenſatz von Vater und Sohn kennen lernen, dann vergleiche man etwa Friedrichs rohes, niedriges und kleinliches Benehmen gegen ſeinen Schwiegerſohn Jerome mit der geiſtig überlegenen, gütigen, lächelnden Art des Verſtehens, womit Wilhelm der ihm gewiß nicht weniger läſtigen bonapartiſtiſchen Verwandtſchaft, der frivolen Geſchäftigkeit ſeiner Nichte Mathilde und der turbulenten Arroganz ſeines Neffen Plonplon, des roten Prinzen, begegnete. Es lag wahrhaftig philoſophiſche Reife darin. König Wilhelm war liberal, nicht im Sinn einer politiſchen Richtung, aber in dem einer ethiſchen Haltung. Auch hierin ging er mit der Zeit und ließ gewähren, was er doch nicht hätte ändern können. Und gelegentlich hat er ſelbſt auf politiſchem Boden, etwa gegenüber den Forderungen der preußiſchen oder öſterreichiſchen Reaktion, mit liberalen Grundſätzen als mit Selbſtverſtändlichkeiten operiert. Ihm war auch der Staat nicht mehr Familienfideikommiß, ſondern wirklicher Staat, das lebendige Geſetz des Verhaltens der Gemeinſchaft. So mußte er auch das Verhältnis des Monarchen zum Volk anders ſehen als der Vater, diskreter und zugleich würdiger, nicht mehr als das des erſten Beamten der Verwaltung, ſondern faſt ſchon als das des Repräſentanten, wenn nicht des Volkswillens, ſo doch des geſchichtlichen Sinns ſeines Staates. Auch ſein Verhältnis zu ſeinen Mitarbeitern und Ratgebern war ein anderes geworden; die Kreaturen Friedrichs waren zumeiſt die typiſchen landfremden Abenteurer des Rokoko, die Gehilfen Wilhelms waren eingeſeſſene Beamte, durch Herkunft und durch Lebensgang dem Volke näher. Nicht die abſtrakte, ſklaviſche Pflichttreue des preußiſchen Beamten herrſchte vor, ſondern das in ſachlicher Kenntnis und ſachlicher Leiſtung lebendige Gefühl der Verantwortung. Der Staat Friedrichs füllte ſich mit kulturellen Inhalten; ſein Formalismus verlor

Digitized by Google

dadurch an Härte und Spannung. Die Einheit des Staates senkte sich aus dem Willen des Monarchen ins aktive Bewußtsein des tätigen Bürgers. Wilhelm I. hat den Staat der zufälligen politischen Eroberung zum einheitlichen Organismus einer lebendigen Volksgemeinschaft umgestaltet.

Zunächst wurde das Verfassungswerk vollendet. Die Angst vor der vom Deutschen Bund her drohenden gemeinsamen Regelung des deutschen Verfassungswesens führten Regierung und Stände zusammen; die letzteren fürchteten die absolutistische Reaktion und der König sah in einer auf Korporationen und nicht auf Volkswahl ruhenden ständischen Vertretung, wie sie in den Karlsbader Verhandlungen angeregt wurde, die Gefahr der Wiederkehr altwürttembergischer Zustände. Sein Verfassungsentwurf unterschied sich, abgesehen vom Zweikammersystem, nicht wesentlich von dem seines Vaters. Gleichwohl wurde er mit einigen von der Volksvertretung beantragten Änderungen angenommen. Es war ein Kompromiß alter und neuer politischer Ordnung. Der König begnügte sich mit der konstitutionell eingeschränkten, aber auch konstitutionell gesicherten Souveränität; und die Altrechtler waren zufrieden, daß die Verfassung nicht oktroyiert war, sondern auf dem Weg des Vertrags zustande kam. Es war eine gemäßigt liberale Konstitution, wie sie eben in den Ideen und Möglichkeiten der damaligen Zeit lag. Aber es war eine lebensfähige und auch eine wandlungsfähige Verfassung und sie hat in ihren wesentlichen Zügen ein volles Jahrhundert hindurch dem politischen Leben Württembergs genügt. Damals galt sie sogar als eine übertrieben liberale Verfassung und hat ihrem Schöpfer den Haß Metternichs zugezogen. König Wilhelm hat sich später auch, unter dem Druck persönlicher bittrer Erfahrungen nicht weniger als unter dem Druck der reaktionären deutschen Großmächte, vom Liberalismus seiner ersten Jahre abgewandt und hat der deutschen Reaktion, soweit es eben die Verfassung zuließ, den Weg auch nach Württemberg geöffnet. Aber die Verfassung blieb doch lebendig und hat dem Volk ein wirkliches staatliches Dasein ermöglicht. In keinem andern deutschen Land hat in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts und weit darüber hinaus ein so reges und charakteristisches politisches Leben geherrscht, ideenreich bei aller Kleinheit und Kleinlichkeit der Gegenstände, und bei aller ideologischen Be-

Digitized by Google

geisterungsfähigkeit nüchtern, klug, beständig. Und in der großen, noch heute nicht gelösten politischen Aufgabe Deutschlands, der Erziehung des Volks zum Staat, hat kein anderes deutsches Land das württembergische überflügelt.

Dieser Selbständigkeit des staatlichen Wesens seines Landes, nicht bloß, wie es manchmal den Anschein haben mochte, der Souveränität seiner Dynastie, galt auch König Wilhelms Politik im Deutschen Bund. Gewiß mochte, psychologisch genommen, oft genug der Familienstolz des Altadligen der Träger und Sinn der Souveränitätspolitik Wilhelms gewesen sein; aber wenn er, hauptsächlich gestützt auf seine verwandtschaftlichen Beziehungen zum russischen Hof, eine selbständige und durchaus aktive internationale Politik zu treiben suchte, war die Wirkung doch eine, die dem Staatswesen als solchem zugute kam. Es war auch in ihren Inhalten nicht mehr die alte Kabinettspolitik, für die er sich einsetzte, es war eine Politik konkreter geschichtlicher Ideen. Zunächst war es die konsequente Fortführung der Rheinbundpolitik, der seine diplomatischen Aktionen dienten: der Gedanke der Stärkung der souveränen Mittelstaaten. Die politisch doch nie zu selbständigem Leben befähigten Kleinstaaten sollten tunlichst verschwinden und die Masse des deutschen Volkes zusammengefaßt werden in wenige politisch lebensfähige Staatsgebilde mit intensiver politischer und kultureller Durchbildung. Wilhelm erkannte den europäischen, den nur halb deutschen Charakter Preußens sowohl als Österreichs und er sah das Schicksal der deutschen Zukunft in die Hand jenes dritten Deutschland der vier Königreiche Bayern, Württemberg, Hannover und Sachsen gelegt, in die Hand jenes reinen Deutschland im Westen und Süden, das in den Stürmen der napoleonischen Zeit sich zu modernen, selbständigen und selbstbewußten Staatswesen durchgebildet hatte. Das war Rheinbundpolitik, gewiß. Aber König Wilhelm selber hat in jenem „Manuskript aus Süddeutschland", worin er 1820 zum erstenmal seine deutschen Pläne offenbarte, deutlich genug auf den Frieden von Basel als auf die Ursache des aktuellen deutschen Elends hingewiesen, das nur mehr überwunden werden könne auf dem Weg, den die harte Not der napoleonischen Epoche gezeigt, auf dem Weg der Stärkung der Mittelstaaten. Dieses reine Deutschland, zu einem engen, vor allem militärisch geschlossenen Bund

Digitized by Google

vereinigt, das Deutschland des inneren und des äußeren Gleichgewichts, sollte zum Träger der deutschen Geschichte der Zukunft werden, nicht bloß zu einem Dritten neben Preußen und Österreich, sondern zum eigentlichen Mittelpunkt deutschen Wesens, stark genug, die Sonderpolitik der beiden halbdeutschen Großmächte zu bestimmen und ihnen gelegentlich den deutschen Rückhalt zu geben, den sie selber kraft ihres innern Sinns sich nicht zu geben wußten. Für König Wilhelm war das kein bloßes Spiel mit politischen Gedanken; es war ihm eine lebendige Idee, die einzige, worin er den Sinn deutschen politischen Wesens zu fassen vermochte, und er hat an ihr, wie sein politisches Testament erweist, festgehalten noch in späten Jahren, als längst ein andrer Weg deutscher Geschichte sich angebahnt hatte. Es ist freilich eine politische Idee, die nur der in ihrer inneren Kraft zu begreifen vermag, der mit ihm den Glauben an den erzieherischen Wert des Kleinstaats und an die kulturelle Überlegenheit des deutschen Südens teilt. Die deutsche Einheit war auch das Ziel dieser Politik, und Wilhelm selbst hat, vor allem in Sachen der äußeren Politik, des Heerwesens und des Zollvereins, am Werk der deutschen Einigung nach Kräften mitgearbeitet.

Die tatsächliche deutsche Entwicklung ist über König Wilhelms deutsche Pläne hinweggeschritten. Und zwar ist es zunächst nicht die Gewalt der Bajonette gewesen, der er unterlag. Es war die Macht neuer und ihm fremder Ideen, die er so wenig wie andre konstitutionelle Monarchen seiner Zeit hatte begreifen können. Der deutsche Liberalismus jener Jahrzehnte hat die Kraft der deutschen Demokratie entfesselt und mit ihr den Gedanken der inneren und äußeren Selbstbestimmung eines großen, edlen und gebildeten Volkes, das fähig und gewillt war, seine mißhandelte Geschichte in die eigne Hand zu nehmen. Nicht der Liberalismus, so übermächtig er damals im deutschen Volk war, sondern die Demokratie hat die Idee des neuen größeren Deutschland getragen, bis sie dem vereinten Ansturm der Monarchien und der Liberalen unterlegen ist. König Wilhelm war liberal, aber er war im tiefsten Herzen immer ein leidenschaftlicher Gegner jeder Art von Demokratie gewesen. Er hat wohl auch damals die mit der liberalen Zersetzung gegebene Schwäche der deutschen Demokratie erkannt und mochte für eine vorübergehende Krankheit halten, was dem deutschen

Digitized by Google

Volk das heiligſte Erlebnis war. Und doch ſind jene Jahre des deutſchen Ringens die bitterſten ſeines Lebens geweſen. Der ſouveräne Monarch mußte der elementaren Kraft eines entfeſſelten Volkswillens weichen und mußte mit Maßnahmen ſchwacher Nachgiebigkeit, die für jeden den Stempel der Unehrlichkeit an ſich trugen, die armen Reſte ſeines dynaſtiſchen Beſtands zu retten ſuchen. Er hat dieſen Beſtand gerettet. Aber ſein Sieg war nur ein halber; er hat ihn zugunſten einer anderen Löſung der Dinge erfechten helfen, die ihm ſo verhaßt ſein mußte wie das Großdeutſchland der Demokratie. In der Tat hat in den Jahren der deutſchen Revolution die Souveränität der Mittelſtaaten den ſchwerſten Stoß erlitten, den ſie nicht mehr überwinden ſollte. Das Werk Bismarcks iſt undenkbar ohne das Werk der Paulskirche.

Und doch haben gerade jene Jahre gezeigt, daß die Bildung des modernen Württemberg als eines ſelbſtändigen Staates kein geſchichtliches Umſonſt geweſen iſt. Das württembergiſche Volk hat mit einer Einheitlichkeit wie kaum ein zweites deutſches Land zur Sache der Nationalverſammlung geſtanden und es hielt für ſelbſtverſtändlich, daß die Dynaſtie ihre Opfer bringe, wo es das Wohl des Ganzen forderte. Angeſichts deſſen, was er für ſeinen Staat geleiſtet, mochte König Wilhelm dies als Undankbarkeit empfinden. Aber lag nicht in dieſer friſchen Leidenſchaftlichkeit eines politiſch gewordenen Volkes die reifſte Frucht ſeines eigenen königlichen Werkes, der tiefſte Sinn der Entwicklung Württembergs zum modernen Staat? Und iſt nicht die Selbſtändigkeit des Staatsweſens als das höchſte der politiſchen Güter, unabhängig von der geſchichtlich zufälligen Regierungsform, ein Ziel, dem es ſich lohnt, gedient zu haben? Dieſe Selbſtändigkeit der eigenen politiſchen Haltung und des eigenen Staatsgefühls iſt Württemberg auch in den Stürmen der achtundvierziger Zeit erhalten geblieben. Als in jenen Junitagen 1849 vor ſeinem tragiſchen Ende das in Stuttgart verſammelte Rumpfparlament in letzter verzweifelter Not das Geſetz über die Bildung einer deutſchen Volkswehr beriet und die Forderung ſtellte, das württembergiſche Heer dafür einzuſetzen, widerſprach der großdeutſche Uhland, weil er auch um der heiligen deutſchen Sache willen von ſeinem Land kein Opfer fordern laſſen wollte, das ſeine

Digitized by Google

Selbſtändigkeit gefährden mußte. So lebendig war in den fünf Jahrzehnten unter Friedrich und Wilhelm das württembergiſche Staatsgefühl geworden.

* * *

Ob König Friedrich, der Schöpfer, und König Wilhelm, der Vollender des modernen württembergiſchen Staats, an eine Entwicklung gedacht haben, wie ſie tatſächlich gekommen iſt, bleibt ſehr fraglich. Aber gegenüber dem Gang der Dinge und ſeiner inneren Logik iſt eine ſolche Frageſtellung belanglos. Die Geſchichte arbeitet wie die Natur mit der Heterogenie der Zwecke. Aber es iſt auch nutzlos, ein geſchichtlich gewordenes politiſches Handeln vom engen Horizont des zufällig Erreichten aus beurteilen zu wollen. Nur aus ihrer ideellen, nicht aus ihrer menſchlichen Abſicht iſt eine politiſche Tat zu verſtehen und zu werten. Die Idee aber, aus der heraus der württembergiſche Staat ſich gebildet hat, iſt die der inneren politiſchen Feſtigung des deutſchen Volkes, die Erziehung des deutſchen Volkes zum Staatsgedanken. Es lag im Sinn und Willen der Geſchichte Deutſchlands, daß es ſeine politiſche Exiſtenz und ſein politiſches Bewußtſein auf dem Weg lebendiger individueller Staatsgebilde geſucht und gefunden hat. Nur aus den Staaten iſt uns das Reich geworden.

Digitized by Google

Digitized by Google

II.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Eigenart vorgeschichtlicher Wege

Von Friedrich Hertlein

Es ist wohl kaum ein Wort darüber zu sagen, daß es auch vor der Römerzeit in unsrem Lande Straßen gegeben hat. Oder besser sagen wir Wege. Denn man wird geneigt sein, nach dem Ursprung des Wortes Straße dabei an einen irgendwie gebauten, in der Regel gesteinten Weg zu denken, wenn auch mancher reine Erdweg oder Naturweg unsrer Gegenden als Straße, alte Straße, Sträßle von alters her bezeichnet wird. Und es handelt sich bei unsern vorrömischen Wegen um solche, bei denen keine Kunst, sondern nur die Gewohnheit der Menschen in vielen Generationen die Linie bestimmt hat und keine Kunst die geplante oder gefundene Linie begehbar gemacht hat. Doch kennen wir aus deutschen Gegenden auch solche Wege, die nur durch Menschenkunst begehbar sind. Es sind das vor allem die aus Moorgegenden bekannten, oft uralten Knüppel- und Bohlenwege, die die Römer pontes longi nannten; bei uns wurden im Federseemoor 1920 f. solche ausgegraben, die mit den dortigen jungsteinzeitlichen Siedlungen zusammenzuhängen scheinen (OAB. Riedlingen[2] S. 179). Ebenda wurden auch Dämme gefunden, an denen in verschiedenen und jedenfalls schon sehr alten Zeiten gearbeitet wurde (S. 178 und 267). Um so mehr ist anzunehmen, daß auch Wege, die im ganzen von Natur gangbar sind, schon in Urzeiten an einzelnen Stellen gebessert wurden, sei es durch Holzeinlagen, die noch im Mittelalter eine große Rolle gespielt haben, sei es durch Einwerfen von Steinen, sei es durch Anlegung von Dämmen; insbesondere dürften Fürsten und Häuptlinge solche Verbesserungen gemacht haben zur Begründung von Wegzöllen. Der Ort Tamm OA. Ludwigsburg hat nach Arch. Württ. 1904, I, S. 445 vermutungsweise seinen Namen von einem Weiherdamm; es ist aber nicht wahrscheinlich, daß dort schon vor dem Bestehen des Orts ein Weiher angelegt war; dagegen führt über den nahen Wiesengrund, in dem auch der Weiher gewesen sein

Digitized by Google

müßte, hart östlich vom Bahnhof der vorgeschichtliche Weg Bietigheim – Cannstatt durch und hier war ein Wegdamm angezeigt; der alte Ort, der östlich von der Kirche lag — im Westteil sind alemannische Gräber gefunden worden — ist zwar 700 m entfernt, jedoch ist in geringerer Entfernung keinerlei Damm zu vermuten, und der Asperg und die Fürstengräber Kleinaspergle und Römerhügel liegen unweit. Im ganzen aber denken wir bei unsern vorgeschichtlichen Wegen an Naturwege; bei manchen derselben haben unsre Römerstraßenforscher noch in unsern Tagen das Fehlen einer Steinung durch Grabung festgestellt. Aber Naturwege sind es nicht in dem Sinn, als hätte die Natur weithin Streifen geboten, die bei jedem Wetter begehbar oder gar befahrbar als Fernwege benutzt werden konnten, vielmehr war es der Findigkeit der Menschen vorbehalten, bei möglichster Einhaltung der kürzesten, also geradesten Linie die Vorteile auszunutzen, die die Natur bot, die ungünstigsten Stellen zu vermeiden.

Diese Vorteile im Gelände sind die bestimmenden Örter der Urstraße. Dabei brauchen wir nicht etwa besonders von den ungünstigen Stellen als negativen Komponenten zu sprechen; denn derjenige Ort, der neben der ungünstigen Stelle am nächsten der gewünschten Richtung liegt, erscheint als positiver Komponent. Durch relative Trockenheit empfehlen sich Hochflächen des Kalkgesteins, schmale Höhenzüge, an denen das Tagwasser rasch abläuft und der trocknende Wind freien Zutritt hat; durch gleichmäßige Steigung wegsame Täler, die, wenn sie einen Wasserlauf enthalten, auch noch den Vorteil der Vorzeichnung des Wegs durch den nebenherziehenden Bach oder Fluß haben. Das sind bestimmende Örter von einer gewissen Ausdehnung nach zwei Richtungen oder nach einer Richtung. Eine Mittelstellung nehmen Wasserscheiden ein, soweit sie sich nicht als Höhenzüge darstellen; ihre Ausdehnung geht herunter bis zu dem kurzen und schmalen Durchgang zwischen zwei benachbarten, entgegengesetzt abfließenden Quellen. Von mäßiger oder geringer Ausdehnung sind Furten, ferner eigentliche Pässe d. h. niedere Durchgänge zwischen beidseitigen Höhen, geeignete Auf- und Abstiege, womit auch die Querübergänge über Täler gegeben sind, bei denen in Tälern mit einem Wasserlauf eine Furt hinzukommen muß; auch die Umgehungsörter

Digitized by Google

von fließendem oder stehendem Wasser. Raum oder selten werden bei unserm Klima und Boden Quellen und Tränken von Bedeutung für die Weglinie sein. Die Kunststraße ist vermöge ihrer Bauten mehr oder weniger unabhängig von diesen Dingen.

Daß diese bestimmenden Örter für den Archäologen praktischen Wert haben, will ich, ehe ich einiges nähere über sie sage, an einem Beispiel zeigen, zeigen, daß sie die Merkmale abgeben, nach denen sich die Urstraßen von späteren künstlichen Anlagen unterscheiden. Wir haben in der Gegend nördlich von Stuttgart zwei ungefähr parallele, nordsüdlich gerichtete alte Wegzüge. Der eine führt über die Muschelkalkhochebene links des Neckars, mindestens vom Zabergäu aus eindeutig, nach Bietigheim, weiter an jenem Tamm vorbei zum Paß der Brag; der andere geht von Besigheim aus über die Höhe zwischen Enz und Neckar, am alten Ludwigsburg westlich vorbei nach Kornwestheim, wo er sich teilt. Dieser zweite Zug scheint Anschluß zu haben an die Römerstraße Böckingen – Walheim, die sich nahe an den Neckar hält, doch könnte sich dieser römische Weg von Walheim oder Besigheim aus auch nach Bietigheim wenden, so daß jener erstere Zug von Bietigheim zur Brag römisch wäre. Es ist freilich dieser Teil kaum zu trennen von dem nördlichen, Zabergäu bis Bietigheim, der auf trockener Muschelkalkhöhe hinführt und die zum Neckar gehenden Seitenbäche und Seitentäler möglichst weit oben überquert. Die steinerne Brücke bei Bietigheim ist erst 1456 – 67 durch Meister Eberlin erbaut worden; daß vorher überhaupt keine vorhanden war, geht aus Breining Alt-Besigheim 1903 S. 45 hervor; man fuhr über die Furt, die noch heute unmittelbar unterhalb der Brücke deutlich ist. Südwärts den Berg hinauf ist die alte Wegführung durch den Neubau in der Mitte des 18. Jahrhunderts verschwunden; heute zweigt der alte Weg südlich vom Bahnhof ab, geht südlich vom Fißlerhof an dem abgegangenen Brachheim vorbei, teilt sich dann auf etwa 3 km hin, — auch das eine Eigentümlichkeit vorgeschichtlicher Straßen; von Norden her gesehen erscheint die östliche Linie, von Süden her die westliche, über den Damm bei Tamm führende, als die günstigere. Im Ort Asperg führt der Weg über eine ziemlich schmale Wasserscheide zwischen zwei kleinen Bächen; des östlich abfließenden wegen führt er nicht etwa östlich um den Asperg herum, wie

Digitized by Google

es zur Vermeidung unnötiger Steigung für eine Kunststraße selbstverständlich wäre, sondern über die vom Asperg nach Westen auslaufende Höhe Hurst. Von der Wasserscheide aus kann er nun geradlinig südwärts weiterführen, um zwischen Möglingen und Pflugfelden über den schmalen Wiesengrund des obersten Furtbachs zu ziehen; doch überquert ihn der Weg möglichst weit oben, wo er und sein Tälchen am wenigsten ein Hindernis bildet; daß das nicht Zufall ist, geht aus der alsbald erfolgenden Korrektur der Richtung mehr nach Süden hervor. Dann geradlinig am alten Stammheim vorbei, wo die Quelle des Hummelbrunnen umgangen wird. Alsbald kann wieder eine Korrektur der Richtung erfolgen, diesmal gegen die andere Seite. Die Richtung kann nun, am alten Zuffenhausen in etlicher Entfernung vorbei, eingehalten bis zum Paß der Prag, von wo unmittelbar ein Weg nach Cannstatt hinabführte; nicht der heutige am Nordhang des sanften Rückens sich hinunterziehende, sondern ein wenig weiter südlich auf dessen Höhe, wo A. Miller einen Straßenkörper festgestellt hat; die Verlegung dürfte erst unter Herzog Karl fallen. Dagegen wurde der Talkessel von Stuttgart nur mit verlorener Steigung über die Feuerbacher Heide erreicht, da man noch nach 1722 und bis 1739[1] über jene Höhe fahren mußte.

Wesentlich anders die Straße Besigheim—Kornwestheim. Den Rücken zwischen Enz und Neckar muß sie natürlich zum Anstieg benützen, aber weiterhin führt sie auf der leicht gewellten Hochfläche so, daß nur das Bestreben bestimmend gewesen sein kann, sie so nahe dem Neckartal zu führen, als das bei kürzestem Weg gegen Süden hin möglich war; dabei überschneidet sie westlich Geisingen einen Wasserlauf in einer Klinge, der 500 m weiter westlich umgangen wäre, westlich Heutingsheim zwei Klingen, die von einer Naturstraße umgangen oder mindestens weiter oben überquert worden wären, was leicht möglich war; selbst das ganze Gebiet des Monreposses, der alt ist und nur in seiner Gestalt verändert wurde, hätte umgangen werden können mit Ausnahme des von Asperg kommenden Riedgrabens,

[1] Die OAB. Stuttgart Stadt 1856 S. 278 sagt: noch 1748; die Straße nach Ludwigsburg wurde aber 1738 f. gebaut, s. Ludwigsburger Geschbl. I, 1900, S. 37 u. 47; vgl. Karte von 1743 im Herzog Karlwerk I, 622; es wird 1738 heißen sollen.

Digitized by Google

der unmittelbar oberhalb von Eglosheim leicht überquert werden könnte. Nördlich von Eglosheim ging die alte Straße verloren durch die Anlage des Wegs von Eglosheim zum Schloß Monrepos in den 1760er Jahren; auf einer alten Karte der Ludwigsburger Gegend (Plan des Tiergartens bei Ludwigsburg, 1709 f., von G. Schuster, Handschr. der Landesbibl.) kommt er am Ostrand des Dorfes in die Hauptstraße herein, und weiter ist sie in der Franzosenstraße erhalten, die unter König Friedrich nicht erst angelegt wurde, wie ihre Richtung und jene alte Karte ausweist. Ihre Fortsetzung ist dann wieder erhalten in dem Feldweg, der zur Straße Ludwigsburg—Kornwestheim führt, dann in dieser selbst; die alte Landstraße ist hier 1738/9 nur korrigiert worden, wie schon aus dem deutlich alten Bach- und Alingenübergang in Kornwestheim, aber auch aus Ludwigsburger Geschbl. I, 1900, S. 41 („der neue Weg auf die alte Landstraße gerichtet") hervorgeht. Eine Urstraße hätte auch diesen Bach leicht umgehen können. Wenn wir dazu bedenken, daß unmöglich 2 km von einander entfernt zwei Urstraßenzüge sich entwickeln konnten, so kann keine Frage sein, daß die letztere Straße die römische ist, was wenigstens an einer Stelle durch den Fund eines älteren Straßenkörpers erhärtet werden kann s. Fundb. II, 1924, S. 64. Selbstverständlich darf nicht die heutige Straße als die ursprüngliche Linie angesehen werden, kann vielmehr nur als Abkömmling einer Römerstraße bezeichnet werden s. ebenda S. 66 f. Eben deswegen gibt aber nur der Vergleich mit jener Urstraße Sicherheit.

Unter den bestimmenden Örtern habe ich an erster Stelle Kalkhochflächen genannt; die Alb ist eine solche von ziemlicher Ausdehnung, und eben darum hat es hier ein ganzes Gewirre von alten Wegen, so daß es schwer ist, Fern- und Nachbarschaftswege zu unterscheiden. Im einzelnen werden die Wege dann natürlich wieder durch Örter von geringerer Ausdehnung bestimmt. Daß unsre Muschelkalkhochebenen nicht denselben Reichtum an alten Wegen haben, kommt von dem weithin überlagernden Löß.

Auf langgestreckten Höhen finden sich fast regelmäßig alte Wege; sie haben sich auch als Acker- und Weidewege, ja auch als Waldjagdwege seit Urzeiten gebildet. Ob solche Wegestücke zu einem größeren Zug gehören, läßt sich nur an ihrer

Digitized by Google

etwaigen Fortsetzung feststellen. Eine Gebirgskette mäßiger Höhe mit stark wechselnden Erhebungen wird zwar auch einen Höhenweg tragen, man denke an den Thüringer Rennsteig, aber ein solcher Weg wird nie einen regelmäßigen Verkehr auf sich ziehen. Wege wie die Rennwege über den Stromberg mögen ursprünglich eine gewisse Bedeutung für den Verkehr gehabt haben; es sind keine bloßen Wald- und Jagdwege, da sich Fortsetzungen aufzeigen lassen. Wenn wir die Wahrscheinlichkeit zugeben, daß da und dort schon in vorgeschichtlichen Zeiten Wegverbesserungen gemacht wurden, so ist auch wahrscheinlich, wie das für die geschichtliche Zeit deutlich ist, daß der Verkehr sich immer mehr an Niederungen und Täler hielt. Diese Entwicklung wurde durch die Änderung des Klimas zu Anfang des 1. Jahrtausends v. Chr. mehr gefördert als behindert; das rasche Verwachsen der Waldwege auf den Höhen war ein größeres Hindernis als die in der Niederung spürbarere Zunahme der Feuchtigkeit. Jene Rennwege wurden dann mehr der Umgehung der nahen Siedlungen wegen als zum Aufsuchen der fernen begangen.

Daß auch viele Täler schon in ältesten Zeiten Verkehrslinien hatten, ist natürlich. Im Hochgebirge sind diese durchaus an die Täler gebunden und die Höhen kommen nur als Übergänge in Betracht. Aber auch im Hochflächen- und Hügelland gibt es Täler, die für Naturwege geeignet sind. Die Paßtäler der Alb sind bekannt, vgl. A. Fricker, Pässe und Straßen der Schwäb. Alb, Vlg. des Schw. A.-V. 1902. Breite Täler werden immer gegen den einen oder andern Rand hin Sicherung vor Hochwasser, also die Möglichkeit für einen Verkehrsweg bieten, man denke etwa an das Neckartal zwischen Rottenburg–Ehingen und Tübingen, wo der Verkehr in einiger Entfernung vom Fluß durch Überschwemmung kaum gestört werden konnte. Auf der andern Seite haben wir in den Hauptmuschelkalk eingeschnittene Mäandertäler, die auf manchen Strecken erst im 19. Jahrhundert Verkehrsstraßen aufgenommen haben, auf anderen kaum Albvereinswege zulassen; man denke an das Jagsttal unterhalb Crailsheim; nicht bloß sind die Umwege in diesen Mäandertälern allzu groß, sondern häufig fallen die Felsen, auf den beiden Ufern wechselnd, senkrecht ab zum Wasserspiegel, wie wir das im Jura vereinzelt treffen, z. B. am Donaudurchbruch bei Fridingen. Die Täler der Alb sind im allgemeinen geeignet, Straßen aufzunehmen; auch wo

Digitized by Google

es sich um nachträglich wieder aufgefüllte Täler handelt, haben sie noch Anteil an der allgemeinen Natur des Jura, so daß keine Sumpfbildung eintritt. Überschwemmungsgefahr ist bei engen Talböden auch hier vorhanden; das dürfte der Hauptgrund sein, warum das Laucherttal unterhalb von Gammertingen erst in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine Straße erhalten hat (vgl. Fricker S. 91 und die Karten).

In der Mitte stehen mäßig weite oder mäßig enge, in weiche Gesteinsarten eingeschnittene Täler; es ist bei ihnen manchmal recht schwer zu sagen, ob die durchgehenden Straßen alt sind. Ganz ungünstig sind solche Täler, wenn ihre Wasserläufe viele seitliche Zuflüsse haben. Derart ist das oberste Jagsttal, durch das jetzt die Staatsstraße Aalen—Bopfingen—Nördlingen führt. Die Charte von Schwaben Nr. 7 von Bohnenberger um 1800 gibt noch keine durchgehende Straße; dieses Kartenwerk ist in den Straßen nicht sehr genau, aber eine durchgehende Straße von Bedeutung würde es sicher geben; und noch der heutige Verlauf der Straße bei den Ortschaften z. B. bei Westhausen zeigt, daß es sich nicht um eine von altersher durchgehende Straße handelt. Die Spezialpostkarte durch den Schwäbischen Kreis von Homanns Erben 1752 läßt die Poststraße über Hülen nach Bopfingen gehen; ob das schon die Straße des Mittelalters war, weiß ich nicht; die Urstraße ging jedenfalls weiter südlich, zielte ostwärts auf Michelfeld und ging von da nördlich an Hohenberg vorbei durch das westöstlich herabgehende, bei Trochtelfingen ausmündende Seitental; der Weg in demselben, die Rifflinger Hecke genannt, gilt noch heute bei alten Trochtelfingern als ehemaliger Weg ins Unterland. Durch die Römerstraße Heidenheim—Oberdorf bei Bopfingen wurde der Verkehr dann hierhin abgelenkt, so daß die königliche Straße über Bopfingen führte[1] und dieses zu Bedeutung kommen konnte.

Von mittlerer Schwierigkeit ist das Keupertal der oberen Murr. Mit dem Murrtal gehend und in dieses hineinführend, läßt sich von Marbach her bis Oppenweiler auf den Muschelkalkhöhen eine Urstraße nachweisen, s. Fundb. II, 1924, S. 53 f.

[1] Nur das ist aus den Bopfinger Urkunden zu entnehmen, nicht daß diese Reichsstraße durchs Jagsttal führte (unrichtige Angabe 11. Bericht der Röm. Germ. Komm. 1918 f. S. 68), so daß der letzte Einwand gegen das junge Alter der Straße wegfällt.

Digitized by Google

Der Weg muß eine Fortsetzung gehabt haben, und der niedere Schanzpaß zwischen Murr- und Rottal forderte einen Weg zur Verbindung mit dem Rochertal, dessen Nebental das Rottal ist, geradezu heraus. Hiezu kommt, daß das römische Kastell Murrhardt zweifellos einen Weg gesperrt und gedeckt hat. Fraglich mag es sein, ob auch von Oppenweiler nach Murrhardt der Talweg benützt wurde, da hier ein kürzerer Höhenweg, freilich mit beträchtlichem Steigungsverlust, südlich nebenher führt; er steigt wenig südlich von Oppenweiler empor durch den Wald Zollstock (1 : 25 000, Blatt 46), hier weithin Markungsgrenze, und geht über Siebenknie nach Murrhardt hinab; Siebenknie dürfte seinen Namen haben von dem vielgebogenen hinabführenden Weg und eigentlich: Über den sieben Knien heißen, so daß der Weg jedenfalls älter ist als die Niederlassung. Und jener Waldname Zollstock beweist, daß dieser Weg im Mittelalter noch von Bedeutung war; um so wahrscheinlicher ist seine Bedeutung für die Vorzeit. Doch mag auch auf dieser Strecke schon in trockener Jahreszeit der Talweg von altersher benützt worden sein.

Im allgemeinen müssen wir uns immer wieder wundern, wie sehr die alten Wege zu den Höhen strebten. Die alte Steinlachtalstraße von Tübingen südwärts vermutet Nägele (Tübinger Bl. 4, 1901, S. 54) offenbar mit Recht von Derendingen aus über die Höhe von Kresbach führend; die heutige Talstraße gehört ja erst der Schweizerstraße Herzog Karls an. Und doch war schon 1709 die alte Schweizerstraße von Balingen weiter gegen Tuttlingen zur Poststraße erhoben worden (Fricker S. 84), gleichzeitig jedenfalls auch die Strecke von Tübingen nach Balingen.

Wo wir nun Berg- und Talweg nebeneinander finden, wie auf jener kurzen Murrlinienstrecke oder bei der Urstraße Remstal—Aalbachtal (11. Bericht der R.G.K. S. 67 f.), neben der weithin auf den nördlichen, waldfreien Höhen eine Urstraße parallel zieht, werden wir annehmen müssen, daß die Höhenstraße die meiste Zeit des Jahres bevorzugt wurde. Der Kaufmann, der die Talsiedlungen — meist Siedlungen nicht im Tal, sondern am Tal — mitnehmen wollte, mußte natürlich den Talweg wählen, wie andererseits noch heute wie seit undenklichen Zeiten die Herden vom Ries zum Neckartal

Digitized by Google

auf dieſem Höhenweg getrieben werden (W. Vjh. 3, 1880, S. 107; ſeither übrigens wegen einiger Verbotſtöcke nur noch verſtohlen benützt); denn ſie gehen beſſer dem lebhafteren Verkehr aus dem Weg. Wenn aber die Römer ihr Limeskaſtell im Jagſttal bei Jagſthauſen anlegen und nicht an der Höhenſtraße zwiſchen Kocher und Jagſt, ſo wird das doch darin ſeinen Grund haben, daß der Hauptverkehr ſich ins Tal gezogen hatte. Das Jagſttal iſt aufwärts von Olnhauſen, zu dem ſich ein alter Weg von der auch militäriſch-römiſch benützten Höhenſtraße herabzieht, bis dahin, wo in der Gegend von Heimhauſen die Hochſtraße die Jagſt überquert, für einen Verkehrsweg im ganzen weit günſtiger als das untere Jagſttal; dort ſchneidet das Tal mehr in den mittleren und unteren Muſchelkalk ein, während es hier durch den Hauptmuſchelkalk beſtimmt iſt. Dazu muß irgendwo vom Taubergrund bei Mergentheim ein wichtiger Weg, vielleicht auch mehrere, ins mittlere Jagſttal hereingekommen ſein.

Als Waſſerſcheideſtraße auf der Hochfläche nenne ich die alte Straße, die zwiſchen Tauber- und Jagſtgebiet hinführt und auf Nr. 2 unſrer 50 000-Karte als alte Straße (ſüdlich Stuppach), ſteinerne Gaſſe (Felsuntergrund), Kaiſerſtraße bezeichnet iſt und mit der Kaiſerſtraße Mergentheim-Crailsheim zuſammenläuft; gegen Weſten iſt ſie auf eine ziemliche Strecke abgegangen; erſt bei Schwabhauſen finden wir ſie wieder, wo ſie Markungsgrenze iſt; weiterhin zieht ſie gegen Roſenberg nordöſtlich von Oſterburken.

Von großer Bedeutung ſind die Furten, weil ſie den Weg auf eine genau beſtimmte Stelle hinleiten. Da alle unſere Flüſſe und viele Bäche künſtlich geregelt ſind, andere Bäche ihr Bett geändert haben, ſind die alten Furten manchmal ſchwer zu beſtimmen. Jene Furt bei Bietigheim iſt bedingt durch den Einfluß der Metter in die Enz; wo ein Nebenbach mit ſteilerem Gefälle einmündet in einen größeren Waſſerlauf, läßt er einen Teil ſeines Gerölls unmittelbar unter dem Zuſammenfluß liegen; ſo wird der Fluß verbreitert; derart iſt auch die bekannte Neckarfurt zwiſchen Klingenberg und Horkheim; die Möglichkeit zur Verbreiterung iſt meiſt dadurch gegeben, daß das Tal durch das Zuſammenſtrömen ausgeweitet wurde. Andere Furten werden durch Steinbänke von größerer Härte gebildet, ſo die Furt von Lauffen, wo der Muſchelkalkfels noch

Digitized by Google

nicht ganz durchgenagt ist, weil der Neckar erst in geologisch jungen Zeiten die Schleife abschneidend sich den kurzen Weg gebahnt hat. Eine dritte Art Furten findet sich an Stellen, wo der ebene Talboden besonders breit ist, also im Tiefpunkt von Schollensenkungen, wie mir G. Wagner zeigt, so bei Heilbronn, Kirchheim a. N., Pleidelsheim, Nagold; auch bei Bietigheim hat dieser Umstand mitgewirkt. Hier ergibt sich durch starke Aufschüttung ein flaches Bett. — Unsere ältesten Brücken stehen an alten Furten.

Für Aufstiege und Abstiege sind besonders günstig allmählich sich in die Tiefe ziehende Vorsprünge der Höhen. Baut sich ein solcher Vorsprung stockwerkartig auf, so bietet er den Vorzug, daß man nur von Absatz zu Absatz einen günstigen Aufstieg zu suchen braucht; derart ist der Aufstieg der alten Straße von Schiltach ostwärts zum Zollhaus; die Stockwerke tragen hier noch Aufsätze (Simonsberg, Schlößle), die leicht umgangen werden können. Das Beispiel ist besonders lehrreich durch den Vergleich mit dem Aufstieg der römischen Kunststraße von demselben Schiltach aus hinauf zum Schänzle beim Brandsteig (vgl. Fundb. II, 1924 S. 70). Natürlich kommen auch die Natursteigen nicht ohne Benützung des seitlichen Berghangs aus und ähneln dann den Kunststeigen, werden sich aber fast immer durch die ungleichmäßige Steigung kenntlich machen. Nicht selten bietet auch der Schluchtweg einen günstigen Aufstieg, und manchmal findet sich auch Vorsprungweg und Schluchtweg zur Auswahl, der erstere in nasser Zeit und zum Abstieg vorzuziehen, der Schluchtweg in trockener Zeit und zum Aufstieg, der schlüpfrige Stellen weniger scheut; psychologische Gründe kommen dazu, da man den unangenehmen Aufstieg und Abstieg gerne aufschiebt.

Über die Namen solcher alten Wege habe ich Fundb. II, 1924 S. 58 und im Nagolder Heimatbuch 1925 S. 200 f. einiges gesagt, auf das hier verwiesen sein soll. Der Name Rennweg scheint mir ursprünglich an Höhe- und Wasserscheidewegen zu hängen, also einen Weg zu bezeichnen, von dem die Wasser abrinnen (vgl. Rennofen); später trat eine Verallgemeinerung ein, auch wurde der Name angewandt für Wege, auf denen irgendwelche Rennen stattfanden. Bekannt ist das Verhalten der ältesten deutschen Siedlungen zu den alten Wegen; so sehr sie einerseits

Digitized by Google

abhängig ſind von dieſen Wegen, ſo wenig liegen ſie unmittelbar an ihnen, wenn das Gelände es irgend ermöglicht. Es ſind oben bei dem Aufzeigen der Urſtraße Bietigheim – Cannſtatt einige Beiſpiele dafür gegeben. Die Siedlungen an den Schnittpunkten der Fernlinien hatten am beſten Gelegenheit, Handelsmittelpunkte zu werden, vorausgeſetzt, daß ihre Entwicklung getragen war durch die Nähe von andern Siedlungen, für die ſie unabhängig von den Fernhandelskonjunkturen Bedeutung hatten. Rothenburg ob der Tauber lag urſprünglich an einer Weſtoſtſtraße, der Fortſetzung der Höhenſtraße zwiſchen Jagſt und Kocher, aber in der Nähe der quer ziehenden Straße Aub – Dinkelsbühl; durch das Privileg von 1340, die letztere durch ihre Stadt führen zu dürfen, war ihm erſt ſeine Stellung geſichert. Die mittelalterlichen Straßen ſchließen ſich durchaus an die vorgeſchichtlichen und römiſchen an, wobei die erſteren als Naturſtraßen zähllebiger ſind als die letzteren; man denke beſonders an die vergänglichen Brücken. Streckenweiſe und allmählich finden Verlegungen ſtatt. Wechſel bringt nicht ſelten das willkürliche Element der Privilegierung der Straßen. Beträchtliche Verlegungen, auch von ſolcher Länge, daß man von neuen Linien ſprechen kann, hat bei uns erſt das 18. Jahrhundert gebracht; die Straße Stuttgart—Ludwigsburg—Bietigheim iſt eine Verlegung, die dem wechſelnden Kampf der zwei alten Linien, der römiſchen und der vorgeſchichtlichen, ein Ende machte.

Wie in mittelalterlichen Zeiten die Handelsmittelpunkte nicht *das erſte ſind*, ſondern die *Verkehrslinien*, ſind auch in der Vorzeit nicht die politiſchen Mittelpunkte das erſte geweſen, zwiſchen denen ſich dann die Fernſtraßen entwickelt hätten; es gibt keine unmittelbaren Fernlinien zwiſchen Ipf und dem vorgeſchichtlichen Aſperg u. dgl. Dinge. Die Fernlinien ſind ſehr zäh, die politiſchen Mittelpunkte wechſeln; ſie liegen in Vorzeiten der Befeſtigungsmöglichkeit wegen oft ziemlich weit ab von den großen Verkehrslinien, man denke an die Ringwälle und galliſchen Städte. Natürlich entwickelte ſich ein Fernverkehr zwiſchen politiſchen Mittelpunkten zumal verwandter und befreundeter Stämme, aber er hielt ſich weithin an die beſtehenden Linien und es genügte, einen guten Seitenweg zu ihnen und von ihnen zu finden. Den Hallſtattmenſchen mochte es ſcheinen, als ob der Weg vom Ipf zum Aſperg als ſolcher vorhanden wäre, ebenſo

Digitized by Google

wie wir von der Straße Stuttgart—Ulm ſprechen, die geſchichtlich eine Verbindung zwiſchen dem Cannſtatter Schnittpunkt des Remslinienverkehrs mit der vorgeſchichtlichen Neckarſtraße und der Gegend um die Illermündung iſt; nicht als ob dieſe wichtigen Zwiſchenpunkte des Verkehrs — Endpunkte von Wichtigkeit gibt es nicht, ſie wären die Enden von Sackgaſſen — älter wären als die Verkehrslinien; denn Schnittpunkte ſind weder älter, noch jünger als die ſchneidenden Linien; der Kunſtbau allerdings iſt bei den neuzeitlichen Straßen dazugekommen und er gilt der Verbindung der Städte. Für die Verbindung künſtlicher Verkehrsmittelpunkte werden die Urſtraßen zu Mitbenützungswegen, denen man möglichſt lange folgt. Die Mitbenutzung eines ſchon vorhandenen Wegs für ein neues Ziel ſpielt in der Wegbildung aller Zeiten, auch der neueſten, eine große Rolle. Auch die Handelsprodukte ſind es nicht, die einen Urweg hervorgerufen haben; auch ſie haben gewechſelt, ſogar Salzquellen haben nicht blos geologiſch, ſondern archäologiſch geſprochen, keine allzu lange Dauer; aber oft haben ſie einem Weg Bedeutung, oft den Namen gegeben.

Wie entſtehen nun ſolche Fernlinien? Nehmen wir den Urweg Heidelberg—Ulm. Er geht von Neckargemünd das Elſenztal hinauf, quer über den Heuchelberg zu der Furt bei Kirchheim, über Höhen und Täler an Marbach vorbei nach Großheppach, als Höhenweg, Kaiſerſtraße genannt, zum Filstal oberhalb Eberbach, das Filstal hinauf zu dem Lonepaß über der Geislinger Steige und von Urſpring mit etwas ſtärkerer Südwendung nach Ulm. Die Entdeckung war leicht zu machen, daß das unterſte Neckartal, trotz ſeiner Enge, und das Elſenztal paſſierbar waren; Jagdwege, Wild- und Menſchenwechſel hatten vorgeſorgt; möglich auch, daß ein älterer Höhenweg über Gauangelloch den Winkel abſchnitt. Es lag nahe vom Elſenzgebiet aus eine geeignete Überquerung des Heuchelbergs zu ſuchen und zu finden, ſie ſchien auf dem gegen Dörrenzimmern vorſpringenden Ausläufer von der Natur vorgezeichnet. Zu verſchiedenen Neckarfurten wurden von da aus Wege gefunden, die Furt bei Kirchheim lag in der Geraden für den, der zum Anfang der Talweitung der unteren Rems gelangen wollte. Auf der andern Seite war ein Taſten und Suchen in der offenen Gegend zwiſchen Illermündung und dem günſtigen Abſtieg in

Digitized by Google

das Hochtal der Lone bei Urspring nicht schwer, von hier aus zur Geislinger Steige war der Weg durch den obersten Teil des Lonetals, ein Trockental, von der Natur vorgezeichnet, ebenso wie in und durch das Filstal hinab. Der Höhenweg über den Schurwald fügt sich trefflich in die Hauptrichtung und empfahl sich auch dem, der nur zu der fruchtbaren Talweitung der unteren Rems strebte. Am schwierigsten war das gegenseitige Suchen zwischen dem nördlichen Fußpunkt des Höhenwegs und jener Furt bei Kirchheim; es kam auch nie ein ganz einheitlicher Weg zustande; am Übergang über die Murr ist immer ein Doppelweg geblieben; infolge Anlegung eines Kunstwegs links der untersten Murr sind beide Zweige teilweise abgestorben. Natürlich werden die Endpunkte der natürlichen Teilstrecken auch Ausgangspunkte für abzweigende Linien; man darf in diesem Fall wohl sagen Seitenlinien; denn die wunderbare Folgerichtigkeit jener Linie und die Wichtigkeit der Teilziele, der wichtigen Knotenpunkte bei Heidelberg und bei Ulm, mußte es mit sich bringen, daß diese Fernlinie eine besondere Bedeutung bekam.

Die vorgeschichtlichen Nachbarschaftsstraßen entstehen in derselben Weise; aber je mehr sie den Zweck haben, zu den einzelnen Siedlungen zu führen, desto weniger können sie sich an die günstigsten Naturbedingungen halten; sie lassen sich feststellen, wenn wir die Siedlungen oder Fluchtburgen kennen.

Dies zur Geschichte der vorgeschichtlichen Wege. Ob sich auch von ihrer Naturgeschichte sprechen läßt, wo es sich doch nur um eine Linie, nicht um einen Körper handelt? Es ist wenigstens daran zu erinnern, daß solche körperlose Wege das Bestreben haben, in die Breite zu gehen, Nebenbahnen hereinzuziehen, auf denen der Boden nicht aufgewühlt ist. Hiedurch wird die Neigung zur Bildung von Hohlwegen wesentlich verringert; sie ist auch deswegen nicht groß, weil bis in gallische Zeiten herein, in denen Wagen und Pferde eine ziemliche Rolle spielten, der Saumtierverkehr überwog. Doch wird in fruchtbarem Gelände immer ein Bestreben der Anlieger dagewesen sein, die Wege in engeren Bahnen zu halten. Die Bildung der Hohlwege dürfte also im allgemeinen den letzten zwei Jahrtausenden, eher etwas mehr als weniger, angehören.

Wenn im wesentlichen der Nachweis der bestimmenden Örter die vorgeschichtliche Straße sichert, so sind doch auch die Be-

Digitized by Google

gleitfunde zu beachten, Grabfunde und Funde von vorgeschichtlichen Gegenständen. Grabhügel liegen bekanntlich gerne an alten Wegen, zumal Höhenwegen. Wenn man aber die Fundkarten derjenigen Oberämter ansieht, für die wir bis jetzt genaue Fundkarten haben, Blaubeuren, Heidenheim, Riedlingen, so ist nicht allzuviel Übereinstimmung; diese Wege mögen manchmal falsch bestimmt sein, aber jedenfalls lassen sich aus den Grabhügelreihen und Gruppen dieser Karten keine durchgehenden Wege feststellen, höchstens Nachbarschaftswege. Das ist begreiflich. Wenn Grabhügel häufig in unbenützbarem oder unbenutztem Gelände liegen, so werden sie nicht allzuoft gerade an den Hauptwegen liegen können. Für das Kleinaspergle trifft beides zu, es liegt auf einer Gipskeuperwelle, späterem Weinberggebiet, 200 m östlich von dem Urweg Bietigheim—Brag, umgebende kleinere Hügel dürften durch den Weinbau verschwunden sein; der Römerhügel (belle Remise) bei Ludwigsburg liegt an einem Höhenweg, der zu einer größeren Westostverbindung gehören mag, auf fruchtbarem Lösboden. Andererseits ziehen die Urwege ganzen Strecken nach durch einst unbesiedeltes Gelände, wo also auch keine Grabhügel sind. Man wird also Grabhügel gerne zur Bestätigung an vorgeschichtlichen Wegen finden, aber nicht ihnen als Kennzeichen nachgehen.

Nicht anders ist es mit den andern Funden: Einzelstücke gehen überall verloren, nur Depotfunde sind Wahrscheinlichkeitsbeweise für alte Wege; das können aber Haupt- oder Nebenwege sein. Unser berühmtester Depotfund, der von Pfäffingen (Hallstadt 1. Stufe), wurde gemacht an dem Weg von da zur vorgeschichtlichen Schalksburg, die ganz wohl derselben Zeit angehören kann, also an einem Nachbarschaftsweg von vorübergehender Bedeutung. Die fünf Sicheln von Dächingen OA. Ehingen wurden 200 m südwestlich der „Heerstraße" Ehingen—Münsingen gefunden, während der Fundort der fünf Sicheln von Winterlingen unbekannt ist (Fundb. 4, S. 31).

Digitized by Google

Das Kastell Lautlingen

Ein Beitrag zur Geschichte der Besetzung Württembergs durch die Römer

Von Gerhard Bersu

I.

Auf Grund seiner einzigartigen Vertrautheit mit dem Gelände hat unser verehrter Jubilar Eugen Nägele in seiner Arbeit über den Alblimes[1] zuerst erkannt und in aller Deutlichkeit ausgesprochen, „daß über das Albmassiv ein römischer Straßenzug in derart ausgewählter Lage zieht, daß er den vielgestaltigen Albtrauf gegen den Neckar hin mit seinen Berginseln und -halbinseln und oft einschneidenden Tälern vom eigentlichen Tafelland der Albhochfläche abscheidet und die Hochfläche gegen die Donau in möglichst großem Umfange sicherstellt". Er faßt das Ganze auf als „eine Einheit, die nicht in erster Linie im Dienste des Verkehrs steht, sondern zu dessen Überwachung als Grenzabschluß, als Reichsgrenze dient". Denn „die einzelnen Stücke der Straße schneiden die vielen über die Alb ins Neckarland gehenden vorrömischen Wege an der Stelle ab, wo sie sich zu Abstiegen vereinigen, und unterwerfen sie römischer Überwachung". Mit anderen Worten: er nimmt an, daß eine von der Donau aus nach Norden vorgeschobene Okkupation auf der Alb da Halt gemacht hat, wo die Wege ins Neckarvorland auseinandergehen, und wo die Kontrolle über diese Verbindungen noch leicht möglich ist. Die Anlage selbst ist so sorgfältig trassiert, daß sich fast nirgends die von Nägele erkannte Linie „auch nur um 1 km Neckar- oder Donauwärts verlegen läßt, ohne daß Schwierigkeiten entstehen".

Eine weitere wesentliche Voraussetzung für das Bestehen einer solchen Grenze sind Kastelle, die die Stützpunkte des Ganzen bilden

[1] Eugen Nägele, Alblimes. Ein Beitrag zur röm.-germ. Forschung, Tübingen. (Sonderabdruck aus den Blättern des Schwäbischen Albvereins 1909.)

Digitized by Google

und deren Besatzung den Patrouillendienst auf den zwischen ihnen liegenden Abschnitten zu übernehmen hat. Damals, zur Zeit von Nägeles Veröffentlichung, waren für die uns in diesem Zusammenhang interessierende Strecke Heidenheim – Rottweil nur die Kastelle Heidenheim und Urspring bekannt. Seitdem sind die Kastelle Burladingen und Lautlingen im Gelände aufgefunden worden. In oder bei Gomadingen und Donnstetten ist das Vorhandensein irgendwelcher militärischer Anlagen aus der Zeit der Erbauung der Strecke durch Sigillata-Funde weiter gesichert, so daß diese Linie Heidenheim—Urspring—Donnstetten—Gomadingen—Burladingen Lautlingen jetzt im wesentlichen feststeht.

Ist diese Linie nun tatsächlich eine einheitlich angelegte Grenze?

Die uns bekannten Kastelle liegen im Gelände ungemein charakteristisch. Über Heidenheim heißt es im Limeswerk (O.R.L. 66b): „Heidenheim war ein wichtiger Übergangspunkt von der Donau nach dem Neckar (durchs Remstal und ins württembergische Unterland). Das breite, von Süden nach Norden ziehende Brenztal und das oft eingeschnittene Kochertal bildeten die natürlichste und kürzeste Talstraße ohne Überschreitung der schwäbischen Alb in das nördliche Vorland. Die in die Donau gehende Brenz und der in den Neckar und Rhein fließende Kocher entspringen kaum 1 km voneinander in einem mäßig breiten, die Alb durchsetzenden Tal, und ihre Quellen sind durch eine kaum merkliche Bodenschwellung getrennt, auf welcher die europäische Wasserscheide das Tal überschreitet."

Nach Westen zu befindet sich der nächste derartige bequeme Albübergang bei Urspring. „Der wichtigste Übergang über die schwäbische Alb aus dem Neckargebiet in das Gebiet der Donau war zu allen Zeiten der Weg, der das Filstal aufwärts und über die Geislinger Steige auf die Hochfläche führt und bei Urspring an der Quelle der Lone das zur Donau fließende Wasser erreicht. In alter Zeit hatte deshalb Urspring eine besondere Bedeutung für den Verkehr, und die Römer haben gegenüber dem Ort auf der anderen Talseite ein Kohortenkastell angelegt (O.R.L. 66a)." Außer der Geislinger Steige sperrt aber, worauf Drück hingewiesen hat, das Kastell Urspring auch noch die Ausmündung des großen prähistorischen Weges in das Lonetal, der von Urspring über Gosbach, Weilheim und

Digitized by Google

dann durch das Lautertal über Kirchheim zum Neckar in die Gegend von Köngen herabführt.

Den Weg über den nächsten, heute ebenfalls von einer Eisenbahn überquerten Albpaß verlegt das Kastell Burladingen. Es liegt auf der Wasserscheide zwischen Neckar und Donau, rund 730 m über dem Meere, auf der Verbindung zwischen Killer- und Vehlatal[1], umgeben von hohen Berggruppen, strategisch hervorragend, auf einer kleinen Terrasse mit ausgezeichnetem Fernblick in beide Täler (Bersu, Röm.-germ. Korrespondenzblatt 1912 S. 65). Es ist so genau auf der europäischen Wasserscheide angelegt, daß die eine Hälfte des Kastells in die Donau, die andere in den Rhein entwässert.

Diese Kastelle sind also Paßsperren.

Aus diesem Grunde mußte bei konsequenter Fortführung der Nägeleschen Anschauung auch an dem nach Westen nun noch übrig bleibenden Platze auf dem Albübergang zwischen Eyach- und Schmiechatal ein weiteres Kastell angenommen werden. Lediglich von diesem Gesichtspunkte ausgehend wurde hier an der Wasserscheide östlich Lautlingen eine Grabung angesetzt, die zur Entdeckung des in Teil II beschriebenen Kastells führte. Es hat mit den andern Kastellen, vor allen Dingen aber mit Burladingen, auffallend gleiche Lage im Gelände gemeinsam.

Wir können also auf der Albhochfläche von Heidenheim bis Lautlingen eine bis an den Albabstieg vorgeschobene einheitliche Grenze mit der ausgesprochenen Idee einer Sperrung der Zugänge zur Albhochfläche erkennen, deren feste Stützpunkte, die Kastelle, wie die Gelenkpunkte eines Gliedes in der Linie und nicht hinter dieser liegen.

Alle Kastelle sind nach gleichen, großen strategischen Gesichtspunkten angelegt, unbekümmert um die sich aus der Örtlichkeit ergebenden taktischen Unbequemlichkeiten. Diese bestehen u. a. darin, daß sie sämtlich von nahe gelegenen Berghöhen eingesehen werden können. Als weiterer unberücksichtigt gebliebener Nachteil kommt für die Kastellplätze infolge ihrer hohen und exponierten Lage rauhes Klima dazu.

Angesichts der Gleichartigkeit der Kastellplätze und der Grenzführung können wir mit Sicherheit sagen, daß eine leitende

[1] Die Killer fließt durch die Starzel zum Neckar und Rhein, die Vehla durch die Lauchert zur Donau.

Digitized by Google

Kommandostelle nach klarem, einheitlichen Plan diese Albgrenze anlegte.

Dem Gelände nach erfolgte die Vorschiebung dieser Linie von der Donau her.

Nach wesentlich anderen Gesichtspunkten sind im Gelände die westlich dieser Albgrenze liegenden Kastelle gebaut. Die auf einer Achse aufgereihten Plätze Windisch, Hüfingen, Rottweil, Sulz nutzen gleichmäßig alle Vorteile der nächsten Umgebung des Kastellplatzes mit bedächtiger Vorsicht aus. Stets ist eine Örtlichkeit ausgesucht, die terrassenartig hoch über einem Flußbett liegt, welches die Hauptangriffsseite gegen den Feind absolut sichert. Die beiden anschließenden Seiten werden entweder beide durch senkrecht zum Fluß laufende Seitentaleinschnitte oder durch ein Seitental und den rechtwinklig umbiegenden Fluß gedeckt. Nur auf einer, der vierten Seite, die zur rückwärtigen Verbindung der Kastelle führt, sind diese festen Plätze bequem erreichbar. Die geographischen Verhältnisse gestatten uns auch diese Kastellreihe als eine in sich geschlossene Grenze anzusehen. Aus dem Fundmaterial (Ziegelstempel, Keramik usw.) in den Kastellen ist der Schluß zu ziehen, daß Rottweil von Windisch—Hüfingen her zuerst erreicht worden ist (siehe hierzu Goeßler, Germania IX, 3), wo ein Legionskommando als hohe Befehlsgewalt lag.

Dieser grundsätzliche Unterschied in der örtlichen Lage der beiden Kastellgruppen zeigt, daß in der Frühzeit sich zwischen Rottweil und Lautlingen ein Einschnitt befand, daß eben hier die Grenze zwischen dem Kommandobereich der oberrheinischen und rätischen Truppen lag. Die Größe Lautlingens mit 6,7 ha gegenüber Burladingen und Urspring mit wenig mehr als 2 ha hebt den Abschnitt, den der rätische Alblimes hier bildete, noch wirkungsvoller heraus.

Nun gibt es im württembergischen Gebiet östlich des Schwarzwaldes noch eine dritte Kastellreihe der Frühzeit, nämlich die auf dem linken Ufer des mittleren Neckars entlang ziehende Linie: Wimpfen, Böckingen, Walheim, Benningen, Cannstatt, Köngen, die senkrecht auf die Mitte der eben erst behandelten rätischen Alblinie stößt. Auch diese Kastelle zeigen durch die Auswahl des Geländes, auf dem sie angelegt sind, unter sich eine typische Einheitlichkeit. Sie nutzen ebenfalls alle

Digitized by Google

örtlichen Vorteile des Geländes sorgsam aus und benutzen den Fluß als Deckung. Doch geht die Ausnutzung der Höhenlage wie der durch den Neckar geschaffenen „nassen Front“ nicht so weit — der Abstand vom Fluß ist größer — wie etwa bei der Gruppe am oberen Neckar, so daß ein Unterschied gegenüber den beiden anderen Gruppen, vor allem der Alblinie gegenüber deutlich zu erkennen ist. Auch diese Gruppe, mittlere Neckargruppe, wie wir sie in folgendem nennen, verdankt ihre Anlage einem einheitlichen Willen und klaren Plan.

Wir können also für das Okkupationsgebiet nördlich der Donau und östlich des Schwarzwaldes bis zum Neckar drei verschiedenartige, aber unter sich gleichmäßig im Gelände trassierte Okkupationslinien und damit — Grenzen feststellen.

Es sind nun die Ursachen zu suchen, die zur Schaffung dieser Gruppen führten, da es sich bei Anlage von Grenzen ja selbstverständlich um keine planlosen Unternehmungen handelte, sondern hierbei irgend ein großes Ziel zu Grunde lag. Die Planung und der Befehl zu solchen Unternehmungen kann nur von den im Hinterland liegenden zuständigen drei hohen Stellen ausgehen. Es kommen hierfür in Betracht das Oberkommando Rätien für die Alblinie, Legionskommando am oberen Rhein für den oberen Neckarabschnitt und Legionskommando Mainz für den mittleren Neckarabschnitt.

Für das in Frage stehende Gebiet und für die in Betracht kommende Zeit — letztes Drittel des 1. Jahrhunderts — ist wichtig jener Feldzug des Cornelius Clemens, der zwar geschichtlich nicht überliefert ist, über dessen Einzelheiten wir nichts wissen, von dem aber Inschriften sagen, daß er ein „bellum germanicum“ war, der solche Bedeutung hatte, daß der Führer des Unternehmens die höchste militärische Auszeichnung, die Triumphalinsignien, erhielt. (Zur militärischen Bedeutung des Unternehmens siehe Ritterling, Röm. Germ. Korrespondenzblatt 1911, S. 41). Daß das Unternehmen kein Stoß ins Nichts war, daß auch zahlreiche Gegner vorhanden gewesen sein müssen, zeigen die sich jetzt erfreulich mehrenden Siedlungen der spätesten Latènezeit in dem Gebiet östlich des Schwarzwaldes. Diese Unternehmung liefert uns das für die topographische Erkenntnis der Okkupation des Nordteils der oberen Neckargruppe bestimmende Ereignis.

Digitized by Google

Im Jahre 74 baut Cornelius Clemens — Oberkommandeur eines Heeres von fünf Legionen — eine Militärstraße durch das Kinzigtal über den Schwarzwald bis zur Donau, die bei Rottweil, das bereits von früher eine Verbindung mit Hüfingen—Windisch hatte, den Neckar erreichte und überschritt. Vielleicht war es sogar diese vor dem Bau der Straße ungemein exponierte Lage von Rottweil mit dem noch unbesetzten Schwarzwald im Westen und der Alb im Osten, die zu Angriffen verlockt hatte und den Anlaß zu diesem Feldzug gab.

Bereits 1905 hat Fabricius in der Arbeit „Die Besitznahme Badens durch die Römer" auf die Bedeutung dieser Straße in großem, geschichtlichem Zusammenhang eindringlichst hingewiesen: „Schon während des Bataveraufstandes (im Jahr 69 n. Chr.) muß es hinderlich gewesen sein, daß die rätischen Truppen, um von ihren Donaukastellen an den Mittelrhein zu kommen, den weiten Umweg über Bregenz, Windisch und Augst machen mußten, und daß sie auch nur auf demselben Wege in ihre Garnison zurückkehren konnten." „Das militärische Interesse, wie Vespasian es verstand, erforderte Beseitigung dieses Mißstandes. Die Kinzigstraße ist kein gewöhnlicher Verkehrsweg, sie ist eine Verbindung für den Truppenverkehr so gut wie unsere strategischen Bahnen." (A. a. O. S. 40.)

In engsten Zusammenhang mit dem Bau dieser Straße gehört die Anlage des Kastells Sulz und des Kastells Waldmössingen. Sie sind Flankendeckungen für den wichtigen, nun verkürzten Weg von der Oberrheinebene nach Augsburg. Sie sichern, durch gute Straßen mit Rottweil direkt verbunden, als strahlenförmig vorgeschobene Posten das Vorfeld von Rottweil in dem offenen Gebiet zwischen Schwarzwald und Alb, und haben keine direkte Verbindung untereinander.

Die Okkupation der Alblinie läßt keinen derartig großen eigenen Gesichtspunkt erkennen. Man war offenbar auf Grund irgendwelcher noch nicht genau faßbarer Ereignisse, die sich in spätvespasianischer Zeit in Rätien abspielten, gezwungen, zur Deckung der Verbindung Straßburg - Rätien sich das Albgelände zu sichern und den vom Norden kommenden Verkehr im Vorfeld der Donaustraße schon auf der Albhochfläche zu kontrollieren. Denn irgendwelche kriegerischen Ereignisse müssen hier an der Donau in spätvespasianischer Zeit stattgefunden

Digitized by Google

haben. Die ſtarken Brandſchichten in den veſpaſianiſchen Anlagen in Aislingen und Günzburg und die große Anzahl der bei den verhältnismäßig wenig umfangreichen Grabungen dort gemachten Funde ſprechen für irgend ein kriegeriſches Ereignis, das dieſe Orte bedrohte. Aber auch nach Sicherung des Albvorfeldes iſt der Querverkehr zunächſt weiter von Rottweil aus über Tuttlingen an der Donau entlang gegangen. Denn, wie ſchon Nägele betonte, eignet ſich die Albſtraße nicht dafür, dem Durchgangsverkehr zu dienen. Es ſcheint ſich bei Anlage des Alblimes um ein vom Kommando Rätien aus veranlaßtes ſelbſtändiges Unternehmen zu handeln, das ſich der großen Idee „Sicherung des verkürzten Weges Straßburg–Rätien“ unterordnet.

Das nach Ausbau der Straße Straßburg – Rottweil – Donau naheliegende nächſte große Ziel iſt die Schaffung des direkten Verkehrs Mainz – Donau zur Vermeidung des Umweges über Straßburg. Eine ſolche Verbindung war von noch größerer Wichtigkeit als die Schaffung der Schwarzwaldſtraße; denn ſie ermöglichte erſt die kürzeſte Marſchroute für die gerade in dieſen Zeiten oft notwendig werdende Verſchiebung von Truppenteilen vom Niederrhein nach der mittleren und unteren Donau und umgekehrt. Dieſes Erfordernis iſt die Urſache, die im behandelten Gebiet zur Anlage der mittleren Neckarlinie führte.

Nachdem nun das Vorhandenſein von drei geſchloſſenen Okkupationslinien und ihre Urſachen erkannt ſind, iſt der Zeitpunkt, zu dem ſie errichtet wurden, zu erörtern. Für die chronologiſche Feſtlegung der zeitlich als Einheiten aufgefaßten drei Gruppen liegt von einzelnen Plätzen dieſer Gruppen durch größere Ausgrabungen heute ſo viel dafür verwendbares Fundmaterial, vor allem in Geſtalt von Sigillata, vor, daß wir den Zeitpunkt der Errichtung der Grenzen feſtlegen können.

Am älteſten iſt die Gruppe am oberen Neckar.

Rottweil iſt nach einem Vorſpiel in claudiſch-neroniſcher Zeit ſicherer veſpaſianiſcher Beſitz, und die Flankendeckungen für Rottweil, Waldmöſſingen und Sulz ſind in frühdomitianiſcher, wenn nicht ſchon ſpätveſpaſianiſcher Zeit angelegt worden. Im Zuſammenhang mit der Erbauung von Waldmöſſingen und Sulz iſt am Häſenbühlhof bei Geislingen, Oberamt Balingen, anſcheinend ein weiterer Flankenſchutz für Rottweil in Geſtalt eines Kaſtells angelegt worden. Auf Grund der zahlreich ge-

Digitized by Google

fundenen Sigillaten dort vermutet, ist es nach Knorr, wenn nicht schon gleichzeitig mit Rottweil, so auf alle Fälle aber gleichzeitig mit Sulz und Waldmössingen gebaut worden (Fundberichte XVIII, 1910, S. 31 ff.). Geislingen gehört seiner guten Straßenverbindung mit Rottweil wegen noch zur Gruppe der Kastelle am oberen Neckar.

Die Alblinie ist, wenn auch nur wenig, so doch später als die obere Neckargruppe erbaut worden.

Nach dem Befund in Burladingen, der auch durch die Funde in Lautlingen nicht erschüttert wird, habe ich mich auf Grund der Bearbeitung der bei der umfangreichen Grabung 1914 gefundenen Sigillaten durch Knorr für einen früheren Ansatz von Burladingen, etwa 85 n. Chr., als in der ersten Veröffentlichung (Röm. Germ. Korrespondenzblatt V, 1912, S. 63 ff.) entschieden (Germania I, 1917, S. 118). Dieses Datum dürfte für die Einrichtung der ganzen Alblinie anzunehmen sein.

Die mittlere Neckarlinie ist, wie die Ergebnisse der Neubearbeitung der Funde von Cannstatt gezeigt haben, noch später erbaut worden als die Alblinie. Knorr spricht sich mit Deutlichkeit darüber aus in „Cannstatt zur Römerzeit (Stuttgart 1921)". „Es zeigt sich in Stil und Art der Sigillaten, daß Burladingen etwa fünf oder sieben Jahre früher besetzt wurde als Cannstatt" (S. 36). „Das ältere Erdlager in Cannstatt ist in der späteren Regierungszeit Domitians, wohl im Jahre 90 n. Chr. errichtet" (S. 75).

Als Reihenfolge der Okkupation ergibt sich also zuerst Besetzung der ganzen oberen Neckargruppe in vespasianischer Zeit nach 74 n. Chr., dann Einrichtung der Alblinie um 85 und darauf Besetzung der mittleren Neckargruppe um 90 n. Chr.

Durch Betrachtung des zeitlichen Verhältnisses dieser Gruppen zueinander kommen wir auf Grund der ermittelten chronologischen Ansätze und unter Berücksichtigung der Dauer der Besetzung der einzelnen Plätze zu folgendem Bild der Okkupation des in Frage stehenden Gebietes.

Als nach Erbauung von Sulz und Waldmössingen (und Geislingen) auch das rätische Kommando den Befehl zu einer Verlegung der Grenze in Gestalt der von der Donau ganz schematisch vorgeschobenen Alblinie gab, war es sich über die Lage des Westpunktes der neuen Linie, des Kastells Lautlingen, in bezug auf Sulz—Waldmössingen – Geislingen offenbar nicht

Digitized by Google

ganz im klaren. Denn es ist auffallend, daß Lautlingen im Verhältnis zu den andern Kastellen weit im Albgebiet zurückliegt. Anscheinend war, wie auch Hertlein, Fundberichte XX, 1912, S. 35, ausgesprochen hat, die Fühlungnahme zwischen den höchsten Stellen der beiden Kommandos keine sehr genaue. Als man dann sah, daß Lautlingen hinter den Kastellen der oberen Neckargruppe zurücklag, wurde es aufgehoben und die Besatzung verlegt. Dies ist die Erklärung dafür, daß es nicht wie die Kastelle Waldmössingen und Sulz in Stein ausgebaut worden ist, sondern nach kurzem Bestehen als Erdanlage mit einfachem Graben verlassen worden ist. Da die Größe von Lautlingen uns die Belegung des Kastells mit einer Ala wahrscheinlich macht, aus Rottenburg der Grabstein eines Soldaten einer Ala Vallensium, der der Frühzeit angehört, bekannt ist (Haug-Sixt Nr. 121), erscheint es mir nicht ausgeschlossen, daß die Besatzung von Lautlingen nach Rottenburg verlegt worden ist. Dort haben wir das Kastell allerdings noch nicht gefunden, es muß bei dieser Auffassung aber auf dem rechten Neckarufer liegen, wo noch nicht genügend gesucht worden ist. Auch das bei Geislingen anzunehmende Kastell wird bei dieser Korrektur aufgelassen worden sein, da es durch den Bau des Kastells Rottenburg ins Hinterland zu liegen kam.

Das nächste nach Westen folgende Kastell der Alblinie, Burladingen, war erst eine mit Doppelgraben versehene Erdanlage, die nach fast vollendetem Umbau zu einer mit einfachem Graben versehenen Steinanlage verlassen wurde. Die Einzelfunde führen dazu, daß das Kastell längere Zeit gleichzeitig mit Sulz und Waldmössingen besetzt war.

Nach Vorschiebung der Albgrenze und Korrektur der Fehlanlage Lautlingen durch Rottenburg bestand also von bald nach 85 an eine nordwärts gerichtete Grenze Waldmössingen – Sulz – (Rottenburg) – Burladingen – Ursprung – Heidenheim, die man, wie der Ausbau der Kastelle in Stein zeigt, längere Zeit zu halten beabsichtigte.

Im Bestehen dieser Linie ist nun ein weiteres Aufgeben eines Teiles der Alblinie in Richtung von Westen nach Osten zu erkennen. Denn Burladingen und mit ihm Sulz und Waldmössingen sind als Kastelle nach Ausweis der Funde vor 110 geräumt worden, während Ursprung und Heidenheim bis nach

Digitized by Google

der Mitte des zweiten Jahrhunderts gehalten und erst geräumt wurden, als ihre Besatzung an den äußeren Limes vorgeschoben wurde. Es ist nun gewiß kein Zufall, daß von der Grenze Waldmössingen–Sulz–Burladingen Ursprung–Heidenheim gerade der Teil weiter gehalten wird, der östlich der mittleren Neckargruppe liegt, deren Achse, nach Süden verlängert, Ursprung trifft. Der Bau der Kastelle am mittleren Neckar um 90 gibt die Erklärung für diese Erscheinung. Denn genau wie durch den Bau der Kinzigtalstraße der südliche Teil des Schwarzwaldes in römische Hand kam, wurde nun durch Errichtung der Verbindung Mainz—mittlerer Neckar—Ursprung–Donau der Nordteil des Schwarzwaldes mit seinem fruchtbaren östlichen Vorlande bis zum Neckar von römischem Gebiet umklammert und römischer Kontrolle unterworfen. Damit kam das Grenzstück von Waldmössingen bis Ursprung ins Hinterland zu liegen, wurde überflüssig und geräumt. Wann dies genau geschah, ist nicht zu sagen. Die Funde in Burladingen ergeben als ungefähren Zeitpunkt einen Termin vor 110. Aus allgemeinen geschichtlichen Erwägungen kommt das Jahr 107 als letzter Termin in Betracht, wo der Dakerkrieg so viel Truppen erforderte, daß man sich nicht gestatten konnte, Truppen im Hinterlande der von da ab bestehenden ostwärts gerichteten neuen Grenze: Mittlere Neckargruppe — Ursprung, Heidenheim – Donau zu halten.

Dies etappenweise Aufgeben des Alblimes in Richtung von Osten nach Westen ist in Bezug auf das Stück zwischen Laufingen und Burladingen also aus Berücksichtigung des für die Okkupation zunächst leitenden Gedankens einer weitausgreifenden Sicherung des Verkehrs Straßburg—Rottweil und in bezug auf das Zwischenstück Burladingen - Ursprung aus der Verwirklichung der Verbindung Mainz - mittlerer Neckar — Donau zu erklären.

Betrachten wir im Rahmen dieser Ausführungen noch die letzte Phase der Okkupation im behandelten Gebiet, den Bau des äußeren Limes in antoninischer Zeit, so zeigt sich, daß seine Errichtung lediglich eine Anpassung an die gegebenen Verhältnisse — Einbeziehung des fruchtbaren Landes rechts des mittleren Neckars — war.

Es blieb auch bis zum Untergang der römischen Herrschaft nördlich der Donau und östlich des Rheins um 260 n. Chr. bei

Digitized by Google

dieſem Verlauf des äußeren Limes, da kein neuer Geſichtspunkt eine Verlegung der Grenze notwendig machte. Denn mit der durch Anlage des äußeren Limes erreichten noch beſſeren Sicherung der lebenswichtigen direkten Verbindung Mainz—Donau war den Bedürfniſſen der Ausdehnung römiſcher Herrſchaft in dieſem Teil des Reiches durchaus Rechnung getragen.

Der hier geſchilderte Ablauf der Beſetzung Württembergs legt eine neue Erklärung für eine oft behandelte wichtige Inſchrift nahe, die außerhalb Württembergs gefunden wurde. Durch Beſetzung der mittleren Neckarlinie um 90 und durch das Fortbeſtehen der Kaſtelle Waldmöſſingen, Sulz, Burladingen bis längſtens 107 hat das Land um den Neckarlauf zwiſchen Sulz und Rottenburg und das fruchtbare Gebiet nördlich davon eine Zeitlang zwiſchen zwei Grenzen gelegen. In die Zeit Domitians oder Trajans ſetzt Mommſen die bekannte in Bithynien gefundene Inſchrift in griechiſcher Sprache, nach der ein kaiſerlicher Prokurator der Provinz Galatien vor ſeiner Stellung in Kleinaſien das Amt eines Prokurators der kaiſerlichen Domänen der Verwaltungsbezirke Sumelocenna—Rottenburg und des jenſeits des Limes gelegenen Gebietes bekleidete.

Dies wurde früher wie folgt erklärt:

Das Gebiet von Sumelocenna iſt als Saltus, d. h. als Domanialland durch eine in Rottenburg, dem alten Sumelocenna, ſelbſt gefundene Inſchrift (Haug-Sixt[2] Nr. 117) bezeugt. Die Ausdehnung des urſprünglichen saltus sumelocennensis iſt bekannt durch Inſchriften in Rottenburg, die bezeugen, daß dieſer Ort noch zu Sumelocenna gehört hat. „Ja, es iſt in hohem Grade wahrſcheinlich, daß ſich das Gebiet dieſes Saltus noch weiter nördlich bis nach Cannſtatt erſtreckt hat.

Dieſer Prokurator hat indes nicht nur dieſen Saltus, ſondern auch die jenſeits des Limes gelegenen Domänen verwaltet. Somit bildet die Straße von Cannſtatt über Plochingen nach Urſpring die Grenze zwiſchen dem saltus sumelocenennsis und dem saltus translimitanus, und nur ſie kann bei dieſer Bezeichnung als Limes gemeint ſein“ (Fabricius, O.R.L. 66a Kaſtell Urſpring S. 32 f.[1]).

[1] Vgl. neueſtens Fabricius im Artikel „Limes“ in Pauly-Wiſſowa XIII Sp. 590.

Digitized by Google

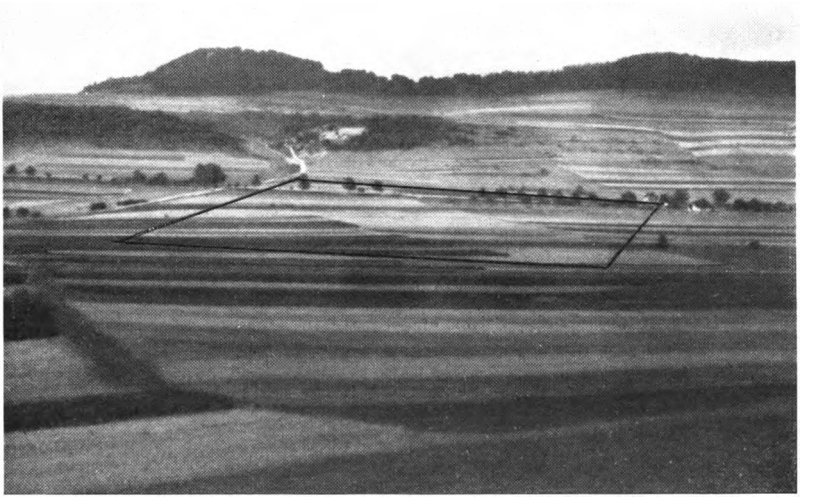
Inzwiſchen hat Barthel den Abklatſch dieſer Inſchrift aufs neue ſtudiert und kommt auf Grund ſeiner Unterſuchungen zu der Löſung: „Prokurator der kaiſerlichen Domänen der Verwaltungsbezirke Rottenburg und der zwiſchen (ſtatt jenſeits) den Grenzen gelegenen Gebiete“. (Bericht VI der Röm. Germ. Komm. S. 151 f.). In Auswertung der Barthelſchen Leſung möchte ich nun anregen, im saltus sumelocenennsis das ſchon bisher übereinſtimmend dafür in Anſpruch genommene Gebiet am Neckar entlang von Rottenburg bis Köngen im Vorfeld der Alb zu ſehen, für das „interlimitane“ Gebiet aber das nordwärts hieran anſchließende Land zwiſchen Schwarzwald und mittlerer Neckarlinie, welches, wie wir ſahen, eine Zeitlang zwiſchen zwei Grenzen lag. Wir kommen bei dieſer Auffaſſung um die viel erörterten Schwierigkeiten herum, daß in der Frühzeit jenſeits der eigentlichen Okkupationslinie ſich ſchon unter römiſchem Einfluſſe gelegene Gelände befunden haben (ſiehe hierzu Hertlein, Germania IX, 1925, S. 20, der der älteren Leſung wieder den Vorzug gibt).

Dieſe neue Theorie wird gegenüber der alten Annahme durch zwei Gründe unterſtützt: Die mittlere Neckarlinie iſt derart ſtrategiſch vorſichtig, faſt defenſiv angelegt und benutzt den Fluß ſo ausgeſprochen als Deckung vor Angriffen von dem rechten Ufer aus, daß man annehmen muß, daß im Gebiet auf der rechten Neckarſeite ſich irgend welche Gegner befanden. Dies ſchließt aber dort Domanialland aus. Ferner ſpricht dagegen die Tatſache, daß die Einbeziehung dieſes Landes rechts des mittleren Neckars in das römiſche Reich erſt ſo ſpät, nämlich beträchtlich nach 140 durch Verſchiebung des Limes in ſeine endgültige Form erfolgt iſt. Nachdem wir eben geſehen haben, wie in dem behandelten Gebiet in raſcher Aufeinanderfolge die Okkupation die aus Gelände und allgemein militäriſchen Notwendigkeiten ſich ergebenden Konſequenzen folgerichtig zog, iſt nicht einzuſehen, warum man dann gerade an dieſer Stelle durch Einbeziehung von Domanialland rechts des mittleren Neckars ſo lange mit Schaffung eines endgültigen Zuſtandes gewartet haben ſollte, wenn dort ſchon Land unter römiſcher Verwaltung lag.

Digitized by Google

Nord

West



Ost

Süd

Abb. 16 Lage des römiſchen Kaſtells öſtlich von Lautlingen auf der Waſſerſcheide

Digitized by Google

Digitized by Google

II.

Zwiſchen dem die Verbindung Hechingen und Sigmaringen (Killer- und Vehlatal) bildenden Paß, den an der Waſſerſcheide das Kaſtell Burladingen ſperrt, und dem Neckardurchbruch bei Rottweil iſt der einzige Übergang über die Albhochfläche die durch Eyach- und Schmiechatal geſchaffene durchgehende Senke,

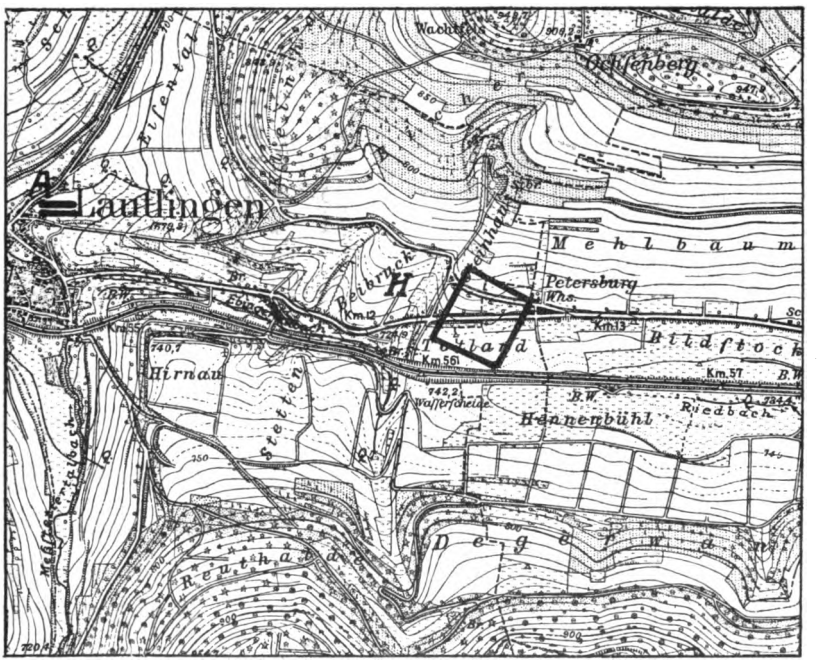


Abb. 17 Ausſchnitt aus dem Meßtiſchblatt 1 : 25 000
Umgebung des Kaſtells Lautlingen
H = Hallſtattſiedlung, A = Alamanniſcher Friedhof

die heute die Bahn Balingen—Sigmaringen benutzt. Die geographiſchen Verhältniſſe dieſes Paſſes ſind folgende: Das bei Balingen ſich gegen das Neckarvorland nach Norden weit öffnende Eyachtal verengt ſich zwiſchen Dürrwangen und Lauffen zwiſchen den gewaltigen Eckpfeilern des Albrandes, dem Lochenhörnle (956 m hoch) und der Schalksburg (909 m hoch) auf rund 3 km Breite (von Berg zu Berg gemeſſen).

Digitized by Google

Die Talsohle liegt etwa 550 m hoch. Das Tal wird dann, nach Osten immer tiefer in das Albplateau eindringend, noch schmaler, und beim Dorfe Lautlingen biegt die Ebach rechtwinklig zum Dorfe Margrethausen hin in 665 m Höhe ab. Das Haupttal zieht aber gradlinig weiter nach Osten, wird vom Ebinger Bach durchflossen und erreicht sich weiter verengend in 742,5 m Höhe die Wasserscheide etwa 13 km von Balingen entfernt. Diese hebt sich als quer über den hier noch einen Kilometer breiten Talboden ziehende Terrassenwand deutlich sichtbar für den von Lautlingen kommenden Wanderer ab. (Siehe Abb. 16 bis 18.) Der nordsüdlich ziehende Terrassenrand wird als Talriegel noch stärker betont, weil in zwei Rinnen, die im Norden vom Wachtfels (949 m hoch) und im Süden vom Wachbühl (966 m hoch) herunterkommen, gerade da, wo der erst sacht ansteigende Talboden in den steilen Talhang übergeht, starke Quellen entspringen, denen der Ebinger Bach seine Entstehung verdankt. Der vom Norden kommende Bach heißt Hennenbrunnen, der südliche hat keine besondere Bezeichnung. Die Quellen beider Bäche sind zwar heute für die Balinger Wasserleitung gefaßt, fließen aber trotzdem noch so stark, daß sie, wie auf dem Meßtischblatt (Abb. 17) deutlich sichtbar, vor dem Terrassenrand der Wasserscheide zwei sumpfige Mulden bilden. Ist der Terrassenrand erstiegen, so folgt nach Ebingen zu ein ganz flacher, nun zur Donau durch Riedbach/Schmiecha entwässernder Talboden, dessen Hang erst sanft, dann aber steil zu den auch weiterhin etwa 950 m hohen Randbergen des Albplateaus ansteigt. Es ist dies ein uralter vordiluvialer Talboden, der durch die stärkere Erosionskraft der zum Rhein fließenden Wasser eben an diesem Terrassenrand abgeschnitten ist und sich ursprünglich viel weiter nach Westen ausdehnte. Das Gefälle des Talbodens ist so gering, daß der hier in der Flur „Totland" aus vielerlei Quellen entspringende Riedbach aus einem weithin versumpften und vertorften Talgelände seinen Ursprung nimmt. Eisenbahn und Straße gewinnen in einem Einschnitt die Höhe.

Die Markungsgrenze zwischen Lautlingen und Ebingen, zugleich die uralte Grenze der Grafschaften Hohenberg und Zollern läuft nordsüdlich quer über das Tal auf der Wasserscheide.

Digitized by Google

Römiſche Reſte ſind hier ſeit langem bekannt. Auf der „Steinhaus“ genannten Flur wurden am Südhang des Tales an der im Plan (Abb. 18) mit „Mauern, Säule“ bezeichneten Stelle

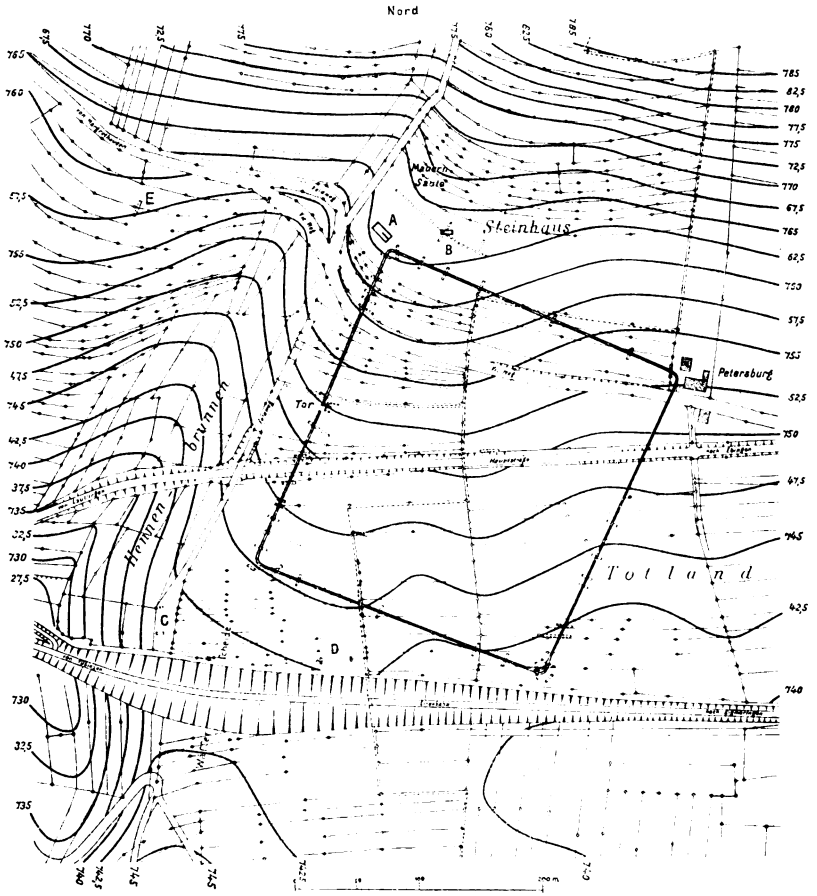


Abb. 18 Lageplan des Kaſtells Lautlingen
Ausgezogene Doppellinie: Kaſtellgraben / Punktierte Doppellinie: Verſuchsſchnitte
Einfach punktierte Linie: Markungsgrenze zwiſchen Ebingen und Lautlingen

ſeit alters Mauern beim Ackern geſpürt. (Oberamtsbeſchreibung Balingen S. 242 f.) Stücke einer Halbſäule, die dort ausgegraben wurden, ſind bei Erbauung des kleinen Gaſthauſes Petersburg an der Außenwand des Hauſes eingemauert wor-

Digitized by Google

den, weitere Säulen sollen noch im Acker liegen. (Blätter des Schwäbischen Albvereins VII, 1895, S. 114 mit Abb.) Gelegentlich der Verlegung der Straßenkurve bei Erbauung der Straße Margrethausen—Ebingen, die durch die Verwüstung, die das Erdbeben 1911 in dieser Gegend angerichtet hatte, veranlaßt wurde, mußte Boden unterhalb der Flur „Steinhaus“ (bei A des Planes Abb. 18) zur Aufschüttung eines Dammes abgeführt werden. Hierbei kamen neben dem unten besprochenen Senkel aus Bronze mit Inschrift auch einige frühe Sigillaten zum Vorschein (Fundberichte aus Schwaben XXI, 1913, S. 60, Fundberichte N. F. I, 1922, S. 87). Diese Funde waren für den Verfasser dafür bestimmend, daß es nicht hoffnungslos sei, an dieser Stelle ein Kastell zu suchen. Denn der Platz ist trotz schlechter Seitenverbindung nach Burladingen und Rottweil, die gegen ein Kastell sprach, doch in der Lage so auffallend mit Burladingen übereinstimmend, daß die beiden Stellen sich im Gelände zum Verwechseln ähnlich sehen.

Zur Auffindung des Kastells führte bereits der dritte Versuchsschnitt, der bei der ersten Grabungskampagne vom 29. Oktober bis 7. November 1924 am Ostrande der die Wasserscheide bildenden Talschwelle angesetzt wurde. Der erste Schnitt ging nördlich vom Kastell vorbei (A des Planes Abb. 18). Der zweite Schnitt geriet gerade in die Erdbrücke des Tores auf der Westseite (Bericht über diese erste Kampagne von Nägele in den Blättern des Albvereins XXXVI, 1924, S. 187 f.). Da im Herbst 1924 nur wenige unbestellte Äcker zur Verfügung standen, wurde die Grabung nach Feststellung des Verlaufs der Westseite des Kastells zwischen den beiden Straßen abgebrochen und unter günstigeren Verhältnissen vom 10.—22. September 1925 fortgesetzt. Dabei wurde der ganze Kastellumriß durch Schnitte festgestellt. Es zeigte sich, daß die Anlage bereits zweimal, nämlich beim Bau der Staatsstraße Ebingen—Lautlingen wie beim Bau der Vizinalstraße Ebingen—Margrethausen angegraben worden war, ohne daß die Gräben Beachtung gefunden hätten.

Die Leitung der Ausgrabung lag in meiner Hand. Die Mittel stellte das Landesamt für Denkmalpflege in Stuttgart zur Verfügung. Herrn Pfarrer Pfeffer, Lautlingen, dem tätigen Pfleger des Landesamtes für das Oberamt Balingen, bin ich für stete

Digitized by Google

Hilfe und besonders für Vermittlung der Grabungserlaubnis auf dem klein parzellierten Kastellgelände verpflichtet. Graf und Gräfin Stauffenberg Exz. gewährten mir im Schloß Lautlingen liebenswürdige Gastfreundschaft. Hierfür auch an dieser Stelle zu danken, ist mir eine angenehme Pflicht. Der Plan Abb. 18 wurde auf Grund meiner Aufnahmen im Gelände unter Aufsicht des vielbewährten Herrn Oberlandmessers Haug vom Statistischen Landesamt in Stuttgart umgezeichnet.

Wie der Plan Abb. 18 erkennen läßt, ist das Kastell sehr geschickt auf dem der Sonnenbestrahlung voll ausgesetzten Nordteil des Talbodens angelegt. Der höchste Punkt des Kastells befindet sich an der Nordwestecke bei 763 m, die tiefste Stelle in südwestlicher Ecke bei 741 m. Der Höhenunterschied in der Diagonale also beträgt 22 m. Diese Diagonale entspricht, wie die Höhenkurven zeigen, ungefähr dem Verlauf der Wasserscheide, so daß die eine Hälfte des Kastells zum Rhein, die andere zur Donau entwässert.

Die Westseite des Kastells nützt die Geländehindernisse sorgfältig aus. Sie läuft ungefähr parallel dem Terrassenrand gegen Lautlingen zu in 20 m Abstand von der an der tiefsten Stelle 10 m hohen Steilböschung, vor der die sumpfige Niederung der Mulde des Hennenbrunnens liegt. Die drei anderen Seiten der Anlage, Süd-, Ost- und Nordseite, sind durch keine natürlichen Geländehindernisse geschützt. Infolgedessen war die Lage der Westseite bestimmend für den Kastellbau und gibt den Hinweis dafür, gegen welches Gebiet sich das Kastell wendet: nämlich gegen das nach Balingen zu sich erstreckende, zum Neckar entwässernde Eyachtal. Die Westseite ist 273 m lang. Die Maße für die andern Seiten betragen 248 m für die Südseite, 264 m für die Ost- und 254 m für die Nordseite, wobei die Maße der Grabenspitze folgend von idealer Ecke zu idealer Ecke ohne Berücksichtigung der Abrundung genommen sind. Die Ecken sind scharf abgerundet. Die Westseite ist leicht geknickt, denn von der Nordwest- und Südwestecke gesehen läuft die Grabenspitze in ganz flachem Winkel geradlinig zum Tor, wobei die Abweichung von der Geraden 4 m von Ecke zu Ecke gemessen beträgt. An den anderen ganz gerade verlaufenden Seiten war eine solche Abweichung nicht festzustellen. Als römische Maße ergeben sich ausgeglichen rund 900 zu 850 Fuß oder 180 zu 170 passus. Errechnet auf

Digitized by Google

Grund der Seitenlängen beträgt der Flächeninhalt der Anlage 6,71 ha. Die Größe des Kastells läßt als Besatzung mindestens eine Ala miliaria zu. Denn die durch eine solche Truppe belegten Kastelle Heidenheim mit 5,28 ha, Heddernheim mit 5,20 ha, Okarben mit 5,8 ha sind wesentlich kleiner. Möglicherweise lag in Lautlingen im Kastell noch eine Fußtreppe, zu der der Senkel mit dem Centurienzeichen passen würde.

Der durch 37 Schnitte festgestellte völlig zugeschwemmte und oberflächlich nicht mehr erkennbare Spitzgraben des Kastells ist

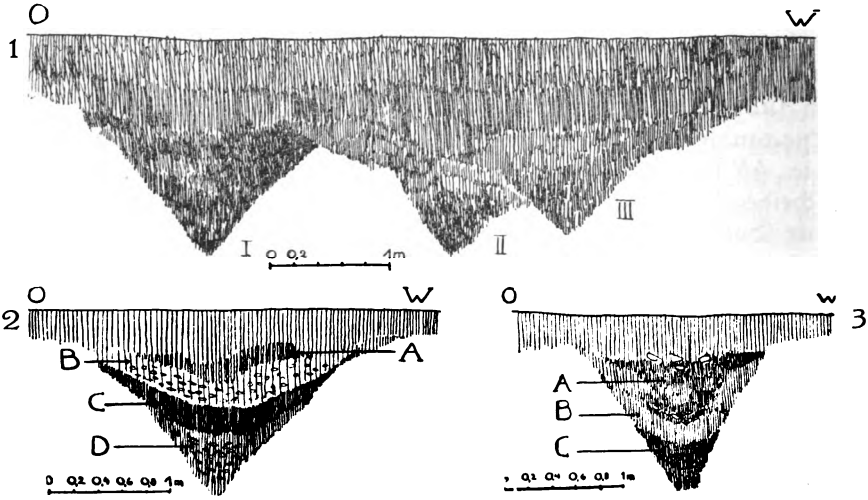


Abb. 19 Grabenprofile des Kastells Lautlingen

durchaus einheitlich gebaut, obwohl heute seine Breite und Tiefe schwankt. Doch kommt dies daher, daß in römischer Zeit infolge des stark abfallenden Geländes Boden auf- und abgeschwemmt wurde. Auch ist infolge des alten Ackerbaues an den Ackergrenzen in Richtung der Furchen viel Boden aufgeackert (bis 1,5 m), den der Pflug in der Mitte des Ackers abgetragen hat. Unter Berücksichtigung dieser Verhältnisse ergeben sich als Durchschnittsbreite für den Graben 2,5 m und als Durchschnittstiefe 1,75 m. Ein Normalprofil des Grabens gibt die Abb. 19, 2: Auf den Ackerhumus folgt eine dunkler gefärbte humöse Schicht A, darunter eine Geröllschicht B, dann eine Torfschicht C und schließlich eine dunkel gefärbte, mit kleinerem Geröll und Holzkohlen-

Digitized by Google

massen erfüllte Schicht D. Das Ganze ist in den festen hellen Bergkies, der überall den Untergrund bildet, eingeschnitten.

In Schicht D sind jene Erdmassen zu sehen, die sich während des Bestehens der Anlage in den Gräben im stark geneigten Gelände gebildet haben. Schicht A, B und C haben sich nach Bestehen der Anlage angesammelt. Gegen die Ecken (mit Ausnahme der Nordwestecke) und gegen die Erdbrücken am Tor hin ist die Füllung gleichmäßig schwarz vertorft, da sich an diesen Stellen das Wasser im Graben gestaut hat. Der Graben ist dort von oben bis unten mit Schicht D entsprechenden Massen angefüllt (Abb. 19, 1).

Spuren dafür, daß der Graben ausgeräumt oder nach Verschlammung neu gezogen worden ist, finden sich nur an der Südostseite. Hier kamen im gewachsenen Boden im Schnitt drei Grabenspitzen heraus. Wie das Profil Abb. 19, 1 zeigt, haben die von oben bis unten mit dunklem torfartigen Boden erfüllten Gräben aber nicht gleichzeitig offen gelegen, sondern sind in der auf Abb. 19, 1 mit I, II, III bezeichneten Reihenfolge nacheinander angelegt worden. Offenbar hat an dieser tiefsten Stelle des Kastells das Regenwasser, das in den Gräben hierher floß, den Graben rasch zugeschwemmt, so daß er während des Bestehens der Anlage zweimal neu gebaut werden mußte. Die stärkere Aufschwemmung an dieser Stelle wird auch dadurch deutlich, daß hier der gewachsene Boden erst in 40—60 cm unter der heutigen Oberfläche gegen 20—30 cm in den höher gelegenen Teilen des Kastells liegt. Da sich in dem nach Norden anschließenden Schnitt der Ostseite und in dem nach Westen anschließenden Schnitt der Südseite nur mehr eine Grabenspitze fand, handelt es sich tatsächlich nur um eine lokale Erscheinung.

Von den in den Innenraum des Kastells führenden üblichen 4 Toren wurde das der Westseite durch Zufall schon bei der ersten Kampagne gefunden. In Abstand von 134 m von der Nordwestecke setzt der Graben mit gradliniger, rechtwinklig zu seinen Rändern verlaufenden Begrenzung aus. Die Grabenwand selbst wird an dieser Stelle sowohl gegen die Erdbrücke wie gegen die Längsseite steiler als sonst der Rand des Grabens, auch hat an dieser Stelle der Graben keine Spitze, sondern eine etwa 20 cm breite Sohle. (Siehe hierzu das Grabenprofil Abb. 19, 3.) Die Erdbrücke ist mindestens 6 m breit, ihre volle Breite ist nicht

Digitized by Google

festgestellt worden, da ihr Südteil in einem nicht zur Untersuchung zur Verfügung stehenden Acker lag. Bei Annahme der üblichen Breite von 30 Fuß = 9 m ergibt sich für die Tormitte ein Abstand von der Südwestecke von 134,5 m und von der Nordwestecke von 138,5 m. Das Tor liegt also nicht in der Mitte, ist demnach eines der Prinzipaltore. An Pfostenlöchern von Tortürmen fand sich hinter dem Grabenende nichts.

Auf der Ostseite traf der erste Schnitt (von der Nordostecke nach Süden gerechnet), der genau dem Schnitt durch das Grabenende gegen die Erdbrücke auf der Westseite entspricht, den an der Erdbrücke des Ostrores auslaufenden Graben, so daß der Platz auch dieses Tores feststeht. Es liegt ebenfalls nicht genau in der Mitte der Kastellseite, ist also das andere Prinzipaltor. Demnach müssen die Porta praetoria und decumana auf der Nord- und Südseite in der Mitte der betreffenden Seiten liegen.

Wir haben also hier die gleiche Erscheinung wie in Burladingen und Urspring, wo auch die Kastelle mit einer Prinzipalseite dem Feind zugekehrt sind und ihre Hauptachse von Porta praetoria zur Porta decumana der Albgrenze parallel läuft.

Der Graben ist bisher der einzig sichere Anhalt für das Kastell geblieben. Von irgendwelchen Pfostenlöchern hinter dem Graben wurde in den zahlreichen Schnitten hinter dem Graben nur an einer Stelle eine Spur gefunden. Eine Verbreiterung des zweiten Schnittes der Westseite (nach Norden von der Südwestecke aus gezählt) brachte vier einzelne Pfostenlöcher zum Vorschein. Zwei standen im Abstand von 1,20 m hinter dem inneren Grabenrand parallel zu diesem mit 2,90 m Abstand voneinander. Der Abstand der beiden andern betrug 4,20 m vom Grabenrand und ebenfalls rund 3 m voneinander. Sie haben wahrscheinlich zu einem quadratischen Holzturm von 3:3 m gehört. Außer dem vom Tor ins Innere geführten Schnitt und einem weiteren kurzen an der Markungsgrenze an der Ebinger Straße (bei 12,5 km), wurde im Innern nicht gegraben. Die Verlängerung des Torschnittes zeigte, daß Straßenkörper im Innern des Kastells nicht zu erkennen sind. Der feste Bergkies, der den gewachsenen Boden bildet, machte die Anlage einer besonderen Vorlage für die Straße unnötig. Im übrigen scheint die starke Bodenabschwemmung die Erkennung der Standspuren der im Innern des Kastells anzunehmenden Holzbauten sehr zu erschweren. Steinbauten

Digitized by Google

sind im Innern der Anlage sicher nicht vorhanden gewesen, da die Bauern trotz tiefgehender Bodenbearbeitung nie auf Mauern gestoßen sind und sich nirgends Hausteine oder Mörtelreste auf der Oberfläche finden. Keinerlei Besonderheit der Oberfläche zeigt auch sonst irgend eine Stelle an, die besonders verlohnte eine Grabung anzusetzen. Bei der Fülle der der Bodenforschung obliegenden wichtigeren Aufgaben wurde deshalb von weiteren Unternehmungen an dieser Stelle Abstand genommen und die Grabung abgebrochen, nachdem der Umfang des Kastells festgelegt war.

Auch außerhalb des Kastells wurden einige Schnitte zur Aufklärung der Umgebung der Anlage gezogen. Schon der erste Versuchsschnitt B, südlich der Flur Steinäcker (siehe Plan Abb. 18) war außerhalb des Kastells geraten. Gefunden wurde hier außer einigen Pfostenlöchern eine 9 m lange, 2 m breite und 1 m tiefe rechteckige Grube B, die mit schwarzem Boden, Tierknochen, Hausteinen, dünnen Kalkplättchen von einem Bodenbelag, Ziegelbruchstücken, Mörtelstücken und Scherben angefüllt war. Sie dürfte zu einer Villa Rustica, deren Hauptgebäude in den Steinäckern steckt, gehören. Das bei A eingezeichnete Gebäude steht ebenfalls mit der Villa in Zusammenhang. Es wurde auf Grund von Notizen, die sich Pfarrer Pfeffer bei der Aufdeckung des Baues gemacht hatte, maßstäblich eingetragen. Es kam bei Abfahren des Bodens für die Straße Ebingen - Margrethausen heraus und wurde dabei zerstört (Fundberichte XXI, S. 60). Grube B wie das Gebäude haben eine vom Kastell abweichende Achsenorientierung, gehören also nicht zu diesem.

Südlich des Kastells am Bahneinschnitt fand ich bei D des Planes (Abb. 18) auf dem Acker vorgeschichtliche Scherben. Versuchslöcher ergaben, daß diese Stelle in vorgeschichtlicher Zeit besiedelt gewesen sein muß, denn es lag unter dem Humus eine deutliche Kulturschicht. Ein Wohnplatz wurde nicht angegraben. Die Scherben selbst sind zu uncharakteristisch, um sie einer bestimmten Zeit zuteilen zu können.

Ferner brachten Maulwürfe auf dem Osthang des Hennenbronnens vorgeschichtliche Scherben heraus. Ein bei E des Planes (Abb. 18) gezogener Versuchsschnitt brachte unter dem Ackerboden eine schwarze Humusschicht zu Tage, die nach Süden bis 1 m mächtig wird. Diese enthielt wenig Holzkohle, Hallstatt-

Digitized by Google

scherben der Stufe C oder D und einige Brocken Hüttenbewurf. Ein Wohnplatz selbst wurde auch hier nicht angegraben. Der Befund von D und E zeigt, daß genau wie in Burladingen auch hier der Platz an der Wasserscheide schon in vorgeschichtlicher Zeit besiedelt wurde. Außerdem wurden am Rand des Terrassenrandes am Eisenbahneinschnitt bei C (Abb. 18) zwei Versuchsschnitte gezogen, die klären sollten, ob der Feldweg dort etwa eine alte Vorlage hätte. Es fand sich aber unter 1—1,5 m aufgeschwemmtem Boden sofort der gewachsene Boden.

Funde

Die bei der Grabung gemachten Funde sind auch bei Berücksichtigung dessen, daß nur Grabenschnitte gemacht wurden, äußerst spärlich. Sie bestehen nur in Tongefäßscherben, die aus der Grabenfüllung herauskamen. Sie sind in zwei Gruppen zu teilen: Scherben vorgeschichtlicher Technik und Scherben römischer Technik.

Die Scherben vorgeschichtlicher Technik sind ausgesprochene Spät-Latène-Scherben. An Randstücken kamen Bruchstücke einer der typischen dickwandigen Spät-Latène-Schalen heraus. Von den Gefäßbruchstücken aus der Wandung sind zwei Stücke verziert (Abb. 20), die die übliche Kammstrichverzierung tragen, wie wir sie in Württemberg auch von der Keramik aus Viereckschanzen kennen. Sonst ist aus dieser Gruppe noch der Boden eines Fußschälchens mit schwarzem Glimmerüberzeug bemerkenswert. Als technische Eigentümlichkeit zeigt der größere Teil dieser Spät-Latène-Scherben im Ton Beimengungen von Quarzbrocken mit eingesprengten Glimmerflittern und Feldspatbrocken, den typischen Komponenten des Schwarzwaldgranits. Die Beimischungen zum Ton sehen so aus, als ob bei Herstellung der Gefäße zur besseren Haltbarkeit des Tones diesem frisch zertrümmerter Schwarzwaldgranit beigemengt worden ist. Sie geben einen Fingerzeig dafür, daß die Ware entweder im Schwarzwald selbst oder nicht weit von diesem hergestellt sein muß. Diese Latène-Scherben, die auch in Burladingen vorkamen, sind deshalb wichtig, weil sie für uns ein sicherer Fingerzeig dafür sind, daß die Gegend bei der Okkupation des Landes von einheimischer Bevölkerung bewohnt gewesen sein muß.

Die Spät-Latène-Scherben sind weitaus zahlreicher als die Scherben römischer Technik. Diese bestehen neben einigen

Digitized by Google

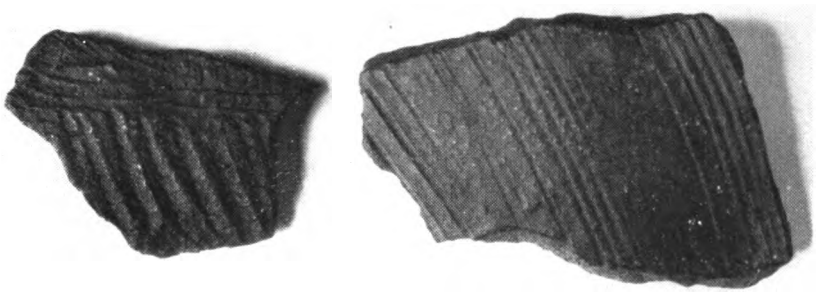


Abb. 20 Tonscherben in vorgeschichtlicher Technik der späten La-Tène-Zeit, gefunden in der Grabenspitze des Kastells Lautlingen
(wenig verkleinert)

Digitized by Google

Digitized by Google

uncharakteriſtiſchen Bruchſtücken aus dem Bruchſtück vom Rande eines feintonigen Kochtopfes mit eingezogenem Rand, der außen ſchwarz geſchmaucht iſt (Abb. 21, 1), eines keſſelartigen Gefäßes mit horizontalem Rand mit Riefen auf dem Rande (Abb. 21, 7) und dem Randſtück eines weitbauchigen Töpfchens aus rotem Ton (Abb. 21, 9). Im Graben fand ſich in der Spitze ferner ein verzierter kleiner Sigillataſcherben. Nach freundlicher Mitteilung von Herrn Profeſſor Anorr handelt es ſich um das Bruchſtück einer recht frühen Schüſſel der Form Dr. 37. „Das Gefäß muß in der Zeit Neros gemacht worden ſein, kann aber natürlich viel-

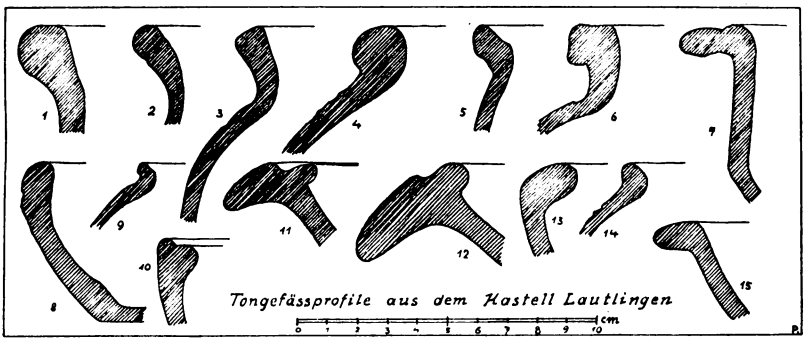


Abb. 21 Profile von Tongefäßrändern aus dem Graben des Kaſtells Lautlingen (Nr. 1, 7, 9) und aus einer Grube außerhalb des Kaſtells (die andern)

leicht erſt ſpäter, in veſpaſianiſcher oder früh domitianiſcher Zeit, an den Fundpunkt gelangt ſein.“

Dieſes keramiſche Material aus der Grabenſpitze iſt das einzige, was wir für die Datierung des Kaſtells haben. Das Keſſelbruchſtück (Abb. 21, 7) iſt erſt in domitianiſcher Zeit denkbar, ſo daß der durch den einen Sigillataſplitter gegebene frühe Zeitpunkt für die Anlage des Kaſtells wohl auf dieſen Zeitpunkt zurückgerückt werden muß. Zu dieſem Anſatz paßt, daß bei Abtragung des Kaſtells in der Nordweſtecke des Kaſtells einige weitere Sigillataſcherben herauskamen. Anorr ſchreibt hierüber an Pfarrer Pfeffer, der die Funde aufſammelte, noch vor Aufdeckung des Kaſtells: „Unter den Scherben ſind auch frühe, ein Bruchſtück vom Bodenring einer Schüſſel Dr. 29, ſicher aus veſpaſianiſcher Zeit, ferner das Randſtück eines Schälchens mit Barbotine-

Digitized by Google

technik aus domitianiſcher Zeit. Dieſe frühen Scherben von Lautlingen ſprechen für eine frühe militäriſche Beſetzung Lautlingens wohl ſchon in der Zeit Veſpaſians oder in der Frühzeit Domitians."

Die übrigen damals gefundenen Sigillaten gehören trajaniſcher Zeit an. Dazu ſtimmt die Keramik aus der Grube bei B des Planes (Abb. 18). Die wenigen dort gefundenen Sigillataſplitter ſind in die Frühzeit des zweiten Jahrhunderts zu ſetzen,

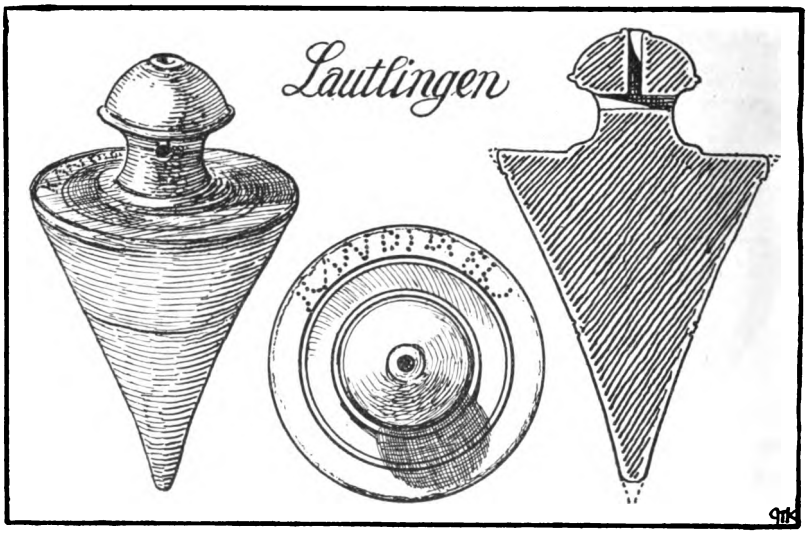


Abb. 22 Senkel mit Eigentümerinſchrift aus dem Kaſtellgelände
Beſ.: Staatl. Altertümerſammlung, Stuttgart (Nat. Größe)

ebenſo die Gebrauchsware. Es kommen vor Reibſchalen (Abb. 21, 11, 12), Töpfe (Abb. 21, 2—6), Teller (Abb. 21, 8), ſchalenartige Töpfe und Deckel (Abb. 21, 10, 13, 15). Außerdem lag in der Grube der Rand einer weißtonigen Amphora, Bruchſtücke eines rätiſchen Bechers mit Kerbſchnitt und aufgetragenen Barbotine-Halbmonden und Bruchſtücke vom Rande eines weißtonigen Kruges.

Aus dieſer Gegend der Nordweſtecke des Kaſtells kam auch der auf Abb. 22 wiedergegebene Senkel aus Bronze heraus. Er gehört zu einem Vermeſſungsinſtrument, wie ſolche Nowotny in Germania VII, 1923, S. 22 ff. beſchreibt. Er iſt wichtig durch

Digitized by Google

die feine eingepunzte Eigentümerinschrift „O CANDIDI ELI". Der von Bohn in Fundberichten (N. F. I, 1922, S. 87) mit Vorbehalt vorgeschlagene Lesungsversuch des „ELI" in „ELV" = HELVETIORUM ist nicht haltbar. Das sorgfältig abgedrehte Stück wiegt 182 gr und zeigt durch starke Abnutzungsspuren an den Rändern, daß es lange im Gebrauch war.

Die wenigen Funde, der Zustand des Grabens des Kastells, wie das Fehlen von in Stein ausgeführten Bauten deuten mit Sicherheit darauf hin, daß das Kastell nur kurze Zeit bestand. Der Fund an Scherben aus dem Villengelände zeigt, daß nach Aufgabe des Kastells offenbar schon in trajanischer Zeit an dieser günstig gelegenen Stelle ein Zivilbau in Gestalt einer Villa Rustica angelegt wurde.

Digitized by Google

Die römiſchen Säulen in der Remigius-kirche bei Nagold

Von Felix Schuſter

Einſt im freien Ackerfeld, heute inmitten eines Waldes von Obſtbäumen, umgeben vom uralten ſtimmungsvollen Friedhof, liegt etwas ſüdweſtlich von Nagold ein altes Kirchlein, dem Frankenheiligen Remigius zu Ehren erbaut. Es war äußerlich und innerlich ſchmucklos und unſcheinbar und hatte nichts Beſonderes an ſich als ein Paar merkwürdiger Mauerhäupter, welche den Rundbogen der Öffnung zwiſchen Schiffraum und Chor tragen (Abb. 23 und 24). Hier konnte man von

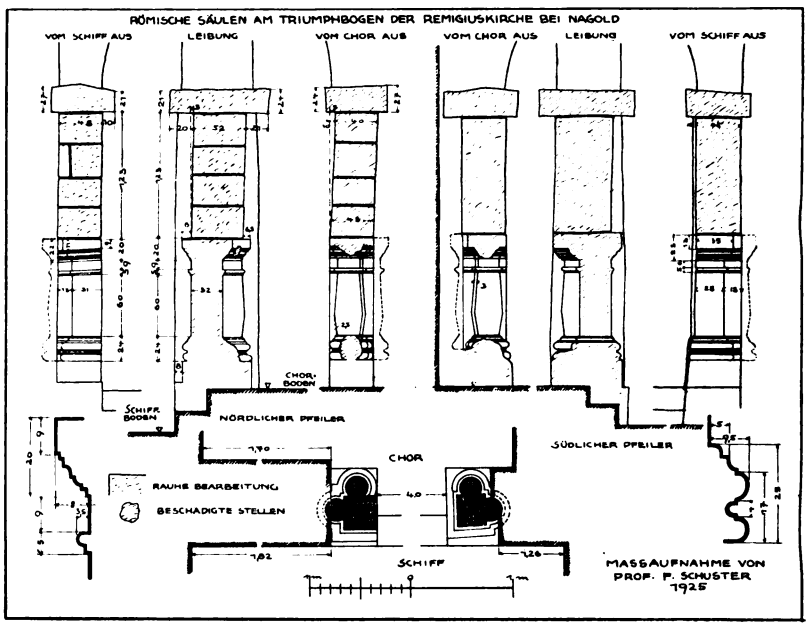


Abb. 24

Digitized by Google

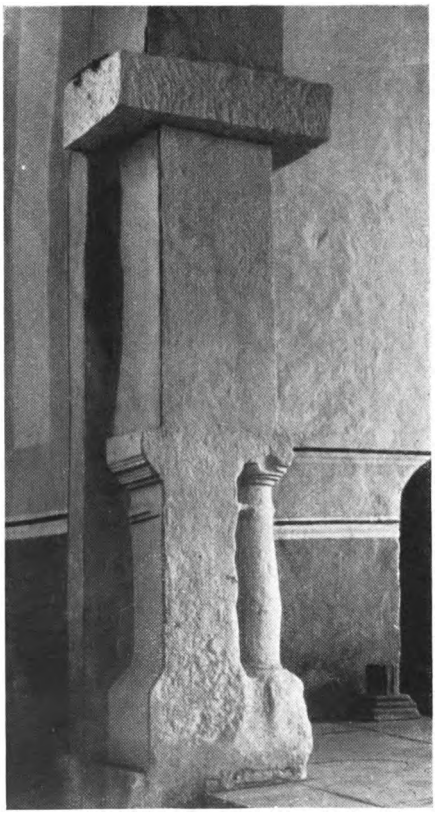


Abb. 23 Remigius-Kirche bei Nagold
Ansicht der nördlichen Triumphbogenleibung mit den römischen Überresten unten

Digitized by Google

Digitized by Google

jeher im unteren Teil Spuren von gedrungenen Wandsäulen beobachten, von denen zuerst Eugen Gradmann (in den Kunstwanderungen S. 233) römischen Ursprung vermutet hatte. Bei E. Paulus im Inventar des Schwarzwaldkreises S. 158 heißt es nur: „Der halbrunde Triumphbogen ruht auf uralten Säulenbündeln".

Schon lange hatte ich darnach gestrebt, dem altehrwürdigen Kirchlein, das allmählich stark verwahrlost aussah und wenig Beachtung fand, wieder zu einem würdigeren Aussehen zu verhelfen und dabei dem Rätsel der Triumphbogenstützen näherzukommen. Diese Gelegenheit bot sich, als nach Kriegsende im Jahr 1920 mein Vorschlag, den Chorraum zu einer Gedächtnisstätte für die Gefallenen des Weltkriegs umzugestalten, von der Stadt Nagold angenommen worden war.

Bei den Instandsetzungsarbeiten wurde es möglich, alten Putz und Wandanstrich zu entfernen und die rätselhaften Säulen und Fundamente bloßzulegen. Bei den Untersuchungen unter der Leitung des damaligen Privatdozenten der Kunstgeschichte an der Universität Tübingen, Dr. G. Weise (s. Württ. Schwarzwaldvereinsblätter 1920 S. 65 ff.), ergaben sich einige überraschende Funde. An der Südwand und andern Stellen wurden umfangreiche Reste wertvoller mittelalterlicher Wandmalereien freigelegt (s. Christ, Schwäb. Heimatbuch 1922, S. 42). Ganz überraschend war der Fund eines Mauerzugs unter der Ostwand des Schiffs, unmittelbar unter der Triumphbogenöffnung, der sich nach Mauertechnik und Ziegelfunden unzweifelhaft als römisch feststellen ließ. Schon damit war der römische Ursprung der Wandsäulen, abgesehen von den bei der völligen Freilegung sich zeigenden Einzelformen, noch wahrscheinlicher gemacht. Eine weitere Bestätigung gab die Aufdeckung stattlicher Reste der schon längst in der Nähe vermuteten römischen villa durch das Landesamt für Denkmalpflege im Herbst 1924 (vgl. Paret, Schwarzwaldvereinsblätter 1925 S. 3 ff.).

Es handelt sich aber hier um ganz anders geartete Säulen als bei anderen derartigen Funden im Lande (z. B. Stammheim, Rottenburg[1], Abb. 25). Während es dort runde, gedrehte

[1] Aufgestellt am Fußweg Rottenburg – Niedernau über dem rechten Neckarufer.

Digitized by Google

Einzelſäulen ſind oder (wie bei Rottenburg, ſ. Abb. 26) eine Dreiviertelſäule, bei der an einer Seite noch ein rechtwinkliger Anſatz ſtehen gelaſſen iſt, der die Säule in die Mauer einband, ſehen wir in Nagold vor einem annähernd quadratiſchen Pfeilerkern je zwei mit den Achſen rechtwinklig zu einander geſtellte Dreiviertelſäulen (Abb. 24). Die Profilierung iſt ähnlich wie bei andern römiſchen Säulenfunden im Lande (Abb. 25), nur zum

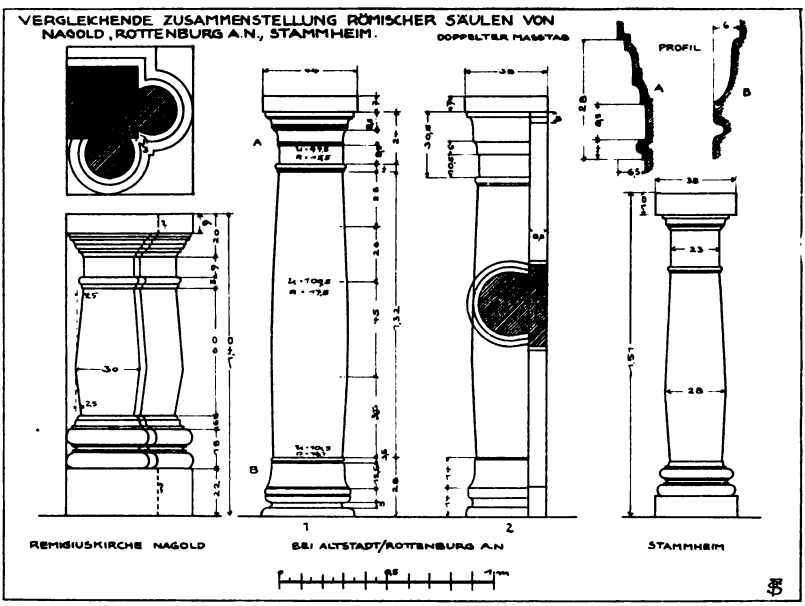


Abb. 25

Teil etwas ungeſchickt in der Ausführung, wie z. B. die ungleiche Stärke und deshalb nach links ſchräg laufende Profilierung des Pfeilerkapitäls am nördlichen Stück beweiſt. Der Fuß zeigt die Formen der attiſchen Baſis mit zwei kräftigen Wulſten, getrennt durch eine kleine Kehle mit Plättchen. Der gedrungene Schaft hat eine kräftige Schwellung. Ein Halsring in der üblichen Form mit Wulſt und Plättchen ſchließt ihn ab. Das Kapitäl beſteht aus einer kleinen Kehle und ſchwachem Viertelſtab, durch Plättchen getrennt, mit kräftiger Deckplatte. Während an der Leibung des nördlichen Triumphbogenpfeilers die

Digitized by Google

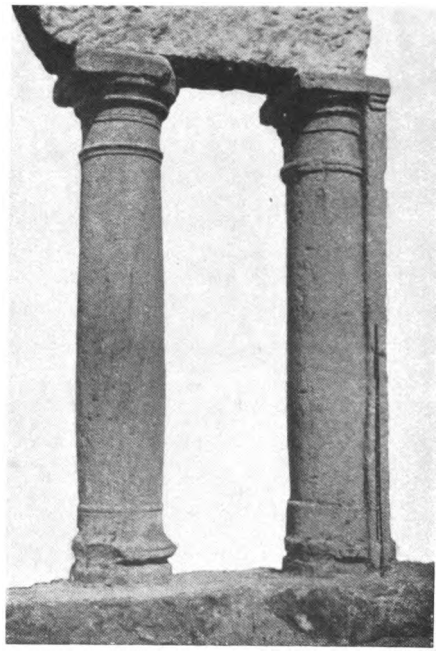


Abb. 26 Römische Säulen, aufgestellt bei Altstadt-Rottenburg a.N.

Digitized by Google

Digitized by Google

Fläche glatt heruntergearbeitet erscheint (Abb. 23), sieht man gegenüber am Fuß des Pfeilers das Profil der Basis noch zum Teil herumgekröpft. Auf der Seite gegen das Schiff hat auch der Pfeilerkern die gleiche Profilierung wie die Säulen.

Der ganzen Gestaltung nach werden diese zwei Steine in den Ecken einer der üblichen Vorhallen an der in nächster Nähe gelegenen villa rustica aufgestellt gewesen sein. Diese Halle müßte aber wohl nach drei Seiten, nicht nur nach einer wie in Stammheim und sonst auch wohl in Rottenburg, offen gewesen sein, etwa ähnlich wie an der villa bei Bollendorf (vgl. Paul Steiner, Römische Landhäuser im Trierer Bezirk, Abb. 1, Herstellungsvorschlag von D. Krencker), ein Fall, wie er mir sonst bei uns nicht bekannt ist. Bei der Wiederverwendung im Bau der Kirche wurde jedoch die ursprüngliche Bestimmung außer acht gelassen. Die eine Viertelsäule ist nämlich beidemal gegen die Mauer gekehrt und zum Teil in die Chorwand eingemauert, die andere gegen den Chorraum gerichtet, vom Schiff her also nicht sichtbar. Es könnte sein, daß eben nur der Altarraum als der wichtigste Teil dieser Kapelle des ehemaligen, durch eine Urkunde vom Jahr 776 bezeugten fränkischen Königshofes durch diese Säulenstücke ausgezeichnet werden sollte. Offenbar ist das Ganze durch Bauleute, die in der Steinbearbeitung und Mauertechnik noch wenig Erfahrung und Übung hatten, ausgeführt worden. Denn außer der sonderbaren Verwendung der römischen Reste machen die ungleich geformten und roh behauenen Kämpfersteine nebst anderem den Eindruck der Unbeholfenheit.

Digitized by Google

Neues zur römischen Wasserleitung von Rottenburg

Von Oscar Paret

Die Urgeschichtsforschung ist aufs engste verknüpft mit einer Reihe anderer Wissenschaften, so mit der Geschichte, Völkerkunde, Klimalehre, Geologie, Botanik u. a. Die wesentlichsten Fortschritte der letzten Jahre auf dem Gebiet der Urgeschichte sind der Zusammenarbeit von Prähistorikern, Botanikern und Geologen zu verdanken. Als erste Zusammenfassung und grundlegendes Werk dieser gemeinsamen Arbeit erschien 1923 das Buch von Gams und Nordhagen: Postglaziale Klimaänderungen und Erdkrustenbewegungen in Mitteleuropa, ein Werk, das mit seinen neuen Gesichtspunkten die urgeschichtliche Forschung außerordentlich angeregt und gefördert hat.

Lassen sich Klimaänderungen der letzten Jahrtausende insbesondere durch die Untersuchung der wechselnden pflanzlichen Zusammensetzung und am Schichtenaufbau der Hochmoore erkennen und durch die in den Torfschichten lagernden vorgeschichtlichen Siedlungsreste sogar zeitlich mit ziemlicher Genauigkeit festlegen, so zeigen Seeablagerungen und Strandlinien, manchmal beträchtlich über dem heutigen Spiegel unserer Seen gelegen, Bewegungen der Erdkruste in geologisch junger Zeit an. Ja, durch Feinnivellements, die von Zeit zu Zeit wiederholt werden, konnte z. B. am Bodensee und für Oberbayern nachgewiesen werden, daß die Erdkruste auch heute in dauernder, wenn auch sehr langsamer Bewegung ist, d. h. sich in der einen Gegend hebt, in einer andern sich senkt.

Solche Feinnivellements kennt man aber erst seit wenigen Jahrzehnten.

Hier möchte ich nun auf Anlagen hinweisen, die die Meister der Technik im Altertum, die Römer, geschaffen haben und die uns für eine fast 2000 Jahre zurückliegende Zeit ähnliche Dienste

Digitized by Google

leiſten wie die Feinnivellements von heutzutage: die römiſchen Waſſerleitungen. Inwieweit die großartigen Waſſerleitungen von Rom oder Nimes, von Augſt, Windiſch oder Straßburg, in Deutſchland die 80 km lange Leitung von Köln oder die von Mainz u. a. genügende Anhaltspunkte für Nivellements ergeben, kann und ſoll hier nicht unterſucht werden. Wir wollen einzig die römiſche Waſſerleitung von Rottenburg, die größte derartige Anlage unſeres Landes, unter dieſem Geſichtspunkt betrachten.

Die erſte gründliche Unterſuchung der römiſchen Waſſerleitung von Rottenburg (römiſch Sumelocenna) hat Eiſenbahninſpektor Mönch auf Veranlaſſung des Landesamts für Denkmalpflege in den Jahren 1911/12 durchgeführt. Die Ergebniſſe ſeiner Forſchung ſind in den Blättern des Schwäbiſchen Albvereins vom November 1913 (Spalte 401—412) niedergelegt. Im ſelben Auftrag hat damals Major z. D. Steiner die noch feſtſtellbaren Reſte der Leitung in mit Höhenkurven verſehene Flurkarten eingemeſſen. Auf Grund dieſer Forſchungen ſind die wichtigſten Tatſachen folgende:

Die römiſche Quellfaſſung lag im Rommelstal 1,2 km oberhalb Obernau in einer Meereshöhe von 385 m. Bei Obernau gelangt die Leitung in das Neckartal, an deſſen linkem Talhang ſie, den Flußſchlingen folgend, von Weſt nach Oſt bis Rottenburg entlang zieht. Der letzte feſtſtellbare Punkt liegt etwa 700 m talaufwärts vom Landesgefängnis in Rottenburg, bei dem der römiſche Sammelbehälter in einer Meereshöhe von etwa 372 m angenommen werden muß. Das Geſamtgefäll der 7,16 km langen Leitung zwiſchen Quelle und Behälter beträgt alſo rund 13 m, d. h. etwa 0,2 %. Daß dieſe Maße in römiſcher Zeit etwas andere waren, werden wir nachher ſehen. Die Anlage ſelbſt beſtand in einem 0,35 m tiefen und 0,32 m weiten Kanal zwiſchen Mauern. Dieſe ruhen auf einem 1,70 m breiten und 0,60 m hohen Fundament. Die Geſamthöhe beträgt 1,10 m. Der Kanal war urſprünglich ganz offen, ſpäter wurde er am Hang ſtreckenweiſe zum Schutz überwölbt.

Der Bau der Leitung mit ihrem ſchwachen Gefäll hat ein genaues Nivellement zur Vorausſetzung. Die Anlage iſt ein bewundernswertes Werk der römiſchen Techniker des 2. Jahrhunderts n. Chr.

Digitized by Google

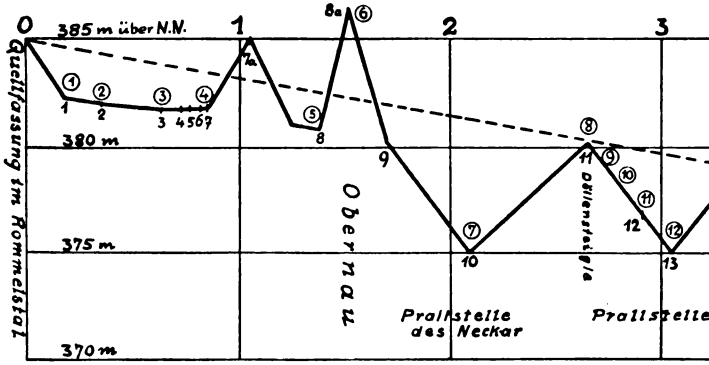


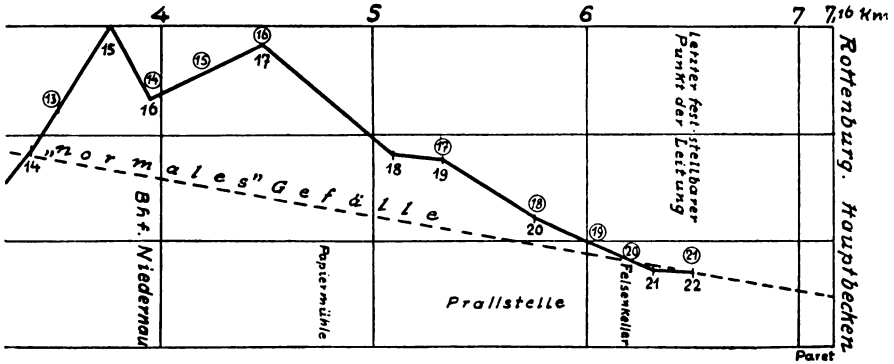
Abb. 27 Längenprofil der römischen Wasserleitung

Uns interessiert hier vor allem das Längenprofil der Wasserleitung (Abb. 27). Der Herstellung dieses Profils liegen die genannten Flurkarteneinträge Steiners zugrunde. Die von Steiner eingetragenen Punkte der Leitung sind mit 1, 2, 3 ff. bezeichnet. Die darüber gesetzten von Kreischen eingeschlossenen Ziffern entsprechen den von Mönch a. a. O. in seiner Karte (Abb. 2) angegebenen Punkten.

Das so entstandene Längenprofil zeigt einen recht auffallenden Verlauf, wobei zu berücksichtigen ist, daß die Höhen zur Verdeutlichung im 100fachen Maßstab der Länge aufgetragen sind. Wir sehen die gestrichelte Linie des „normalen" Gefälles, d. h. die Linie, der sich die Sohle der Wasserrinne möglichst weitgehend angepaßt haben muß, denn schon bei einer Abweichung von etwa 20 cm nach oben an irgend einer Stelle wäre ja das Wasser über die Kanalwände geflossen. Die die festgestellten Punkte der Leitung verbindende Linie weicht aber von der „normalen", Anfangs- und Endpunkt verbindenden Profillinie weit ab, zickzackförmig schwingt sie, besonders oberhalb Bahnhof Niedernau, bald darüber, bald darunter.

Nun enthalten die Messungen zweifellos eine ganze Reihe von Fehlerquellen. Bei den oft recht dürftigen Resten der Anlage mögen das eine Mal die untersten Fundamentlagen, das andere Mal bis 1 m höher gelegene Teile der Kanalwände vermessen worden sein. Weitere Fehler müssen sich beim Eintrag in die Flurkarte und bei der von den Höhenfestpunkten der Topographen

Digitized by Google



von Rottenburg a. N. (100fach überhöht)

ausgehenden Höhenermittlung ergeben haben. So mögen sich die auffallend hochliegenden Punkte 7a und 8a erklären. Aber selbst bei Berücksichtigung dieser Fehlerquellen ist unbestreitbar, daß die Leitung bis Punkt 14 im allgemeinen unterhalb der „normalen" Gefällslinie verläuft, von Punkt 14 ab ganz oberhalb. Das kann nicht nur an den Fehlerquellen liegen, denn es ist nicht einzusehen, warum diese in der zweiten Hälfte der Leitung durchgängig im Sinne nach oben, in der ersten Hälfte im allgemeinen im Sinne nach unten gewirkt haben sollen. Zudem hat auf meine Veranlassung hin Landesgeologe Dr. Axel Schmidt in dankenswerter Weise Punkt 15 neu einnivellieren lassen und dabei festgestellt, daß dieser Punkt tatsächlich in 385 m Höhe liegt.

Wir haben also die auffallende Tatsache, daß etwa 4 km von der Quelle entfernt die römische Wasserleitung heute wieder die Höhe der Quellfassung erreicht, um dann gleichmäßig und verhältnismäßig rasch sich nach dem Sammelbecken in Rottenburg zu senken. Die besonders tief liegenden Punkte 10 und 12—13 erklären sich wohl dadurch, daß hier am Außenbogen der Flußschlinge zwischen Obernau und Bahnhof Niedernau Prallstellen sind, an denen der Neckar den am Fuß des Hanges sich sammelnden Schutt ständig weggeschwemmt hat, so daß der Gehängeschutt und damit auch der in diesen eingesetzte gemauerte Kanal rascher abwärts geglitten ist als anderswo.

Der merkwürdige Verlauf des Längenprofils läßt sich nur damit erklären, daß seit der Römerzeit in dieser Gegend Erd-

Digitized by Google

krustenbewegungen stattgefunden haben in der Weise, daß sich das Gelände bei und unterhalb Bahnhof Niedernau im Verhältnis zu dem Gelände oberhalb Niedernau um etwa 5 – 7 m gehoben bzw. daß sich der Boden oberhalb Niedernau um diesen Betrag gesenkt hat. Wir brauchen dabei keineswegs an über größere Gebiete sich erstreckende Bewegungen zu denken. Daß es sich im Gegenteil nur um eine örtlich bedingte und daher auch örtlich begrenzte Erscheinung handelt, dafür spricht der geologische Aufbau der Gegend.

Das tief eingeschnittene Tal des Neckar verläuft bis etwas unterhalb Bahnhof Niedernau im mittleren Muschelkalk, im Anhydritgebirge, das bis 20 m mächtige Gipslager enthält (Gipsbrüche zwischen Obernau und Bahnhof Niedernau). Unterhalb Niedernau reicht der widerstandsfähige obere oder Hauptmuschelkalk bis zur Talsohle und tiefer, da er gegen Ost stärker einfällt als die Talsohle. Hier ist das Tal daher steil und eng, während in den Anhydritschichten der Fluß sich ein breiteres Bett ausräumen konnte. Das mußte gleichzeitig zur Auslaugung der Gipslager und zum Nachsacken des darüber lagernden Hauptmuschelkalks in der Nachbarschaft des Taleinschnittes führen. Die im Längenprofil der Wasserleitung sich ausdrückende Senkung oberhalb Bahnhof Niedernau läßt sich durch die Auslaugung des hier im Tal anstehenden Anhydritgebirges erklären. Der Sprung von Punkt 14 nach 15 legt den Gedanken an eine hier durchziehende lokale Verwerfung nahe.

Die Leitungsstrecke unterhalb Bahnhof Niedernau, wo eine Auslaugung des hier ganz unter der Talsohle liegenden Anhydrits nicht stattfinden konnte, wird uns also annähernd das ursprüngliche Gefälle der Leitung zeigen. Dafür spricht auch der hier recht regelmäßige Verlauf der Gefällslinie im Gegensatz zu der stark gestörten Linie oberhalb Bahnhof Niedernau. Verlängern wir diese Profillinie rückwärts bis zur Quelle, so kommen wir zu einem Punkt, der etwa 10 m über der heutigen Quelle liegt. Eine Auslaugung und ein örtliches Nachsinken in diesem Betrag ist sehr wohl möglich. Das Gefälle der römischen Wasserleitung war also jedenfalls größer als 0,2 %, wahrscheinlich 0,33 %. Das „normale" Gefälle unserer Abbildung gibt also nicht das tatsächliche Gefälle zur Zeit der Römer wieder.

Digitized by Google

Vielleicht ergeben ſich aus der geologiſchen Aufnahme des Blattes Rottenburg 1:25000, das druckfertig vorliegt, weitere Unterlagen für die aus dem Längenprofil der römiſchen Leitung erſchloſſenen geologiſchen Veränderungen während der letzten 1700 Jahre. Jedenfalls zeigt die Auswertung des Profils, wie wertvoll eine Zuſammenarbeit von Prähiſtorie und Geologie für beide Teile ſein kann.

Digitized by Google

Zum Ortsnamen Murrhardt[1]

Von Karl Bohnenberger

Man kann fragen, warum Murrhardt so und nicht Murr heißt, mit andern Worten, warum die Siedlung nicht unmittelbar nach dem Flusse benannt ist, sondern umständlicher nach dem Hart, das seinerseits den Namen vom Flusse erhalten hat. Benennung der Siedlungen unmittelbar mit Flußnamen findet sich ja sehr häufig, nicht nur mit solchen auf -bach und -ach wie Fornsbach, Sulzbach, Reichenbach, Weißach, sondern auch mit solchen ohne diesen Zusatz, wie Lautern, Ober-, Unter-Kochen, (Neckar-)Rems. Im besonderen tritt die Verwendung von Flußnamen zur Bezeichnung von Ortschaften gerne an den Stellen auf, wo der Fluß anhebt, damit an der Mündung und am Ursprung. Belege dafür gibt es in großer Zahl. Von den eben genannten liegen Ober-, Unter-Kochen am Ursprung, (Neckar-)Rems an der Mündung. Bei letzterem weist das vorgesetzte Bestimmungswort Neckar- ausdrücklich darauf hin, daß diejenige Ortschaft Rems gemeint ist, die beim Ausfluß in den Neckar liegt (ganz wie Neckarsulm am Ausfluß der Sulm in den Neckar). So gibt es denn auch am unteren Ende der Murr eine Ortschaft Murr. Warum nun nicht auch Murr statt Murrhardt? Die Abweichung von der Regel ist jedoch nur eine scheinbare. Murrhardt liegt noch lange nicht am oberen Ende des Flusses. Dieser hat dort schon einen Lauf von 10 km hinter sich. Dagegen liegt an seinem oberen Ende eine Ortschaft mit dem bloßen Flußnamen, nämlich Westermurr, d. i. westliche Murr, zweigeteilt in Hinter- und Vorder-Westermurr, und so muß ehemals der dort entspringende Bach geheißen haben, der heute als „Murr" schlechtweg bezeichnet wird. Der Regel ist also Genüge getan und es hat hier, wie häufig, der Ortsname eine ältere Benennung des Flusses bewahrt.

[1] Anm. des Herausgebers: In Murrhardt ist am 10. Februar 1856 Eugen Nägele geboren.

Digitized by Google

Ehe ich nun zu Murrhardt zurückkehre, gehe ich erst den Folgerungen nach, die sich daraus ergeben, daß dieser eine Quellarm die westliche Murr hieß. Trug der eine Quellarm diesen Namen, so läßt sich erwarten, daß die übrigen entsprechende Benennungen aufweisen oder ehemals aufwiesen. Es sind nämlich deren mehrere. An der Oberamtsgrenze beim Göckelhof vereinigen sich mit der heute als Murr bezeichneten Westermurr zwei weitere Bäche, der Gänsbach[1] und ein von Neustetten kommender Bach, die ihrerseits wieder aus mehreren Rinnsalen zusammenfließen. Nachher folgt noch einen Kilometer weiter abwärts der Fornsbach. So erwartet man im Gänsbach einen mittleren, in dem von Neustetten kommenden oder im Fornsbach einen östlichen Quellarm. Nun liegt am Gänsbach die Ortschaft Mettelbach, benachbart auf der Höhe Mettelberg. Im allgemeinen sind bei solchen Namenpaaren die Flüsse die früher benannten und damit Namen schöpfenden, wie z. B. von dem Namenpaar Reichenbach und Reichenberg ersterer Name der ältere ist (reicher d. i. starker Bach) und der Reichenberg den Berg am Reichenbach meint (zweiteiliges Reichenberg statt des dreiteiligen Reichenbachberg wie Reißnagel statt Reißbrettnagel.

Hienach darf Mettelbach als älterer Name des Gänsbaches angesehen werden. Damit wird auch höchst wahrscheinlich, daß im ehemaligen Namen dieses Baches das Eigenschaftswort mettel vorliegt, das in Flurnamen und Ortsnamen als Nebenform von mittel auftritt (wie vermutlich im Geschlechtsnamen Mettler neben Mittler) in Übereinstimmung mit neder neben nieder. So darf dieser Bach mit aller Sicherheit als die „mittlere Murr" neben der Westermurr in Anspruch genommen werden. Bestätigend kommt noch hinzu, daß die Flurkarten beim Ursprung eines Quellrinnsals des Gänsbaches am Weidenhof den Namen Murr verzeichnen[2]. Diese Mittel-Murr erfordert nun aber um so sicherer ein Oster-Murr. Für eine solche bleiben die schon ge-

[1] So nach der Karte 1 : 50 000. Auf den Flurkarten heißt er Göckelbach und Ottersbach. Dafür wird hier der von Neustetten kommende Bach Gänsbach genannt (in seinem Quellgebiet eine Gänsklinge). Auch dieser Widerspruch zeigt, wie nötig die Nachprüfung der Bachnamen ist.

[2] Den erschlossenen Bachnamen Mettelbach habe ich dann wirklich nachher angetroffen im Lagerbuch des Klosters Murrhardt von 1576 (Staatsarch. Lagerb. G. 1687), wo es heißt: der Mettelbach fangt an ob Weidenbach und mündet in den Neustetter Bach.

Digitized by Google

nannten Wasserläufe, der Fornsbach und der von Neustetten kommende Bach[1]. Die Stelle des Zusammenflusses spricht mehr für letzteren. Auch wird Fornsbach eine ursprüngliche Bezeichnung des heute diesen Namen tragenden Baches sein, da daraus ein Ortsname hervorging. Was diesen Bachnamen angeht, so könnte er mit dem des Vorbachs der Tauber und des Forbachs der Murg zusammengenommen werden, da es sich bei ersterem wie bei beiden letzteren um einen Quellfluß handelt, der von unten her betrachtet die untere Richtung des vereinigten Flusses nach oben fortsetzt an einer Stelle, wo der namentragende Quellfluß ein Knie macht, und es müßte dann wohl auch diese gleiche Eigenschaft der drei Bäche den Namen veranlaßt haben, der aus vor und bach herzuleiten wäre. Die Abweichung des Namens Fornsbach, die in dessen „n" liegt, macht aber doch wahrscheinlicher, daß das Wort For(h)en d. i. Forelle darin enthalten ist, und dies trotz des „s"[2]. Also wird der Neustetter Bach als Oster-Murr zu gelten haben. Dann vereinigen sich zunächst beim Göckelhof Oster-Murr und Mittel-Murr (Mettelbach), nach einem halben Kilometer kommt auch die Westermurr dazu.

Erscheint es so durchaus erklärlich, warum die zur heutigen Stadt herangewachsene Siedlung nicht den Namen „Murr" trägt, so bleibt noch zu erwägen, warum sie gerade Murrhardt heißt. Daß diese Bezeichnung Hart d. i. Weidewald an der Murr bedeutet und somit als „Stellenbezeichnung" von dem umgebenden Walde hergenommen ist, leuchtet ohne weiteres ein. Doch bleiben auch da noch allerlei sachliche Erwägungen. Daß die weltliche deutsche Siedlung an eine ihr vorausgehende Klostergründung der Karolingerzeit anwuchs, scheint trotz des Fehlens zuverlässiger Berichte über die Gründung des Klosters als sicher angesehen zu werden. Daß zunächst der Stelle beider einstens ein römisches Grenz-Castrum samt anschließenden bürgerlichen Bauwesen lag, ist nachgewiesen[3]. Richtig ist auch der häufig wieder-

[1] Dieser in der eben angegebenen Stelle des alten Lagerbuchs der Neustetter Bach benannt.

[2] Das genannte Lagerbuch schreibt Furnsbach. Fischers Schwäb. Wb. 2, 1864 kennt auch Furn als Bezeichnung mehrerer Fischgattungen.

[3] Das Kastell auf der Flur „Bürg", wie denn vordeutsche Befestigungen gerne als Burg bezeichnet werden. - Mit dem Fortschreiten des Limeswerkes sind die Zusammenhänge zwischen der römischen Grenzwehr und deutschen Flurnamen so deutlich geworden, daß sich eine umfassende Untersuchung derselben lohnen würde.

Digitized by Google

holte Satz, daß römische Anlagen in der Regel Anlaß zu frühen germanischen Siedlungen gaben. Als naheliegender Fall der Übereinstimmung bietet sich ja auch Mainhardt. Aber es erheben sich noch die Fragen, wie der Zusammenhang zwischen der Klosteranlage und der römischen Niederlassung zu denken ist, wenn mehr als fünfhundert Jahre dazwischen lagen, welchen Bezirk Murrhardt als Flurname bezeichnete und wie sich erklärt, daß das Kloster diesen Bezirksnamen statt eines eigentlichen Klosternamens trug. Zunächst ist es hinsichtlich des Anschlusses deutscher an römische Siedlungen ein anderes um den Zusammenhang zwischen Römersiedlungen und alemannischen ingen-Orten der Landnahmezeit oder gleichalterigen fränkischen heim-Orten und um den zwischen Römersiedlungen und Ortschaften wie Murrhardt oder Mainhardt. Um eine alsbaldige Dauerbesiedlung durch die einbrechenden Alemannen kann es sich bei der Lage der dortigen Römersiedlungen nicht handeln. Die gesicherten germanischen Ortschaften aus der Landnahmezeit und den nächsten Jahrhunderten blieben nach Ausweis der Ortsnamen 30 km von Murrhardt entfernt, ähnlich weit von Mainhardt. Bei diesem Abstande war eine Besiedlung dieser abgelegenen Waldstellen zunächst ausgeschlossen, ebenso aber eine Nutzungsweise, die Hin- und Herbewegung am gleichen Tage erheischt. Denkbar bleibt dagegen eine Abweidung durch dort stehendes Vieh. Außer den freigelegten Flächen mußten die von den Römern hergestellten Zugänge und die Ausräumung der Wälder um die Rodungen her eine solche Bewirtschaftung in hohem Maße erleichtern. An der Offenhaltung der römischen Wege kann kaum gezweifelt werden, weil das Bedürfnis der Verbindung zwischen der Neckar- und der Kocherlandschaft diese verlangte. So läßt es sich verstehen, daß der Umkreis der römischen Anlagen bei Murrhardt wie Mainhardt als Weidegebiet aufgesucht und als Hart bezeichnet wurde.

Als Benennung einer Sonderart des Waldes paßte nun aber Hart zunächst nur auf beschränkte Waldstücke. Der Großteil des bewaldeten Berglandes war nicht zur Weide geeignet. Dies geht auch aus den Ortsnamen und Flurnamen hervor, soweit wenigstens die Auswahl auf den heutigen Flurkarten ein Urteil bei letzteren gestattet. Sie zeigen die Benennung Hart auf wenige Stellen mäßigen Umfangs beschränkt. Hartnamen

Digitized by Google

liegen vor in Geißelhardt, Sittenhard, die beide zu Ortsnamen wurden, und vermutlich in Hördhof, Hördfeld, Hördbach, Marhörd, deren hörd statt hert auf die fränkische Behandlung des Wortes zurückgehen kann (im Fränkischen die Hart, im Dativ herti, später hērt). Die übrigen Waldstücke sind mit Vorliebe nach der Erhebung mit -berg benannt. So ist man versucht in vorläufiger Aufteilung bis zu gründlicherer Durchforschung der Quellen das Mainhart auf das Weidegebiet zwischen den Rotquellen und der Brettach zu beschränken und am Nordrande nördlich der Brettachquellen das Geißelhart anzusetzen, am Ostrande zwischen oberer Rot und Biber das Sittenhart, südwestlich davon in der Beuge der Rot (bis zum Mühlbach) das Marhart d. h. das Grenzhart am Marbächle, dem Grenzbächle (doch wohl zwischen Murr- und Kochergrafschaft). Die Lage dieser Hartbezirke im Brettach- und Rotgebiet weist überall auf beschränkten Umfang hin. Ins Murrgebiet und damit auch wieder auf die Westseite des Limes führt zunächst im Norden des Murrgebietes das durch den Hördhof angezeigte Hart zwischen dem Trauzenbach und dem Harbach. Ist letzterer ein Hartbach, wie ich im Augenblick nicht festzustellen vermag[1], und der zugehörige Ortsname Murrhärle aus Murrhärtle hervorgegangen, so reicht dieses ganze Hartgebiet an die Murr heran. Damit darf es denn schon zum Murrhart gerechnet werden, das in diesem Falle die Waldweidestücke auf den Höhen nördlich der heutigen Stadt in sich begriffen hätte. Ob es auch südlich der Murr früh genutzte Waldweidestücke gab, vermag ich aus den Flurkarten nicht zu ersehen. Soll aber der Name Murrhart berechtigt sein, so muß dieser Weidewald doch wohl zugleich den Talgang der Murr umfaßt haben. Dabei blieb er dann aber immer noch wie die übrigen Hartnamen die Benennung eines beschränkten Waldstückes. Daneben mag man freilich in beiläufiger Benennung immer auch die namenlose oder weniger bekannte Umgebung unter den Namen dieser Harte inbegriffen haben, insbesondere unter dem Namen des begangenen und den Flußnamen tragenden Murrhart, als die Wälder bei diesen Harten. In diesem Sinne kann man dann immerhin von dem „großen Reichswalde Murrhart“ reden.

[1] Die mundartliche Aussprache mit a weist auf diese Herkunft hin und schließt die von Haar (mhd. hâr) aus.

Digitized by Google

Damit ist nun auch gegeben, in welchem Sinne der Waldname zum Siedlungsnamen wurde. Ortsnamen, die Stellenbezeichnungen sind, also von der besiedelten Stelle ausgehen und nicht als Siedlerbezeichnungen von den Siedlern (wie Sigmaringen, München) oder als Siedlungsbezeichnungen von der Siedlung (Bebenhausen, Heidenheim), pflegen im allgemeinen die Benennung eng begrenzter Stellen zu tragen. Zu diesem Verfahren paßt der Ortsname Murrhardt völlig, wenn er von der Bedeutung des Waldnamens ausgeht, die ich eben als die ursprünglichere und bestimmtere zu erweisen suchte. So scheint es mir keinem Zweifel zu unterliegen, daß Murrhardt als Ortsname von der Benennung eines Weidewaldstückes an der Murr hergenommen ist und nicht vom Namen des großen Reichswaldes.[1]

So bleibt zuletzt noch die Frage nach der Besonderheit des Klosternamens. Diese kann leider nicht mit Sicherheit beantwortet werden, weil einerseits zuverlässige Nachrichten über die Klostergründung fehlen und andererseits unsere Kenntnisse über die Benennungsweise der Klöster im Laufe der Jahrhunderte noch unzulängliche sind.[2] Soweit letztere heutigen Tages reichen, läßt sich wohl sagen, sie schließen zwar nicht aus, daß eine Klostergründung des 9. Jahrhunderts aus grüner Wurzel d. h. auf bisher unbesiedeltem Boden mit einer Stellenbezeichnung benannt wurde, sie zeigen jedoch dieses Verfahren nur in der Minderheit der Fälle; es ist vom Namen aus wahrscheinlicher, daß das Kloster die Benennung Murrhardt von einer vorausgehenden bürgerlichen Siedlung übernahm. Die sagenhafte Gründungsgeschichte in der angeblichen Urkunde des Kaisers Ludwig d. Fr. (von 814, Wirtemb. Urk.B. 1, Nr. 78), scheint über diese Frage widersprechende Angaben zu machen. Sie läßt zunächst den Gründer Walderich eine solitaria vita im Walde an der Murr (in nemore juxta rivum, qui Murra vocatur) in der Nähe eines dem Kaiser gehörigen castrum führen, quod vulgo Hunemburg dicitur. Bald darauf (non multo post) habe der

[1] Wie der Name Ellwangen von einer Einzelstelle ausging und nicht vom Virgunda-Walde.

[2] Auch eine Darstellung der Klosternamen in ihrer zeitlichen Abstufung wäre eine dankbare Aufgabe, nur müßte dabei ernstlich unterschieden werden zwischen Gründungen aus grüner Wurzel und solchen, die sich an zuvor vorhandene Siedlungen anschlossen.

Digitized by Google

Kaiſer dem Walderich zu einer vita monastica mit zwölf Mönchen eine Fläche von je einer Meile in den vier Himmelsrichtungen um dieſe Stelle her geſchenkt (ab eodem loco per quatuor dimensiones). Der Verfaſſer der Urkunde nimmt alſo an, daß das Kloſter bei der Einſiedelei errichtet worden ſei, die ihrerſeits nahe der Hunemburg im Walde lag. Für uns enthält dieſe Ortsangabe die Beſtimmung einer unbekannten Größe durch eine andere unbekannte, denn es ſcheinen zuverläſſige Berichte nicht nur über die Frage der für karolingiſche Zeit höchſt verdächtigen Kaiſerburg zu fehlen, ſondern auch über die Stelle, wo dieſe nach der Meinung ſpäterer Jahrhunderte geſtanden haben ſoll. Dagegen bekommt man aus dem bisher beſprochenen Teil der Urkunde den Eindruck, daß ſie von keiner dem Kloſter vorangehenden bürgerlichen Siedlung Murrhardt weiß. Unmittelbar hernach ſetzt ſie jedoch einen Pfarrſprengel Murrhardt voraus (tres parochias quarum nomina sunt Viheberc, Murhart, Sultzbach). So erwünſcht dieſes Zeugnis für eine dem Kloſter vorausgehende weltliche Siedlung iſt, ſo unwahrſcheinlich ſind die drei Pfarreien. Alles was man dann weiter aus noch ſpäteren Aufzeichnungen und aus den Patronen der zwei Murrhardter Kirchen erſchloſſen hat, habe ich zur Seite zu laſſen, da mir darüber das Fachurteil fehlt. So muß ich die Frage nach der Reihenfolge der deutſchen Siedlungen unentſchieden laſſen. Ich füge jedoch bei, daß der Name des bei der Friedhofkirche anſteigenden Waltersbergs den Namen des Kloſtergründers trägt und frühe getragen haben muß, da eine auf dem Berge erbaute Ortſchaft ihn übernehmen konnte. Die Nebenſilbe —ers iſt oft aus —riches entſtanden (auch Alpirsbach darf von Albrichsbach hergeleitet werden) und bei der örtlichen Übereinſtimmung muß hier dieſe Herleitung als geſichert gelten. Aber auch aus dieſem Namen weiß ich für die Kloſtergründung nichts zu entnehmen, da er mehrdeutig iſt. Er kann einen Berg meinen, der dem Walderich gehörte, oder einen, an dem eine Walderichskirche ſtand, oder einen, der zu einer ſolchen Kirche gehörte. Alles in allem erweiſt ſich alſo dieſe Unterſuchung nur in gewiſſer Hinſicht erfolgreich.

Digitized by Google

Anhang:

Zur Forsturkunde von 1027

Mangels älterer echter Urkunden über das Murrhardter Kloſter iſt die Kaiſerurkunde von 1027, die einen Bannforſt um das Kloſter her ausſcheidet (Wirtemb. Urk.B. 1, Nr. 219), für die Kloſtergeſchichte von beſonderem Werte. Gleich wertvoll ſind ihre Angaben über die Umgebung Murrhardts, da ſie zahlreiche Ortsbeſtimmungen enthält, vorwiegend ſolche nach Waſſerläufen und dabei die Namenformen des 11. Jahrhunderts überliefert. Dieſe ſind nun zwar zumeiſt leicht deutbar, ſie geben aber doch zu mancherlei Erörterungen Anlaß. Die Umgrenzung des auszuſcheidenden Forſtes beginnt im Südweſten am Urſprunge der zur Rems fließenden Wieslauf. Die Urkunde ſagt: ab ortu rivi qui dicitur Wisilaffa. Dieſe urkundliche Namenform weicht von der heutigen auffallend ab. Sie weiſt auf Wieſel und affa d. i. Bach hin. Ob die Schreibung genau iſt und nicht etwa für Wisilouffa ſteht, kann nur durch das Verfahren anderer älterer Belege entſchieden werden. Von da geht die Umgrenzung zunächſt zum Saſſenberg (usque ad montem Sassenberch). Daß mit deſſen Namen der heutige Ortsname Sechſelberg zuſammenhängt, kann nicht bezweifelt werden. Doch beſtehen auch hier Zweifel an der Genauigkeit der Schreibung. Der heutige Name weiſt auf eine mit der Verkleinerungsſilbe —il verſehene Form des erſten Wortteils zurück (heutiges Sächslein). Weiter ſoll die Grenze laufen mittendurch zwiſchen dem Heroltosbach und der Wizzaha und weiter zum Eichenberg (et sic per medium duorum rivorum Heroltosbach et Wizzaha et ita ad montem Eicheneberch). Die Bäche ſind die Weißach, die wenig oberhalb Backnang in die Murr mündet, und der Hörſchbach.

Die Verſchleifung, die in der heutigen Namenform vorliegt, iſt eine häufig zu beobachtende.[1] Dieſer Bach mündet wenig unterhalb Murrhardt. Die Bäche ſind alſo im Unterlauf ziemlich weit von einander entfernt, ihre Quellen liegen jedoch nahe bei einander zu beiden Seiten von Sechſelberg und dieſe werden zunächſt gemeint ſein. Eichenberge oder Eichelberge gibt es

[1] Nachträglich ſah ich, daß ſchon A. Klemm in den Blättern des Murrgauer Altertums-Vereins 29, 122 dieſe Deutung gab.

Digitized by Google

dort mehrere, einen Eichelberg auf der Markung von Unterbrüden, einen auf der Nordseite des Eichelbachs. Letzterer paßt besser.[1] Dann von diesem Berge zur Murr und an der Murr hinauf bis zur Mündung der Lauter (Lutiraha), also unterhalb Sulzbach, hernach „sic in sursum per Luttiraha usque Siuerenesbach", d. i. bis zum Siebersbach, der beim heutigen gleichnamigen Dorfe in die Lauter mündet und genau nordsüdlich fließt, während die obere Lauter aus Nordwesten kommt; darauf an diesem hinauf bis mitten auf den Berg Hochbure (per ascensum eius usque ad medium montis Hochbure). Es muß dies eine Höhe im Norden des Siebersbachs sein, da die Grenzrichtung hier deutlich eine südnördliche ist. Man deutet sie allgemein auf die Stelle der heutigen Ortschaft Großhöchberg. Die Lage paßt und der Name klingt an, aber letzterer ist doch nicht gleich. Das Grundwort bure so, wie es geschrieben ist, mit einem r, wäre zunächst als bûre zu nehmen, das zu bûr Gebäude (Bauer in Vogelbauer und Beuren) gehört. Da dies wenig zu einem Bergnamen paßt, so nimmt man besser ungenaue Schreibung für burre Burren, aufstoßenden Hügel, an. Diese Bezeichnung mag dann später durch Berg ersetzt worden sein. Ebenso wahrscheinlich ist jedoch, daß es dort auch einen Hohen Burren gab. Weiter soll die Grenze laufen geradeaus bis zum Pfad, der durch Mainhardt führt und diesem Pfad entlang (?) bis zu einer Rotquelle (et sic in directum usque ad semitam quae ducit per Meginhart et sic per illam semitam usque ad fontem fluminis Scamnirote). Hier sind mancherlei Zweifel. Meint „in directum" die Beibehaltung der bisherigen Richtung, so muß der Grenzzug weiterhin im ungefähren nordwärts gehen. Das ist wahrscheinlich, weil die semita nördlicher anzunehmen ist. Man sieht darin einen römischen Weg von Böckingen nach Mainhardt, der dann dem Auftraggeber der Urkunde zu seiner Zeit als semita erschienen sein muß. Dieser läuft von West nach Ost, und an ihm müßte also die Grenze in diese Richtung einbiegen. Er bildet zumeist auch die Wasserscheide zwischen Sulm, Brettach und Lauter, Rot. Bei Meginhart erhebt sich die Frage, ob es Ortsname oder Flurname ist. Die Grenzbeschreibung nennt

[1] So nach Klemm a. a. O.

Digitized by Google

sonst nur Flurnamen, da sie aber bei diesen fast ausnahmslos die Gattungsbezeichnungen (Berg, Bach) davor setzt, darf man hier doch an den Ortsnamen denken. Die Flußbezeichnung Scamnirote enthält zweifellos das Eigenschaftswort scamm kurz und den Namen des Kocherzuflusses Rot. Die Beschreibung fährt nachher auch fort: und an diesem Fluß hinab bis zum Kocher (per decursum eius usque Chochinaha). Die Form Scamnirote ist in ihrem ersten Teile entweder dem Schreiber oder dem Leser mißraten. Vollständig müßte es heißen Scammun — oder Scammin — (also mit neun bis zehn gleichen senkrechten Strichen). Das Wort tritt auch im nahen Schemmbach auf. Man sieht nun in dem zusammengesetzten Namen den der heutigen Rot schlechtweg und es lassen sich auch gleiche Fälle solcher Kürzungen zur Erklärung beibringen. Demnach hat auch Spruner im Historischen Atlas die zusammengesetzte Form gewählt. Mir scheint es indes geboten, diese Deutung etwas zurechtzurücken. Erstlich führt die Linie vom Siebersbach an den Weg Böckingen—Mainhardt schon an einem Teil der Quellbäche der Rot vorbei (bei Wüstenrot), und zweitens ergibt sich, wenn man diese außer Betracht läßt und etwa die Quellbäche bei Bernbach—Finsterrot meint, immer noch kein Grenzstück, auf das der Ausdruck „entlang dem Pfade" (per illam semitam) paßt, der Pfad bleibt dann höchstens Grenzpunkt. Auch bekommt der Forst hier ein unverständliches Horn, während seine Gestalt sonst eine wohl ausgeglichene ist. Nun hat aber die Rot noch einen anderen Quellarm und bei Beziehung auf diesen verschwinden all diese sachlichen Schwierigkeiten. Es ist der bei Bubenorbis zusammenrinnende, der wie der Siebersbach die Richtung Nord-Süd einhält und heute auf den Karten als Rötelbach erscheint. Bis zu dessen Ursprung hat die Grenze reichlich Anlaß, dem wasserscheidenden Mainhardter Pfade zu folgen, bei der Wahl dieses Bachs zur Grenzbestimmung ergibt sich eine ausgeglichene Gestalt, sofern die Grenze am Pfade von West nach Ost, darnach am Bache von Nord nach Süd verläuft, er ist der „Kurze" unter den beiden Hauptquellbächen der Rot und die heutige Namenform scheint mit ihrem Verkleinerungs-l diese Eigenschaft auch noch auszudrücken. So bleibt höchstens das Bedenken, daß diese Kurze Rot nicht für sich in den Kocher mündet, sondern nur ver-

Digitized by Google

eint mit dem Hauptbache. Daß dieſe Einzelheit übergangen iſt, ſcheint mir um ſo begreiflicher, als die Abſicht deutlich darauf geht, den nordſüdwärts laufenden Grenzbach im ganzen zu nennen.[1] Im Südoſten gibt es dann freilich doch noch eine Ausbiegung, aber kein ſo ſcharfes Horn wie es die herkömmliche Deutung im Nordweſten erheiſcht und außerdem eine durch die Flußläufe begründete. Es ſoll offenbar alles Land rechts der Rot inbegriffen werden. Dazu wird nicht etwa die Nordſüdrichtung der Oſtgrenze unterhalb Fichtenberg durch Führung an dem dort von Süden kommenden Glattenzeinbach beibehalten, ſondern es wird mit der Rot an den Kocher ausgebogen, von dort aus durch Führung der Grenze am Steigersbach die Südoſtecke erreicht. Sie wird nicht durch einen Flur- oder Ortsnamen bezeichnet, ſondern durch das Zuſammentreffen der Quellen des Steigersbachs mit der Grenze zwiſchen den Franken und Schwaben. Entlang dieſer Grenze läuft die Forſtgrenze wieder an den Ausgangspunkt bei den Wieslaufquellen zurück (et sic per confinia Francorum et Swevorum usque ad supradictum fontem Wisilaffa). Demnach muß der Südoſtpunkt am Hagberg oder Hohen(n)ohl liegen.

[1] Wie Kausler im Wirt. Urk.B. vermerkt, weiſt eine der drei Abſchriften Stainnirot ſtatt Scamnirot auf; auch die im Staatsarchiv verwahrte Abſchrift des Murrh. Roten Buches hat erſtere Lesart. Stammt ſie von einem Ortskundigen, ſo könnte der Bach zu deſſen Zeit ſo geheißen haben. Wahrſcheinlicher iſt jedoch, daß Stainni einen falſchen Deutungsverſuch für das ſpäter nicht mehr verſtandene Scamni bildet.

Digitized by Google

Abb. 28 Buſſenlandſchaft
(nach einer Radierung von Profeſſor Gottfried Graf)

Digitized by Google

Digitized by Google

Michel Buck

Von Max Schermann

Aus beſcheidenem Hintergrund heraus hebt ſich die ſchlichte Geſtalt eines wiſſenſchaftlich und dichteriſch regſamen und wirkſamen Mannes, den wir als einen der Unſrigen zu achten und zu ehren wohl berechtigt ſind. Es iſt der aus Ertingen a. D. gebürtige ſpätere Oberamtsarzt der Donauſtadt Ehingen, Dr. Michel Richard Buck, der ſtill, wie er geworden und gewirkt, 1888 ein arbeitſames Leben beſchloß.

Er war ein Pfadſucher und Pfadfinder auf den tauſendfach verſchlungenen Wegen des inhaltsreichen ſchwäbiſchen Volkstums, auf denen nunmehr manche ſicheren Schrittes forſchend weiter wandeln. Was uns den Menſchen Michel Buck lieb macht, das iſt das Edle und Gewinnende ſeiner abgerundeten Perſönlichkeit, der Adel ſeiner Geſinnung, ſeine wahrhaftige Seele. Schlicht, bieder und klar erſcheint uns das innerſte Weſen des echten Sohnes ſchwäbiſcher Erde; natürlich und offenherzig ſprudelt es aus ſeinem Mund, ob wir dem heimatlichen Sänger lauſchen, der mit der Zunge ſeiner ländlichen Jugend redet, oder ob wir aus hinterlaſſenen vergilbten Papieren den Sohn und Vater plaudern hören oder den Freund und Zunftgenoſſen in ungeſuchter Leutſeligkeit und Herzlichkeit.

Der Grundzug ſeines Charakters iſt das treue Feſthalten an der heimatlichen Scholle, aus der er ſelbſt erwachſen war und in der auch die Wurzeln ſeiner Kraft lagen. Der Bann ſeiner Heimat, des ſchwäbiſchen Gaus um die freie Donaugemeinde Ertingen, und der Geſichtskreis, der ſich von dem beherrſchenden Buſſen aus bietet, blieb zeitlebens das Eigengebiet ſeines Fühlens und Forſchens. Viele hundert Jahre lang hatten die Buck dieſe Scholle bewohnt und bebaut und aus ihrer Eigenart manche Züge in ihren Familiencharakter aufgenommen. Die Geſchichte dieſes Dorfes, der Gegend und ſeiner Familie, die Sprache und die Gepflogenheiten der Heimat zu ergründen, war ſeine Lebensarbeit für die Stunden, welche der Beruf des vielbeſchäftigten

Digitized by Google

Arztes den Musen gönnte. Die natürliche Liebe war die Triebfeder seines rastlosen Forschens. Sie verließ den Mann der werktätigen Berufsarbeit keinen Augenblick. Im Eingang von Bucks handschriftlicher „Chronik von Ertingen und Familienchronik der Sippe Buck von Ertingen" steht zu lesen: „Wenn ich auch um meines Berufes willen an anderen Orten wohnen muß, bin ich doch nicht bloß wirklicher Bürger zu Ertingen, sondern ich wohne dort im Geiste bei den alten Spielplätzen, im Vaterhaus, bei den Altersgenossen, bei den Geschwistern und Anverwandten; denn ich fühle mich mit tausend geistigen Banden an die Scholle gebunden, welche von dem Schweiß meiner Väter Jahrhunderte lang getränkt wurde." — „Ich hoffe, daß meine Nachkommen nie vergessen, daß ihre Väter ehrliche Bauersleute gewesen sind; denn sie können keinen besseren, gesunderen und ehrlicheren Stand des Herkommens haben, als den freien deutschen Bauern. Ich wünsche dabei, daß sie eingedenk des biederen, geraden, offenen und frommen Charakters ihrer Altväter allezeit ehrliche deutsche Leute sein und bleiben werden. Auch sollen meine Nachkommen, solange es deren aus meinem Blute gibt, meines Heimatortes und meiner Geschwister, ihrer Vettern niemals vergessen, sondern allezeit mit ihnen in Bekanntschaft und Freundschaft bleiben."

Daß er den Personen seiner ländlichen Lebensbühne mit warmer Herzlichkeit ergeben war, klingt ja aus dem obigen Aufruf zu gegenseitiger Treue deutlich heraus. Und mit einer unerschütterlichen, rührenden Liebe hing er ebenso an Gattin und Kindern. Ist das herbe Geschick der echte Prüfstein für die wahre Liebe, so eröffnen uns die in tiefem Gram gesetzten Gedenkworte, die er der Gattin und sich selbst zum Trost den Papieren anvertraute, einen tiefen Blick in den Grund des schwerverwundeten Vaterherzens. Drei teure Kinder mußte der hilflose ärztliche Vater in seinen Armen sterben sehen, nachdem er ihnen noch mit rührender Liebe die letzten Kinderfreuden durch Erzählungen und Trostworte bot. Manche Blätter seiner „Chronik" sind mit Tränen benetzt. Als am 19. Juni 1871 sein kleines Töchterchen Hilda an einer heftigen Unterleibserkrankung verschied, da kann und will er nicht beschreiben, „was das Elternherz erduldet bei dem Anblick solchen Jammers". — „Es leidet Unsägliches." Und als am 9. März 1872 seinem nicht ganz ein

Digitized by Google

Jahr alten Söhnlein der Todesengel genaht war, hat er seinen Denkwürdigkeiten folgendes Blatt eingefügt: „Der Mensch denkt's und Gott lenkt's. Kaum daß wir uns ein halb Jahr lang dieses holden Kindleins freuen durften, naht ihm auch der unerbittliche Tod. Am Samstag den 9. März trug ich es noch auf meinen Armen, spielte ihm mit einem Ball vor, und Hermännle lachte darüber aus vollem Halse; um 6 Uhr aß es sein Kächele Zwiebackbrei — da brachen nach kurzem Schlummer heftige Gehirngichter aus und töteten unser armes Büblein bis $10^1/_4$ Uhr. Ich war in der Zwischenzeit zu einem Patienten geholt worden und kam erst um $^1/_4$8 Uhr wieder heim, um ein sterbendes Kind wiederzusehen. Ach wie bitter sind die Heimsuchungen, die über uns kommen, wie schmerzvoll die Schicksalsschläge, die Prüfungen unserer sittlichen Kraft!“ Als ihm am 26. Juli 1883 ein drittes Kind vom harten Tod entrissen wurde, versuchte er, während es noch tot im Hause lag, ein kurzes Gedächtniswort abzufassen. Er legte die Feder aus der zitternden Hand, nachdem er noch die Worte niedergeschrieben hatte: „Ich bin nicht imstande, weiteres zu notieren; denn das Herz möchte lieber vor Leid zerspringen.“

Ausgezeichnete Geistesgaben und schwäbischer Drang zur Erkenntnis der Dinge führten Michel Buck zu wissenschaftlicher Forschung. Hatte ihn schon ein rastloses geistiges Streben von den Ertinger Weidetriften nach den lateinischen Schulen von Biberach und Ehingen, von dort auf die schwäbischen und auswärtigen Hochschulen getrieben und in die berufliche Praxis des Arztes geleitet, so wurde ihm die Zähigkeit und Unverdrossenheit seines wissenschaftlichen Spürsinns das Mittel zum Erfolg gerade auf dem Gebiet, das er sich zu seiner Domäne gewählt hatte. Nicht die Jahrtausende alten Probleme der auf philosophischen Wegen Wahrheit und Glück suchenden Menschheit durchwühlten ihm Kopf und Herz. Diese Rätsel lagen für ihn gelöst im Grunde seiner schlichten guten Seele. Sein Wissensdrang verflüchtete sich nicht in die Weite uferloser Systeme. Der Heimat und dem Volke, dem er entstammte und denen seine natürliche Liebe zugehörte, weihte er die Mühen seiner Muse. Im Grunde ging Dr. Bucks Arbeitsgebiet nur in wenigen Spezialuntersuchungen über den Horizont der Bussenlandschaft hinaus. Um so mehr drang er in die Tiefe. Was das Heimat-

Digitized by Google

volk dachte und raunte, wie es ſich rief und wie es ſchaffte, alle Regungen des in ſeiner Schlichtheit unendlich mannigfaltigen Volksgemüts wollte ſein Ohr erlauſchen und ſein Auge erſpähen. Mit nie nachlaſſender Gründlichkeit ſuchte er die verborgenen, nur ihm als dem Sohn des Volkes zugänglichen Pfade in die Volksſeele, deren Reich ſich ihm nach heißem Ringen auch wirklich erſchloß. Es war die innere Stimme, die ihn zu der Arbeit rief: „Soviel ſchwebt mir vor, daß ich in etwas ſattelfeſt werden muß, wenn ich mit mir zufrieden werden will“. War es oft auch nur ein Körnchen lauteren Goldes, das er aus den harten Steinen ſchürfte, die Summe wuchs, und als Frucht raſtloſer Arbeit lag am Abend ein weites Feld vor ihm, in dem tauſende feiner Adern edles Metall führten, das er wohl zu prägen und zu münzen wußte.

Das ganze oberſchwäbiſche Landſchafts- und Heimatgemüt war Bucks Arbeitsfeld. In der Erforſchung der Sagen, Sitten und Gebräuche, der Sprache und der Denkweiſe ſeines geliebten oberſchwäbiſchen Volkes hat es ihm niemand gleich getan. In vielen Stücken bahnbrechend iſt er der gute Kenner ſeines Volkes und der ſchwäbiſchen Kulturgeſchichte und einer der geſchickteſten und erſten einheimiſchen Sprachforſcher, „der Pilot in dem oft ſo unſicheren Meere der ſchwäbiſchen Sprachforſchung“ geworden. Daß er dazu endlos viele Erkundigungsgänge durch die trotz der örtlichen Begrenztheit weiten Gelände des heimiſchen Volkstums unternehmen und dabei mit Sorgfalt jedwelche Erſcheinung unter die Lupe ziehen mußte, bot ſeiner grübelnden Gelehrtennatur und ſeiner beſonderen Vorliebe für die Eigenart kleiner Verhältniſſe einen außerordentlichen Reiz.

Er nahm das Einzelne und Kleine wichtig als Offenbarung des natürlichen Weſens. Denn ihm ſind Menſch und Natur im Grunde eins; er fühlt und findet ſie im engſten Zuſammenhang. Er empfindet dichteriſch. Es iſt in ihm jene myſtiſche Anlage des echten Schwaben, der die Kräfte der Natur in innigem Bunde mit dem Menſchen weiß.

Michel Bucks Perſönlichkeit, der Gelehrte und der Dichter, iſt als ein Ganzes zu nehmen. Immerhin iſt es nötig, die lange Reihe ſeiner literariſchen Gaben, deren man an ſelbſtändig auftretenden Arbeiten und Aufſätzen wohl gegen achtzig zählen mag, in einige Gruppen zuſammenzufaſſen; nur wenige hervorragende mögen hier herausgehoben ſein.

Digitized by Google

Wenn Michel Buck ein Ehrenplatz unter den Geschichtsforschern seines Heimatlandes eingeräumt wird, so haben ihm diese wissenschaftliche Würdigung seine orts- und heimatgeschichtlichen Studien zuvörderst eingebracht. Dazu war er in besonderem Maße berufen und befähigt. Denn ihn, der festgewurzelt in der heimatlichen Scholle blieb, trieb ein inneres Verlangen, dieser einzigartig anmutenden Heimat älteste Vergangenheit, ihre Schicksale und ihre Menschen zu ergründen. Was mochte in den alten Rieden und Grabhügeln vergangen oder verborgen liegen? Und wandte er seine Blicke oder Schritte dem alles beherrschenden Schwabenberg des alten Annoliedes, dem Bussen, zu, so füllte sich seine Seele mit Rätseln, die ihm Natur und Geschichte aufgaben. Wo hätte die Sage mehr Grund, sich anzusiedeln? Und wenn der Dichter und Forscher von des alten Gemäuers Höhe seine Blicke über das oberschwäbische Land hinschweifen ließ und die unvergleichliche Fernsicht genoß, die sich bis zum schwäbischen Meere und zu der schneeigen Alpenkette, bis zu Pilatus und Benediktuswand, hinab bis zu dem alten Münster an der heimischen Donau über die Höhenzüge der östlichen Alb erstreckt, da erstanden die alten zerfallenen Burgen auf den waldversteckten Horsten und unzugänglichen Schrofen wieder, hinter dunklen Waldrücken traten die ergrauten Klostermauern von Heiligkreuztal und Marchtal hervor, vom Federsee her wurde das „verbeinte Nebelglöcklein von Seekirch“ vernehmlich, sein reich besetzter Perlenkranz freundlicher Dorfbilder und turmreicher Städtchen schlang sich im Rundblick durch das Bild, ebenso viele Schönheiten und ebenso viele Haltepunkte für den geschichtlichen Forscher. Ihm mußte der Nebelschleier der Urgeschichte weichen; die Sonne der Wissenschaft sollte in Täler und Wälder hineinscheinen; die Sagen erhoben sich gleich Sommerwolken; Stämme durchwanderten das Tal der jungen Donau; ihre Laute wurden ihm vertraut. Ist es nicht jedermann verständlich, daß schon den jungen Studenten diese große und verlockende Aufgabe in ihren Bann nahm? So ist denn auch als erster Versuch an einem geschichtlichen Stoff die Schrift über den Bussen und seine Umgebung auf Veranlassung eines Jugendfreundes schon im Jahr 1868 erschienen. Diese eigenartige Arbeit, die sein großes Talent in Deutung der Sprache, der Sitten und der Geschichte seiner Heimat verriet, erregte Aufsehen. Man stellte

Digitized by Google

den „Bussen“ neben Gustav Schwabs Schilderungen, die er in seinem „malerischen und romantischen Schwaben“ von dem Bodensee, der Alb und den schwäbischen Landen gab.

Die Mannigfaltigkeit dieser Aufgabe und der Reiz der vielen dichterisch und geschichtlich anziehenden Einzelheiten haben Buck Zeit seines Schaffens und Lebens nicht mehr freigelassen. Die Summe seiner rastlosen Forschungen hat er denn auch als kostbares Vermächtnis allen Freunden in seiner letzten größeren Schrift hinterlassen. Die Württembergischen Neujahrsblätter 1886 brachten Michel Bucks Arbeit „Auf dem Bussen“, die er „eine kulturgeschichtliche Rundschau“ nennt, in einem Sonderheft. Damit ist Buck der Vater der oberschwäbischen Geschichts- und Heimatforschung geworden. Die oberschwäbische Landschaft, bis dahin das Aschenbrödel von Gelehrten und Ungelehrten, hatte ihren kundigen und begeisterten Lobredner, ihren zuverlässigen Führer und Ausleger gefunden.

Was alles an köstlichen Sagen und Märlein, an Geschichte und Legende sich, den wandernden Wolken gleich, am Scheitel des Berges festgehalten, was von der Geschichte der Donaustädte, der Klöster und der freien Gemeinden aus alten Papieren zu lesen und aus Funden zu deuten war, hat der eifrige Sammler und Forscher zu einem natürlich anmutenden Gesamtbild vereinigt, von dem ein Literaturhistoriker sagt, daß es ihn anmute, wie ein Ruch aus der geöffneten Ackerscholle.

Es soll hier nur im Weitergehen die Rede sein von dem Sammelfleiß, den er der Geschichte seines Heimatdorfes Ertingen und dem Stammbaum seines Geschlechtes gewidmet hat.

Daß bei ihm als dem praktischen Arzt die natürliche Selbsthilfe des leidenden Volkes, die seit Jahrhunderten fortwirkende und ausgebaute Volksmedizin, besonderes Interesse finden mußte, ist aus der Art dieser Gewohnheiten und der Anlage dieses Mannes wohl zu verstehen. Darum war es eine vielversprechende Aufgabe, die er sich während seines Aulendorfer Aufenthalts, vielleicht auch schon vorher, stellte, als er hinter die alten Mediziner und Botaniker ging, die Dorfpraktikanten belauschte und das Gehörte und Gesehene niederschrieb. Diese medizinischen und sittengeschichtlichen Studien sind in einem wiederum kulturgeschichtliche Skizze benannten Büchlein „Medizinischer Volksglauben und Volksaberglauben“ niedergelegt, das

Digitized by Google

zu den köſtlichſten und wertvollſten Stücken ſeiner literariſchen Hinterlaſſenſchaft gehört.

Was Michel Buck in der wiſſenſchaftlichen Welt der Zeitgenoſſen beſondere Achtung verſchaffte, das ſind ſeine ausgedehnten Sprachſtudien, die ihrerſeits wiederum dem Tempelbezirk ſeines Buſſengaus zum weit überwiegenden Teil angehören, wenn ſie auch in ihren wiſſenſchaftlichen Folgerungen ihre Wellen weit hinaus in das Meer der Sprachforſchungen ſandten. Buck wird in einer Würdigung ſeiner gelehrten Leiſtungen der „Namenbändiger“ genannt, der den blumenbunten Namenteppich von Wald und Flur und Wohnorten zu enträtſeln wußte. Daß es dazu ausgedehnter Sprachkenntniſſe bedurfte, kam dem gelehrten Forſcher ſelbſt täglich mehr zum Bewußtſein. So mußte er ſein großes ſprachgeſchichtliches Wiſſen noch mit der Kenntnis der romaniſchen Sprachen und ihrer kleineren Sprachgebiete bereichern. Dieſe raſtloſen Bemühungen führten zu dem Endergebnis, daß manche Gelehrten, die ſich, wie ſein wiſſenſchaftlicher Rivale Dr. Steub z. B. mit rätiſchen Studien, ſeit langen Jahren abmühten, eine gründliche Korrektur ihrer grundlegenden Anſichten vornehmen oder überhaupt das Unzulängliche und Unrichtige ihrer Erklärungsweiſe eingeſtehen mußten. In ſeiner Perſon traf ſich eben der vielſeitige Sprachkenner und der mit den Kulturerſcheinungen wohlvertraute Hiſtoriker, der aus der „mooſüberwachſenen Runenſchrift der zerklüfteten Felsgehänge“ die Urgeſchichte der Heimat zu entziffern wußte. So konnte er in den Abhandlungen über Hohenzolleriſche Orts- und Flurnamen und beſonders in dem aus langjährigen Studien gewordenen „Oberdeutſchen Flurnamenbuch“ die umfaſſende und für den damaligen Stand der ſprachvergleichenden Wiſſenſchaften zuverläſſige Unterweiſung in dieſen Gebieten vorlegen. Ihm blieben dieſe Namen der Ackerfluren und auch die anderen, deren Sinn und Urſprung er nachging, nicht bloß geſchäftliche oder zufällige Bezeichnungen. Er wußte aus ihnen „das geheimnisvolle Flüſtern der Ortsgeiſter und in den gewohnten Lauten des überlieferten Dialekts die Stimmen der Väter“ zu erkennen. Schon aus den erſten Zeiten wiſſenſchaftlicher Arbeit heraus wuchſen dieſe Forſchungen zu immer größerer Bedeutung an, nachdem er die vorläufigen Ergebniſſe im Jahre 1859 Förſtemann zur Herausgabe des

Digitized by Google

zweiten Teils seines Altdeutschen Namenbuches neidlos zur Verfügung gestellt hatte. Jahr um Jahr brachte neue Einzelforschungen ans Tageslicht, je mehr ihm auch die urkundlichen Materialien zugänglich waren. Daß ihn auch nach Herausgabe des umfänglichen Werkes der Reiz dieser Rätseldeutungen nicht verließ, zeigt die unaufhörliche Mühewaltung um die Verbesserung und Neubearbeitung seines Flurnamenbuches, die seine letzten Lebensjahre ausfüllten. Die Arbeit sollte unvollendet bleiben. —

Der poetische Hauch und die mit reifem Humor gepaarte Gabe klassisch schöner Erzählung machen alle Arbeiten Bucks zu poetischen Werken. Daß er diese Begabung aber auch auf dem ureigensten Gebiet volkstümlicher Dichtung und vollends der Mundartdichtung betätigte, ist nach all dem, was sich aus seinem Wesen bis jetzt offenbarte, eine natürliche Selbstverständlichkeit. In ihm traf sich die seltene Harmonie der Übereinstimmung von Inhalt und Form. Das Bodengefährt, welches seinen geschichtlichen und anderen Arbeiten anhaftet, das Ruchhafte tritt hier als beherrschendes Leitmotiv, als Selbstzweck auf. Ein Stück Geistesgeschichte des Volkes liegt in seiner Mundart gebannt, und in ihr redet er am deutlichsten und vernehmbarsten in jener melodiösen Vermengung von Humor und Ernst. Es ist die rauhe ungebügelte Sprache seiner Jugend und seines Dorfes, die ihm in ihrem eigenartigen Klang und Ton aus allen Poren quillt. Und wie das Gewand, so der Kern! Ihm war die Poesie nicht Sache des Verstandes, sondern der regen, lebendigen Phantasie und des reichen Gemüts. Er hat sie nicht erlernt, sie ist ihm angeboren. Eng begrenzt und weltabgewandt, aber innerlich ungemein gemütreich ist dieser dichterische Anger, auf dem die Muse Michel Bucks mit den „Bagenga“ ihre bescheidenen Blumen streut. Mit einer überraschenden Unmittelbarkeit der Empfindung fügen sich ihm alle Erlebnisse und Erfahrungen seiner ländlich-sittlichen Jugendzeit zum Lied. Der harmlose Bach, der Vaterhaus und Dorf bespült, ist das Sinnbild seiner unschuldvollen, derbkräftigen und im innersten Kern gesunden Gemütsart. Es beleben sich in seiner dichterischen Erinnerung die Plätze mit den dörflichen Kameraden, deren Führer im schalkhaften Humor, in ländlich kindlichen Unfirmen er meist selber ist. Die in ulkig drolligen

Digitized by Google

Gestalten auftretenden Dorftypen sind so wahr und echt, daß kein falscher Lappen an ihnen hängt, vom Zipfel und Kopfputz bis zum Schlappschuh. Es sind Augenblicksbilder von einer zuverlässig treuen Realistik, Impressionsstückchen, deren Wert in der Wahrheit der Auffassung, in der getreuen Wiedergabe ruht, Typen, die ehedem häufiger waren, heute zu den Seltenheiten gehören. Alle adelt eine echte und gute Volkshaftigkeit. Hinter dem rauhen „Schoopen" wohnt eine manchmal ungeschlachte, aber gute Seele, die in religiöser Zufriedenheit und menschlich echter Natürlichkeit den gesunden Erdgeruch der Scholle an sich trägt, welche die schwielige Hand nach alter Väter Brauch unbekümmert um Wind und Wetter, um Mühe und Plage beackert. Der trauliche Verkehr mit den Freunden des väterlichen Hauses, dem Gesinde und den Hausgenossen in Stall und Hof, übt eine wohltätige Wirkung aus: es ist ein Naturleben, in dem Genügsamkeit, Friede, Treu und Glauben, alles, nur keine soziale Vergiftung und Entfremdung herrscht. Dazu kommt Bucks Naturbeobachtung, seine Kenntnis von den Niedlichkeiten der ländlichen Vogelwelt, ihren Geheimnissen, Leiden und Freuden, die in seinen Versen in mühelos hinfließendem Gezwitscher, ohne Flickwörter oder Notreime, mit dem Dorfbach weiter rieseln. Hier ist der Muse niemals Zwang angetan. Er selbst sprach scherzend von seinem Dichten als einer „Art Ausschlag seines Geistes". „Mich juckt es wieder zu reimen." Ja, nie verließ ihn „das geheime Glockenklingen der Poesie; der Dichtung Quelle war das goldene Lebenswasser, das sein ganzes Tun und Treiben durchdrang". Dem Mann mit dem adamitischen Blute, wie man ihn ob seiner namenschöpfenden und -deutenden Begabung nannte, fuhren eine Menge kunterbunter Gedanken durch den Kopf, die er in Reime bringen mußte, um sich von ihnen zu befreien. Es war, sagt einer seiner Beurteiler, als ob eine Kolonie von Erdmännlein ihren Sitz in seinem Kopf aufgeschlagen hätte.

So dürfen die „Bagenga" unbedenklich als eines der besten Bücher schwäbischer Mundart gelten. Die Einführung dazu, die er in der leider unvollendeten Dorfgeschichte bietet, gibt uns neben dem reinen Genuß der literarischen und inhaltlichen Eigenart den Schlüssel zu Bucks eigenem, innersten Wesen, es ist seine dichterische Offenbarung. Wer zeitlebens so ganz und

Digitized by Google

gar ein Sohn ſeines Volkes blieb, der hatte den Beruf, über Land und Leute der Heimat zu ſingen und zu ſagen. Es weht bei Michel Buck Heimatluft: die Fichten ragen und die Eichen rauſchen von den Öſchen der Markung wie ſeit uralten Zeiten, im Eiſenbühl blüht die Erika, und der balſamiſche Harzgeruch erfüllt den Seelachenhau. Den köſtlichen Dorfbildern möchte man einen Karl Spitzweg als Illuſtrator wünſchen. Mögen noch recht viele aus dieſem „lebendigen Brunnen“ ſchöpfen, um immerdar „die ſchwäbiſchen Herzen damit zu begießen“.

Es iſt wahr, was in einem Nachruf vor 37 Jahren als Summe des Werturteils kurz und bündig ſteht: Schwaben hat mit Michel Bucks Hinſcheiden einen ſeiner beſten Männer und — fügen wir hinzu — das oberſchwäbiſche Volk einen ſeiner gründlichſten Kenner verloren.

Seine Heimat hat es ihm gedankt. Der „Buſſengau“ des Albvereins hat an der alten Buſſenmauer dem Heimatforſcher und Dichter ein ſchlichtes Erinnerungsmal gewidmet.

Digitized by Google

Weinbau und Landschaft

Von Eugen Gradmann

Das württembergische Unterland ist von altersher ein ausgesprochenes Weinland; aber jetzt in großen Teilen ein ausgestocktes. Das prägt sich bereits im Angesicht des Landes, in der Landschaft aus. So auch an der Alb, woran wir ja nicht nur die wilde, freie Natur schätzen, sondern auch die milde, zahme, die Kultur. Die Ursachen dieser Wandlung liegen auf der Hand und sind schwerwiegend. Der Hauptgrund ist wohl, daß der Weinbau früher weiter ausgedehnt worden war, als seiner Natur und der unseres Landes entspricht. Der Weinbau berührt die Alb, den Schwarzwald und den Bodensee, ist aber in der Hauptsache auf das schwäbische und fränkische Unterland beschränkt. Aber die überlieferte Wertschätzung der Rebe und des Weins hatte wohl noch tiefere Gründe in der Seele unseres und anderer Völker: ererbte Vorstellungen religiösen Ursprungs, die zum Teil jetzt verblassen, zum Teil unbewußt nachwirken, obwohl längst vergessen.

Ackerbau und Weinbau galten im Altertum als Anfänge der Kultur, d. h. des Anbaus der Erde und der Seßhaftigkeit der Völker. Brot und Wein sind die ältesten und allgemeinsten Sinnbilder eben der Kultur. Sie spielen, wie es scheint, schon in den griechischen Mysterien eine Rolle. In den dionysischen wurde wohl Wein verwendet. Die Weintraube bedeutete dem Judentum das verheißene Land der Väter, das irdische und später das himmlische. Im urchristlichen Mysterium des hl. Abendmahls bedeutet das gebrochene Brot und der gemeinsam genossene Wein den Opfertod des Gottessohnes und die Teilnahme an der Erlösung. Dem Apokalyptiker ist die Weinkelter ein Bild von Christi Leiden unter Gottes Zorn (dargestellt im romanischen Wandgemälde zu Kleinkomburg).

Wir fürchten keine Dämonen mehr; aber wir wissen, daß der Saft der Traube Alkohol enthält. Wir haben uns jetzt zum Teil

Digitized by Google

auch an andere Arten von Alkohol gewöhnt. Aber etwas von der überlieferten Bedeutung haftet immer noch dem Rebensaft an. Wenn Reben ausgehauen werden, um einem besser lohnenden Anbau Platz zu machen, so hat wohl fast jedermann noch das Gefühl, daß die Heimat wieder um ein Stückchen überlieferten poesievollen Schmuckanbaus ärmer werde. Das können Kraut und Rüben nicht ersetzen, auch nicht Mais, Tabak und sogar Hopfen; von der Wirkung in dem Landschaftsbild ganz abgesehen. Was in ausgehauenen Weinbergen gebaut werden kann, sind niedere Futterkräuter wie Klee und Kartoffeln oder Beerensträucher, höchstens Obstbäume von kleinem Wuchse.

Dagegen ist die Rebe schön im einzelnen und ganzen. Schön, trotz dem Pfahle, jeder Rebstock mit seinen Ranken und Ringeln, Blättern und Trauben. Schön jedes Blatt mit seinem fein und scharf gezackten und im Ganzen dennoch weich gerundeten Umriß und geschwungenen, rhythmisch eingeteilten Körper und seinen Farben; ein immer dankbares Vorbild für die Zierkunst. Schön ist ihre geordnete Vielheit im Weinberg, die sich den Bergformen anschmiegt, ohne sie zu verhüllen; in ihrem Frühlingsgrün, das den Sommer überdauert, und in dem leuchtenden Gelb und Rot des Herbstes. Schön steht es so wie so zu dem immergleichen dunklen Grün des Forchenschopfes und im Herbst zu dem festlichen Gelb-Rot der Kirschbäume. Kein Anbau paßt besser als Weinberge für unsere Keuperhügel und in unsere Muschelkalktäler. Dort wirken sie gleich der ganzen Landschaft klassisch; hier aber romantisch. Zu den runden Keuperbergen stehen gut die Buchenschöpfe über den Weinbergen.

Reicher an sogenannten malerischen Reizen — in Wahrheit mehr plastischen und zeichnerischen — sind die Weinhänge in den Tälern des Muschelkalks mit ihren Klingen, Felswänden und -türmen und ihrem natürlichen Pflanzenschmuck. Da stehen auf dem Scheitel die Schirme deutscher Pinien, deren Wurzelwerk den Steinboden weit hinab umklammert. In den Klingen wächst Hollunder, dessen Blüten in der Maiensonne selbst wie kleine Sonnen leuchten und Wildrosen, auf der Heide Brombeerbüsche und Wachholdersäulen. Über die Felswände hängen Deckpolster von Efeu oder Gaisblatt. Und abenteuerlich wirken oft sogar die Kulturträger unten am Bach, die alten Felben (Weiden), gespalten und zerklüftet von oben bis unten.

Digitized by Google

Anders wird das Bild der Landſchaft, wenn Obſthaine die Halden decken; zumal wenn ſie, wie es ſich gehört, in Reih und Glied geſetzt und alle noch gleich jung ſind. Wunderſchön auch ſie alle im Blütenkleid und heilig zur Zeit ihrer Früchte; wunderprächtig im Herbſtlaube wenigſtens die Kirſchen- und manchmal die alten Birnenbäume; aber für gewöhnlich doch unſcheinbar und proſaiſch im Vergleiche zu den Reben. Beſonders reizvoll iſt das Nebeneinander von Weinbergen und Laubwaldhängen, jene an der Sonnen-, dieſe an der Winterſeite, ſo öfters im Fränkiſchen.

Reizvoll ſind auch die herkömmlichen Werkbauten der Weinberge: die Riegel — ſteil ins Tal abfallende Wälle von zuſammengeleſenen Steinen, Denkmäler für den Fleiß des Weinbauers — mitſamt dem Geſträuch, das darauf von ſelber wächſt, wenn es der „Wengerter“ duldet. Zum Weinberg gehören weiter die Staffelfurchen und die Mäuerchen zur Stütze der aufgeſchütteten Terraſſen. Sie ſind da notwendig, wo der natürliche Abhang zu ſteil iſt, um den Erdboden feſtzuhalten, gelten aber im Schwäbiſchen offenbar als Erfordernis für jeden rechten Weinberg. Dagegen fehlen ſie oft im Fränkiſchen, allgemein im mittleren Kocher- und Jagſttal (OA. Künzelsau). Im Muſchelkalk kommen Abhänge bis zu 40% Steigung vor, die noch angebaut ſind. Hohlwege für die Fuhren, eingefaßt von bemooſten Mauern, klimmen an den abfallenden Gräten zwiſchen Halden und Klingen hinan zur Höhe, wo ſich manchmal noch der Name und die letzte Spur von einer altwäliſchen Burg erhalten hat. Weinberghäuschen ſchimmern weißgetüncht aus dem hellen Grün ins Land hinaus. Auf den Riegeln wachſen Brombeer und Hollunder, vor dem Weg pflanzt man frühblühende Früchte wie Mandeln und Aprikoſen. Das Wichtigſte iſt für das Landſchaftsbild immer, daß die Weinberge wirklich ſind, was ſie heißen, und nicht etwa ebene Rebgärten oder -felder.

Wichtiger als irgend ein einzelner Weinberg oder auch eine ganze Lage ſind für das Landſchaftsbild die eigentlichen Wein-Berge, die mit Wein beſtockten, mehr oder weniger freiſtehenden Berge wie vor der Alb die Achalm und der Neuffen, Jörgenberg und Limburg; und im Unterland Asberg, Lemberg, Scheuerberg, Uhlberg, Weibertreu und Wunnenſtein; im Fränkiſchen der Wülfersberg uſw. Der eindrucksvollſte von ihnen allen iſt der Hohe Twiel, der Turmfels von vulkaniſchem Kling-

Digitized by Google

ſtein mit dem unteren Abſatz, welcher die Weinberge trägt, die in guten Jahren den vulkaniſchen Urſprung zu verraten ſcheinen. Er bezeugt, ſo wie der Schalkſtein und noch mancher Unterländer, daß ſich ein gutes Gewächs auch mit romantiſcher Natur vereinigen läßt. In manchem Albtal übertrifft der Ruhm der Landſchaft allerdings den des Gewächſes. Wer aber dieſe Weine kennt, weiß auch ſie zu ſchätzen und möchte im Bilde der Landſchaft niemals die Weinberge miſſen.

Kein Wunder nach alledem, daß von unſeren Landſchaftsmalern, wie Schütz, Kappis und Hollenberg, Weinberge im Vordergrund und Fernbild gern und oft entzückend dargeſtellt ſind; mindeſtens mit ebenſoviel Bildwirkung wie Wald und Wieſe, Kornfeld und Obſtbaum oder -hain.

An „Staffage" fehlt es auch im abgelegenſten Weinberg faſt nie, ſolang die Rebpfähle ſtehen; auch nicht an mancherlei Geräuſchen in der Einſamkeit und Stille, die zum Leben der Weinberge gehören. Da iſt eine flinke Mauereidechſe oder eine zirpende Grille und ſind beſonders viele Vögel, naſchende und ſingende, hie und da ein Marder oder Fuchs oder gar ein Dachs mit ſeinem Bau; namentlich aber der fleißige Weingärtner; und zur Zeit der Reife der Wengertſchütz mit Rätſche, Klapper oder Schießrohr. Sein Feuer leuchtet bei Nacht hie und da in das Land hinaus. Bei der Leſe bietet ſchon der Weinbergweg ein maleriſches Bild, wo die Trauben aus den Butten, welche die „Leſer" auf dem Rücken herabtragen, in Kufen geſchüttet und dieſe auf Wägen an die Kelter geführt werden. Dort werden jetzt mit eiſernen Raſpeln die Beeren von den Kämmen gelöſt. Früher wurden ſie noch draußen am Weinberg von barfüßigen Buben in Zubern getreten, welche über einer Bütte oder auf einem Wagen aufgeſtellt und mit Leiterchen für die Buttenträger zugänglich gemacht waren. Die Preſſen in der Kelterhalle ſind aus dicken Eichenbohlen zuſammengeſetzt und werden jetzt mit eiſernen Schraubenmuttern von oben zuſammengedrückt. Früher — und hie und da noch jetzt — wurde der Deckel niedergedrückt von gewaltigen, langen und dicken eichenen Kelterbäumen, die ſich um ein hinteres Gelenk drehten und vorn mit einer Spindel an eingeſchobenen Triebſtangen emporgewunden waren.

Der Herbſt oder die Wimme (vindemia), war allemal ein Feſt von ein paar Tagen für die ganze Gemeinde. Mit Fackeln

Digitized by Google

und Laternen war die Halle beleuchtet und der Kelterplatz mit seinen Bütten, Fässern, Eimern hell erleuchtet. Fuhrwerke fuhren mit Schellengeklingel und Laternenschein hinweg. Alles war versammelt und das Dorf hallte bei Tag und Nacht von frohem Lärm, Rufen und Jauchzen, Spiel von Zieh- und Mundharmoniken. Und zum Schluß ein Umzug mit Tanz. Da wurden Stengel von blühendem Fuchsschwanz geschwungen und Kürbislaternen mit ausgeschnittener Gesichtsmaske. So war es vor einem halben Jahrhundert in dem alten Römerort Walheim a. N. Wenn ich mir jenes Treiben in dem sonst so frommen Ort jetzt vergegenwärtige, so erscheint es mir wie ein Nachklang der Antike mit bacchantischer Freude und mimischem Spiele.

Die Terrassenmäuerchen der Weinberge wirken von fern in der Landschaft und im kleinen Modell wie Höhenkurven, helfen die natürliche Modellierung der Anhöhen verdeutlichen, zeichnen aber genau genommen weder Kurven noch Horizontalen, sondern kurze Gerade, die sich mit Ecken um den Berg legen und auch in dessen Falten hinein senken und heben (senken nach vorn und heben nach hinten). Und gerade diese verschiedenen Zickzacklinien bereichern und beleben wesentlich das Bild in derselben Richtung, wie die Natur angefangen hat.

Überliefert ist in einem Falle auch die Zeit dieser Anlagen. Den Elfinger Berg hat einer der Gründer des Klosters Maulbronn, Bischof Günther von Speier, durch die dienenden Laienbrüder mit Stützmäuerchen versehen lassen. Diese Technik scheint also mittelalterliche Erfindung (nicht römische — in Italien fehlt sie), genauer rheinische, wie so vieles auch in der höheren Kunst des romanischen Zeitalters. Von den Verdiensten, welche sich die Klöster und die Geistlichkeit um den Weinbau bei uns erworben haben, zeugen an vielen Orten Namen, wie Mönchhalde oder Pfaffenberg. Aber auch Namen, wie Herren- oder Grafenberg kommen öfter vor. Die beste Lage heißt oft Alter Berg (d. i. wohl der älteste Weinberg des Orts). Die Weinbergmauern fehlen natürlich in ebenen Lagen, wie sie zunächst dem Bodensee vorkommen, wo die Reben ähnlich gezogen sind oder waren wie in der Lombardei.

Alle diese malerisch-plastischen Reize der Weinberge kehren gleichartig, doch mit Abwechslungen, überall da wieder, wo im Unterland ein Tal mit seinem Flüßchen eingeschnitten ist bis in

Digitized by Google

den Muſchelkalk. So am Neckar gleich unterhalb von Cannſtatt bis zu der Heilbronner Talweitung, die wieder im Keuper liegt. Beſonders ſchöne Stellen im Muſchelkalk ſind die Gegenden von Beſigheim und von Lauffen, das von Schwellen im Flußbett ſeinen Namen hat. Ebenſo an der Enz, von Dürrmenz ab, und ihrem Seitental, der Metter, auch an der Zaber. Auf der anderen Seite an der Rems und der Murr ſamt ihren Seitentälern, ſowie am Kocher und an der Jagſt; auch drüben an der Tauber.

In dieſen Muſchelkalktälern macht überall ſchon die Steilheit der Halden Weinbergmauern nötig und ihre felſige Beſchaffenheit oft noch andere Bauten wie die Stütz- und Tragbögen über den Felswänden und die gemauerten Stützpfeiler neben den natürlichen. So in großartigem Maß an dem Schalkſtein im Enz- und Neckartal unterhalb Beſigheim und an den Felſengärten im Neckartal oberhalb davon. Wiederholte Felsſtürze haben bewieſen, daß Stützbauten dort bei Beſigheim ſehr nötig ſind.

Daß Weinberge weichen müſſen, wo man Wohn- oder Werkgebäude braucht, iſt ſelbſtverſtändlich. Die Frage iſt und wäre nur in jedem Fall geweſen, ob man dieſe wirklich ganz notwendig brauchte und gerade dort. Um die Weinberge des Stuttgarter Tals iſt es ſchade, denn ſie waren eine wirkliche Verſchönerung dieſes anmutigſten Tals im Lande. Aber beſiedelt würden ſie wohl jetzt auch, wenn Cannſtatt Landeshauptſtadt geworden wäre; nur rückſichtsvoller beſiedelt als geſchehen iſt in Stuttgart zur Fürſtenzeit. Daß die Hauptſtadt nach Stuttgart kam, hatte wohl gute Gründe, hiſtoriſche und ſolche des Verkehrs zur Zeit der Straßen allein.

Zu bedauern bleibt, daß man auch beim Bau von Gartenwohnhäuſern immer noch wie in der Gründerzeit meint, zuerſt die Weinberge ausrotten zu müſſen. Ein Weingarten iſt allerdings nur ein Nutzgarten und kein Wohngarten. Aber was man dafür anlegt, iſt oft auch nicht wohnlicher: eine Wildnis, aber eine künſtliche, mit aufgebauten Felswänden von Tuff oder anderem Bruchſtein, wo Gebirgspflanzen eingeſetzt werden, und mit allerlei Nadelhölzern, womöglich fremdländiſchen. Die Natur ſchafft mit unbewußter Vernunft und Kunſt, im Ganzen und Großen immer zweck- und geſetzmäßig, im einzelnen willkürlich, maleriſch, wie es der Zufall gibt. Aber der Menſch ſchafft mit bewußter Vernunft. Was er baut, ſoll den Geſetzen ſeines

Digitized by Google

Geiſtes entſprechend regelmäßig ſein nach Richt- und Gleichmaß, und ſo auch ein Wohn- und Kunſtgarten ſtets im architektoniſchen Stil. Der landſchaftliche „engliſche“ Stil paß nur für den großen Park, der eigentlich kein Garten iſt, ſondern eine gepflegte Landſchaft freier, natürlicher Art.

Dem romantiſchen Naturſinn des 19. Jahrhunderts ging ein klaſſizíſtiſcher voraus, der ſeine Vorbilder allerdings zuerſt in der italieniſchen Natur und klaſſiſchen Kultur und Kunſt fand. Damals liebte man im Wohngarten namentlich die Lauben nach dem Vorbild der Pergola, von großblättrigen Reben oder Pfeifenkraut und dergleichen; und an der Sonnenſeite der Hauswand die Kammerz mit ſüdlichen Früchten, welche die Gunſt des Klimas ausnützen und darſtellen ſollte. Den regelmäßig angelegten Wohngarten am Haus hielt man für das Stilvollſte und für das Bequemſte und Zweckmäßigſte. So lief in dem aus der Biedermeierzeit ſtammenden Pfarrgarten meines Großvaters in Walheim mitten zwiſchen Haus und Neckarwörth quer durch ein Laubengang von Reben über einem Gartenweg; dazu eine Laubhütte am Ende. Im Hof neben dem Hauſe ſtanden Fruchtbäume ſeltener Art, wie im ganzen Dorfe neben den Weingärtnerhäuſern. Der Kirchhof, ehemalige Friedhof, mit ſeinen Stützmauern, Ringmauern und Tor an der Seite, ſteht auf der Südoſtecke des römiſchen Kaſtells.

Etwas von dem Gartengeſchmack jenes Zeitalters möchte man dem unſrigen auch um Stuttgart wünſchen, wenn man ſich die älteren Landhäuſer hier und in Cannſtatt vorſtellt; wie Zanths Villa Rebenberg am Abhang der Brag — jetzt ſpurlos und wohl ohne Abbildung verſchwunden. Solche Weinbergvillen wären heute noch die für unſere Talhänge paſſendſten. Es war ein künſtleriſch durchgebildeter Rebgarten mit Terraſſen, Laubengängen, Pfeiler- und Säulenreihen, welche Bögen oder Gebälke trugen. Derſelbe Zanth (von dem auch auf dem Berkheimer Hof unter der Solitude eine Villa pompejaniſcher Art erhalten iſt) hat in der Wilhelma auf den Wunſch des Königs, des Liebhabers arabiſcher Roſſe, den mauriſchen Gartenſtil, der aus dem antiken abgeleitet iſt, meiſterhaft angewendet. Ein unübertreffliches Vorbild für eine Weinbergvilla hat Leins mit Hackländer in der Villa Berg des Kronprinzen Karl gegeben. Bürgerliche Weinbergvillen aus dem 19. Jahrhundert ſtehen

Digitized by Google

noch auf der Weißenburg, Reinsburg, an der Silberburg; leider nicht mehr alle in Weinbergen. Auch im Lande stehen solche da und dort, um Eßlingen, Waiblingen und Ludwigburg, Heilbronn und Weinsberg mit dem Kernerhaus, Reutlingen und Tübingen am Österberg und Schloßberg. Auch das Uhlandhaus lag ursprünglich unter und neben Weinbergen. Zur Zeit unserer großen Dichter galten die Weingegenden als die schönsten unseres Landes. Dabei ging man allerdings nicht von rein ästhetischen Begriffen aus, sondern von einem Ideal der wohnlichen Landschaft. An einem Weinort zu wohnen galt als Vorzug, und besonders gern zog man sich für den Ruhestand an einen solchen zurück.

Wer mit Gründen landschaftlicher Schönheit einem Weinbauern zur Erhaltung seines Weinbergs zureden wollte, würde von ihm schwerlich ernst genommen werden. Ihm kommt es auf den Ertrag an, wie er aus der Erfahrung im Durchschnitt einiger Jahre berechnet werden kann, und auf dessen Geldwert. Die Weinpreise sind jetzt höher als jemals, aber auch die Gestellungskosten müssen gestiegen sein, denn der Weinbau ist im württembergischen Unterland im Rückgang, wenigstens in allen schlechteren Lagen. Von den 64 Oberamtsbezirken des Landes hatten früher mindestens 48 Weinbau; jetzt noch 36, und zwar zum Teil nur auf wenigen Hektaren. Bis in den Dreißigjährigen Krieg soll Waiblingen rund 1000 Morgen Weinberg gehabt haben, Beinstein 600; jetzt haben sie 42 ha und 17 ha. Auf der Feuerbacher Markung ist er seit dem 19. Jahrhundert von rund 600 ha auf ein Sechstel zurückgegangen usw. Weinberge im heutigen Württemberg sind seit 766 (zufällig) bezeugt für die Heilbronner Gegend, andere aus demselben Jahrhundert für das Taubertal, ferner solche zu Beinstein von 1086; in Albtälern, wie dem Neuffener und Echaztal seit dem 12. Jahrhundert, wo das Kloster Zwiefalten solche anlegte. Von den Namen der üblichen Rebsorten klingen ein paar altertümlich und lassen sich auf ihre Herkunft deuten, die sonst nicht überliefert ist: Klevner von Chiavenna, Riesling von Rätien; Elbling von Alolfingen, Elfingen; Trollinger etwa von der Lage Troll am Bretzfelder Lindelberg (abgeleitet wie Riesling von Ries). Die Traminerrebe soll aus Tirol stammen, Sylvana klingt auch rätisch. Andere besagen selber ihre Herkunft, aber

Digitized by Google

nicht die Zeit; sie können auch zu jeder späteren Zeit eingeführt sein.

Die Lagen werden gerne mit dem Grundwort Berg benannt, auch wenn sie in Wirklichkeit weniger einen Berg vorstellen als ein Stück Talwand. Das ist wie mit dem Wort Weinberg, das ja auch etwas anderes bedeutet als etwa Wein-Berg, nämlich eben Weingarten, Wengert.

Der Weinbau hatte offenbar bis zum Dreißigjährigen Krieg seine größte Ausdehnung erreicht, hatte damals auch seinen besten Ruf im deutschen Ausland, sogar in Wien am Kaiserhof. Als Festwein galt am württembergischen Hof der Roßwager. Leibwein der Fürsten und Prälaten war der Elfinger. Hohenloher Weine wie der Karlsberger von Weikersheim waren an den vielen kleinen Höfen dieses Hauses gewürdigt. Als Führer durch die Hohenlohische Weinkarte können die Erzählungen von W. Schrader aus Neuenstein gelten. Am Lob des heimischen Gewächses haben es die schwäbischen und fränkischen Dichter niemals fehlen lassen.

Wenn der Stand des württembergischen Weinbaus nach den Befreiungskriegen hinter dem früheren zurückblieb, kann es nicht um viel gewesen sein.

Einen Weingärtnerstand hatten die Reichsstädte Heilbronn — bis zu 300 Familien mit 600 Männern — Eßlingen, Reutlingen; auch die fürstlichen Städte Stuttgart, Cannstatt, Tübingen usw. In Neckarsulm-Stadt lebten noch 1904 drei Viertel der Bewohner vom Weinbau. Auch fast von allen Orten des Bezirks wird noch Weinbau als Hauptbeschäftigung angegeben. In solchen Orten sind auch die Bauern Weingärtner.

Den ersten großen Abbau von Weinbergen in Württemberg brachten die schlechten Weinjahre 1850—1856. 1897 hat in der Öhringer Gegend ein Hagelschlag den Herbst zunichte gemacht. Neue Weinberge sind selten mehr angelegt worden: vor 1900 noch im Künzelsauer und im Neckarsulmer Bezirk, bei Jagsthausen an drei Orten zusammen 30 ha und zwar zum Teil auf Ödland.

Unter den Bezirken, wo früher einmal Weinbau bestanden hat, jetzt nicht mehr, sind nur wenige, wo er einigermaßen aussichtsreich erscheinen konnte. Beim früheren Klosterort Weingarten ist kein Weinberg mehr. Der stärkste Weinbau herrscht

Digitized by Google

noch in den Oberamtsbezirken Brackenheim (1963 ha), Weinsberg (1771 ha), Besigheim (1653 ha), (Cannstatt früher 1428 ha), Marbach (1409 ha), Heilbronn (1348 ha), Neckarsulm (1053 ha), Vaihingen (1007 ha), Waiblingen (984 ha), Backnang (901 ha), Maulbronn (841 ha), Ludwigsburg (625 ha), (Stuttgart Stadt früher 465 ha), Eßlingen (385 ha), Stuttgart Land (1904 noch 246 ha), Leonberg (206 ha). Im Remstal sind Ortsgemeinden mit größerem Weinbau.

Im Jagstkreis haben noch sieben Bezirke Weinbau, in fünf ist er abgekommen. Unter jenen stehen voran: Mergentheim (1500 ha), Schorndorf (900 ha), Öhringen (894 ha), Künzelsau (876 ha). In den anderen ist er unbedeutend.

Im Schwarzwaldkreis waren vormals 13 Weinbaubezirke, jetzt noch acht; darunter Reutlingen (336 ha), Nürtingen (215 ha), Urach (196 ha), Tübingen (160 ha).

Im Donaukreis waren es einst sechs, jetzt drei: Kirchheim (195 ha), Tettnang (1838: 300 ha, 1905: 98 ha), Ravensburg (15 ha).

Der Bezirk Groß-Stuttgart hat noch in neuer Zeit erheblich an Weinbaufläche gewonnen; aber nicht durch Neuanlage, sondern nur durch Einverleibung von Weinbaugemeinden, welche vorher zu den Oberämtern Cannstatt und Stuttgart-Land gehörten.

Digitized by Google

Der Wegzeiger

Von Robert Gradmann

Zu den größten Verdiensten Eugen Nägeles habe ich es immer gerechnet, daß er sein Albvereinsblatt und die ganze Vereinstätigkeit bei aller warmherzigen Pflege der Heimatliebe, der Wanderfreuden und der Geselligkeit immer zugleich in den Dienst der wissenschaftlichen Forschung gestellt hat, der wissenschaftlichen Forschung und nicht etwa bloß aufdringlicher Belehrung, wie man sie in so vielen ähnlichen Zeitschriften findet. Er hat dafür immer wieder bewährte Kräfte heranzuziehen und gelegentlich auch unbewährte zu entdecken gewußt. Auch ich bin einst von ihm entdeckt worden; ich verdanke dem buchstäblich meine ganze wissenschaftliche Laufbahn, und ich habe mich seit einem Menschenalter bemüht, so weit es mir möglich war, Freund Nägele gerade nach dieser Richtung zu unterstützen. Heute möchte ich mich zur Abwechslung mit dem vielgewanderten Siebziger als ein ebenfalls Vielgewanderter über eine ganz unwissenschaftliche, rein praktische Wanderfrage unterhalten. Das Lob des Wegzeigers will ich singen. Ich habe dabei nicht etwa bloß die Schwäbische Alb im Auge; ich habe fast in allen deutschen Mittelgebirgen meine Erfahrungen gesammelt und möchte über deren Niederschlag einiges berichten, was mir schon lange auf dem Herzen liegt. Ich erfülle damit zugleich einen alten, bisher leider immer wieder zurückgestellten Wunsch meines Freundes.

Es gibt Naturmenschen, denen jeder Wegbau im Gebirge und ebenso jede Wegbezeichnung als lästige Bevormundung ein Greuel ist. Auch ich bin gegen Bevormundung und finde mich mit einer hinreichend genauen Karte und Kompaß überall zurecht — als Berufsgeograph dürfte ich es schon gar nicht gestehen, wenn es etwa anders wäre. Aber nicht immer hat man Karten bei sich; man macht wohl auch einmal einen Abstecher aus dem Stegreif, wo die Karte ausgeht, und überdies hat jeder einmal auf der Wanderung seine schwache Stunde, wo er es

Digitized by Google

verſäumt, den Weg fortlaufend auf der Karte zu verfolgen, oder wo er ſich durch allerlei Beobachtungen oder auch durch tiefſinnige Geſpräche ablenken läßt; plötzlich ſteht man an einer Weggabelung und weiß nicht weiter, weil man nicht feſtſtellen kann, wo man überhaupt augenblicklich iſt. Da hilft bekanntlich auch die beſte Karte nicht, und auch der Geübte iſt dann heilfroh, wenn ein Eingeborener des Weges kommt, den man fragen kann: wo gehts nach Trippstrill?

Genau den gleichen Dienſt tut ein rechtſchaffener Wegzeiger. Ja, er tut noch mehr; er weiſt uns auch die Richtungen, die wir nicht gehen wollen. Er orientiert uns damit in der ganzen Umgebung. Die beſten ſind die alten: ein baumſtarker Pfoſten mit zwei oder mehr Armen, handfeſte Zimmermannsarbeit. An den ganz alten tragen die Arme am freien Ende noch eine Hand mit ausgeſtrecktem Zeigfinger: „Schopfloch zu“, „Gansloſen zu“, und Eduard Mörike hat gar einen gekannt, einen verzauberten, der konnte ſich drehen, die Arme klappernd zuſammenſchlagen und den einen Arm dicht an den Leib ziehen, um mit dem andern deſto eindringlicher dem Wanderer die Richtung zu weiſen. Es ſind Prachtskerle, dieſe alten Wegweiſer, auch wenn ſie mit der Zeit etwas windſchief geworden ſind, an den Hexentanzplätzen auf hoher freier Heide oft eine wahre Zierde für die Landſchaft. Immer ſind ſie einem willkommen, auch wenn man über den Weg nicht gerade im Zweifel iſt; ſie geben ein angenehmes Gefühl der Sicherheit, ſelbſt dann, wenn ſie nicht unmittelbar nach dem gewünſchten Ziel weiſen. Man weiß doch dann, woran man iſt. Ich möchte gerne erfahren, wo und von wem der Wegzeiger erfunden worden iſt; dieſem Wohltäter der Menſchheit gehört ein Denkmal.

Die althergebrachte Form hat nur einen Fehler: ſie iſt zu teuer. An den ſeltenen Gabelungen und Kreuzungen der Landſtraßen geht es noch; aber an Fußwegen, die bald eine Strecke Landſtraße, dann wieder einen Feldweg, einen Holzabfuhrweg, dazwiſchen wieder nur ſchmale Pfade benutzen, kann man ſich dieſe „Schlemmerei“ nicht jedesmal erlauben, man muß auf Erſatz bedacht ſein und greift zur Wegbezeichnung. Sie begnügt ſich damit, nur die eine Richtung nach einem beſtimmten Ziele anzugeben; die Seitenabzweigungen werden vernachläſſigt. So erinnere ich mich aus meiner Knabenzeit an eine vortreffliche

Digitized by Google

Wegbezeichnung von der Feuerbacher Heide durch den Arkherwald und über das Feuerbachtal nach der Solitude. Dutzende von Tafeln waren an den Bäumen angebracht; auf jeder stand: „Zur Solitude“. Bei diesem Verfahren hat der Wanderer schon ein Stück von seiner Selbständigkeit eingebüßt; aus dem gefälligen Ortskundigen, der bescheiden am Kreuzweg wartet, bis man ihn frägt, ist ein Führer geworden, dem man blindlings folgen muß. Erst später wurden als weiterer Ersatz an Stelle der sprechenden die noch billigeren stummen Wegbezeichnungen eingeführt, zuerst wohl vom Deutschen und Österreichischen Alpenverein. Sie bestanden zunächst und bestehen noch heute vielfach nur aus roten Farbklexen an Baumstämmen, Zäunen, Felsen, Gesteinsblöcken. Im Hochgebirge, wo sie in der Regel eben den Weg zum Gipfel oder zum nächsten Paß bezeichnen und darum eindeutig sind, haben sie sich trefflich bewährt. Ihre Übertragung ins Mittelgebirge ist schon nicht ganz ohne Bedenken. Hier, wo so vielerei Ziele möglich sind und so vielerlei Wege sich kreuzen, bedarf es der Wahl verschiedener Farben oder verschiedener Figuren, um die einzelnen Wegrichtungen auseinanderzuhalten, und hiezu ist wieder ein entsprechender Schlüssel nötig in Form von Wegtafeln, die aber nicht etwa bloß an den Anfangspunkten angebracht sein sollten. Gerade der Wanderer, wie er sein soll, der nicht bloß stumpfsinnig dem vorgeschriebenen Weg nachgeht, sondern bald einen geologischen Aufschluß, bald einen Pflanzenstandort, bald einen Ringwall oder eine Grabhügelgruppe, bald einen besonders hübschen Ausblick oder auch das Kirchlein eines entlegenen Albdorfs aufsucht, um nachher wieder ins Wegnetz einzubiegen, steht angesichts einer solchen Zeichensprache mangels eines Schlüssels oft ratlos da, und man begrüßt es mit größtem Dank, wenn zwischen den stummen möglichst oft sprechende Bezeichnungen oder noch besser richtige Wegzeiger eingeschaltet sind.

Zuletzt ist man dazu übergegangen, auch Fernwege, mehrtägige Wanderstrecken, mit einheitlicher und besonders auffallender Bezeichnung zu versehen, um sie damit dem Touristen in erster Linie zu empfehlen. Mit den „Höhenwegen“ hat es angefangen. Das Urbild war wohl der aussichtsreiche Rennweg auf dem Kamm des Thüringer Waldes. Dann kamen die berühmten Höhenwegbauten in den Allgäuer Alpen, die Höhenwege

Digitized by Google

des Schwarzwalds (Pforzheim—Basel, Pforzheim—Waldshut), des Wasgenwalds und anderer Mittelgebirge. Damit hat sich der Sinn der Wegbezeichnung noch einmal völlig geändert: das Ziel ist jetzt Nebensache, der Weg ist zum Selbstzweck geworden; an Stelle der Führerrolle nach einem bestimmten Nahziel übernimmt die Wegbezeichnung plötzlich die Rolle des Reiseunternehmers nach Art von Cook oder Stangen und schreibt für eine mehrtägige Reise alle Einzelheiten vor. Dem Reisenden bleibt die Mühe, mit Hilfe von Kartenstudium und Reisehandbuch sich selber einen Reiseplan zu entwerfen, erspart; er braucht sich nur dem Plan, den Erfahrenere für ihn mit besonderer Umsicht zusammengestellt haben, unbesehen zu unterwerfen.

Auf der Alb, wo es an einer Kammlinie fehlt, ist man auf die Randwege verfallen, eine Neckar- und eine Donaulinie. Natürlich ist es nicht möglich, mit diesen beiden Randlinien auch nur die Hauptschönheiten des Vereinsgebiets annähernd zu erfassen; man hat daher noch Nebenlinien abzweigen lassen und unter diesen wieder Nebenlängslinien, Querlinien und Stichlinien unterschieden. Außerdem gibt es noch äußere und innere Zugangslinien, die je wieder in Hauptlinien, Nebenlinien, Querlinien und Stichlinien zerfallen.

Ich will gegen dieses Wegsystem, das mit großer Hingebung und Sachkenntnis ausgearbeitet ist, gar nichts sagen. Ich will nicht den Spöttern das Wort reden, die hier ein kleines pedantisches Töpfchen wippen sehen und meinen, von einem langgefühlten Bedürfnis könne auf der Touristenseite gar keine Rede sein; niemand habe darnach verlangt. Es sei nur der uns Deutschen angeborene Ordnungssinn, das Bedürfnis zu organisieren, zu systematisieren und zu reglementieren, das hier seine Befriedigung gesucht und gefunden habe, und es sei ähnlich wie bei vielen philosophischen Systemen: das System hat seinen Zweck erfüllt, wenn es seinen Urheber befriedigt. Ich weiß, daß das hier nicht zutrifft, daß es tatsächlich nicht wenige Leute gibt, die sich die Mühe des Pläneschmiedens gerne abnehmen lassen, anschlußbedürftige und empfängliche Seelen, denen es inniges Vergnügen macht, die geistige Arbeit, die andere für sie geleistet haben, rein empfangend zu genießen.

Aber eines schickt sich nicht für alle. Es gibt auch Leute, denen mit einem solchen Wegsystem wenig gedient ist.

Da sind die armen Schlucker, denen es an Zeit und Geld

Digitized by Google

fehlt, um den Hauptlinien tagelang zu folgen oder gar an ihrem Gängelband die ganze Alb zu umkreisen, die nur über den Sonntag in ein-, höchstens zweitägigen Ausflügen bald diese bald jene Einfallspforte benutzen, um von der Bahn aus kleinere Wanderungen zu unternehmen und so nach und nach die schönsten Punkte der Alb kennen zu lernen.

Da sind die abweichenden Geschmacksrichtungen, die doch auch ihre Daseinsberechtigung haben. Man kann z. B. im Zweifel sein, ob es sich für den, der das Land zum erstenmal bereist und es gründlich kennen lernen will, wirklich empfiehlt, ausschließlich oder auch nur vorwiegend den Randlinien der Alb oder den Höhenwegen des Schwarzwalds nachzugehen, ob das nicht zu eintönig und ermüdend wirkt, ob man nicht besser tut, im Schwarzwald rüstig bergauf und bergab zu steigen und von der Alb dazwischenhinein Abstecher etwa nach Gmünd oder Reutlingen, Tübingen, Rottenburg, Haigerloch, Horb, Rottweil, vom Südrand aus nach dem Hegau zu unternehmen, einzelne minder ergiebige Strecken zu überschlagen, und mit der Bahn zurückzulegen. Unsere angesehensten Reisehandbücher, denen es weder an Erfahrung noch an Urteil fehlt, empfehlen die Hauptlinien des Albvereins wie die Höhenwege des Schwarzwalds entweder gar nicht oder nur bedingt.

Es gibt ferner unbändige und freiheitliebende Naturen, denen es einfach widerstrebt, sich am Gängelband führen zu lassen, die nicht um die Welt eine Cookreise oder eine Massenrundfahrt durch eine Großstadt mitmachen würden, denen gerade das eigene Ausarbeiten eines Reiseplans einen besonders geschätzten Vorgenuß bereitet, die bei dieser Gelegenheit aus Büchern und Karten alles mögliche lernen und sich einen Überblick verschaffen, wie er dem blindlings den Wegbezeichnungen Nachtappenden nimmermehr zuteil wird. Es gibt selbständige Menschen, die nicht immer bloß ausgetretene Pfade wandeln wollen, denen es Spaß macht, immer neue Wege zu suchen, und neue und feine, der großen Masse verborgene Schönheiten zu entdecken.

Es gibt auch Männer der Wissenschaft, die besondere Zwecke verfolgen und dabei manche Punkte aufsuchen müssen, die nicht an den bezeichneten Wegen liegen.

Es gibt endlich Bedauernswerte — zu denen gehört auch der Verfasser — deren Geisteskräfte einfach nicht ausreichen,

Digitized by Google

ſich die Unterſcheidung von Längs-, Quer-, Haupt-, Neben-, Stich- und Zugangslinien, nebſt allen zugehörigen Dreiecken, Rauten, Winkeln, Kreiſen, Kreuzen und Reemtsma-Zeichen in roter, blauer und gelber Farbe einzuprägen oder auch nur zu begreifen, welchen Zweck alle dieſe Unterſcheidungen haben ſollen.

Ich fürchte faſt, die weit überwiegende Mehrzahl der Albvereinsmitglieder gehört irgend einer dieſer minder geeigneten Menſchenklaſſen an und iſt daher außerſtande, die Vorteile des ſo kunſtvoll entworfenen Wegſyſtems wirklich auszukoſten. Dieſe Wohltat kann nur dem zuteil werden, der brav und folgſam von Anfang an die vorſchriftsmäßigen Linien einſchlägt. Wer aber einmal freiwillig oder unfreiwillig vom Tugendpfade abweicht, der iſt dem ſtummen Zeichenſyſtem gegenüber verloren und verkauft. Man begegnet ja wohl über kurz oder lang wieder irgend einem ſolchen Geheimzeichen, aber man ſteht dann davor, gut ſchwäbiſch geredet, wie die Kuh vor dem Scheuerntor, und holt ſein Albvereinsliederbuch hervor: „Ich weiß nicht, was ſoll es bedeuten.“ Folgt man der zufällig gefundenen Wegbezeichnung vermutungsweiſe, ſo iſt es ein Lotterieſpiel. Denn der Tugendpfad führt nicht jedesmal gerade zum gewünſchten Ziele, auch im Leben nicht; ſonſt wären die Leute viel tugendhafter. Auch die vielbegehrte, aber etwas unhandliche Wegkarte, falls man ſie zufällig bei ſich hat, hilft da nur ſelten; ſie zeigt ſich überhaupt im Gebrauch nicht halb ſo praktiſch wie ſie ausſieht. Das iſt wenigſtens meine oft und viel gemachte Erfahrung. Ganz übel ſind auch die Wegtafeln, die nur die weit entfernten Anfangs- oder Endpunkte nennen: „Höhenweg Pforzheim—Waldshut“ oder in der Fränkiſchen Alb „Gräfenberg—Hollfeld“, ohne daß der Fremde erfährt, welche nächſten Punkte der Fernweg berührt, als ob der Weg nur für die gemacht wäre, die ausgerechnet nach Waldshut oder nach Hollfeld wollen. Wie froh iſt man dagegen an einem anſpruchsloſen Wegzeiger vom alten Schlag!

Aber das iſt nun gerade der Jammer: über dem Ausbau des Wegſyſtems mit ſeinen Hieroglyphen wird die Pflege der ſprechenden Wegweiſer allzuleicht vernachläſſigt; es kommt vor, daß abgängige Wegzeiger, die z. B. auf der Karte 1:25000 noch eingetragen ſind, nicht wieder erſetzt werden, weil man ſie neben der ſtummen Wegbezeichnung für überflüſſig hält.

Digitized by Google

Gerade im Albgebiet ist es damit erfreulicherweise noch gut bestellt; anderwärts ist es viel schlimmer.

Dazu kommt noch ein Weiteres. Wie jeder Vielgewanderte weiß, ist eine lückenhafte Wegbezeichnung schlimmer als gar keine. Wo keine ist, da hält man sich von Anfang an an die Karte und findet sich zurecht. Ist aber einmal eine Wegbezeichnung da, so verläßt man sich unwillkürlich auf sie, steckt die Karte in die Tasche und steht nun plötzlich ratlos. Die reine Bauernfängerei ist es vollends, wenn es in der Nähe der Ortschaften von Zeichen wimmelt, so daß man wunder meint wie genau die Wegbezeichnung durchgeführt sei, und in der Einsamkeit, wo man niemand fragen kann, da versagt sie völlig. Ich habe den Eindruck, als ob es der bezeichneten Wege auch im Albgebiet fast schon zuviel wären, nicht für den Wanderer, wohl aber für die Kräfte, die zu deren Erhaltung zur Verfügung stehen. Nichts Anregenderes und Dankbareres als eine neue Wegbezeichnung zu schaffen! Aber sie ständig auf dem Laufenden zu halten ist viel wichtiger und fordert viel mehr Entsagung und Aufopferungsfähigkeit. Einzelne Zeichen verwittern; Bäume, an denen sie angebracht waren, werden gefällt. Auch mutwillige Zerstörung ist nicht selten. Da hilft es nicht, über „Bubenhände" zu zetern; man muß die Menschen nehmen, wie sie sind, und die fehlenden Zeichen in aller Geduld wieder ersetzen. Daß das in der Kriegs- und Nachkriegszeit nicht immer geschehen ist, darüber wundert sich niemand; überall begegnet man in unseren Mittelgebirgen den Trümmern verblichener Wegbezeichnungen. Aber es blieb auch schon in Friedenszeiten manches zu wünschen.

Und nun, lieber Freund und Albvereinsvorstand, solltest du etwa selber schon ähnliche ketzerische Gedanken gehabt haben, so wisse, daß es dir nicht an Gesinnungsgenossen fehlt, und überlege dir einmal meinen gewiß nicht grundstürzenden Vorschlag: Man lasse das bestehende Wegsystem, wie es ist, allen denen zu lieb, die es nun einmal ins Herz geschlossen haben; aber man baue es nicht weiter aus, und lenke den erfreulicherweise vorhandenen Tatendrang lieber auf die sorgfältige Erhaltung des Bestehenden. Und vor allem nicht noch mehr Wegbezeichnungen in ägyptischer Hieroglyphenschrift für die wenigen Auserwählten, sondern rechtschaffene Wegzeiger, die deutsch mit einem reden und jedermann von Nutzen sind!

Digitized by Google

Das Textpapier stammt von der Papierfabrik zum Bruderhaus in Dettingen bei Urach.

Das Papier für die Tafeln wurde von der Papierfabrik Scheufelen
in Oberlenningen/Teck geliefert.

Digitized by Google

Inhalt

Seite

An Eugen Nägele. Von Peter Goeßler 5

I.

Über das württembergische Volk. Von August Lämmle 9
Die württembergische Landschaft. Von Hans Schwenkel 23
Württembergische Fossilfunde. Von Fritz Berckhemer 42
Vom Werden und Wesen unserer früheſten Kultur. Von Peter Goeßler .. 58
Württembergische Kirchen des Mittelalters. Von Ernst R. Fiechter 76
Burgen und Schlösser in Württemberg. Von Richard Schmidt 86
Die Entstehung des württembergischen Staatswesens. Von Karl Weller. 99
Die Entstehung der württembergischen Städte. Von Viktor Ernst 121
Württembergs Politik seit dem Untergang des alten Reichs. Von Herman Hefele 138

II.

Die Eigenart vorgeschichtlicher Wege. Von Friedrich Hertlein 163
Das Kastell Lautlingen. Ein Beitrag zur Geschichte der Besetzung Württembergs durch die Römer. Von Gerhard Bersu 177
Die römischen Säulen in der Remigiuskirche bei Nagold. Von Felix Schuster 202
Neues zur römischen Wasserleitung von Rottenburg. Von Oscar Paret .. 206
Zum Ortsnamen Murrhardt. Von Karl Bohnenberger 212
Michel Buck. Von Max Schermann 223
Weinbau und Landschaft. Von Eugen Gradmann 233
Der Wegzeiger. Von Robert Gradmann 243

Digitized by Google

Verzeichnis der Bilder

Bildnis von Eugen Nägele ..... Titelbild

Seite

Abb. 1 Mädchen aus dem Steinlachtal 18
Abb. 2 Schwarzwaldlandschaft des Buntsandsteins bei Zavelstein 24
Abb. 3 Gäulandschaft mit Muschelkalktal und Lettenkohlenebene 24
Abb. 4 Albhochfläche des Heubergs 36
Abb. 5 Oberes Filstal mit bezeichnenden Felsen 36
Abb. 6 Oberschwäbische Moränenlandschaft 40
Abb. 7 Alpirsbach, Inneres der Klosterkirche gegen Westen 76
Abb. 8 Faurndau, Pfarrkirche von Nordosten 78
Abb. 9 Eßlingen, St. Paulskirche. Inneres gegen Osten 80
Abb. 10 Gmünd, Heiligkreuzkirche. Inneres gegen den Chor 82
Abb. 11 Blaubeuren, Chor der Klosterkirche 84
Abb. 12 Burg Lichtenberg ob dem Bottwartal 90
Abb. 13 Schloß Langenburg 92
Abb. 14 Schloß Ludwigsburg 94
Abb. 15 Schloß Solitude 96
Abb. 16 Lage des römischen Kastells östlich von Lautlingen 188
Abb. 17 Umgebung des Kastells Lautlingen (Meßtischblatt) 189
Abb. 18 Lageplan des Kastells Lautlingen 191
Abb. 19 Grabenprofile des Kastells Lautlingen 194
Abb. 20 Tonscherben in vorgeschichtlicher Technik aus Lautlingen 198
Abb. 21 Profile von Tongefäßrändern aus Lautlingen 199
Abb. 22 Senkel mit Eigentümerinschrift aus Lautlingen 200
Abb. 23 Remigiuskirche bei Nagold mit römischen Überresten 202
Abb. 24 Römische Säulen am Triumphbogen der Remigiuskirche bei Nagold 202
Abb. 25 Vergleichende Zusammenstellung römischer Säulen von Nagold, Rottenburg a. N., Stammheim 204
Abb. 26 Römische Säulen, aufgestellt bei Altstadt-Rottenburg a. N. ... 204
Abb. 27 Längenprofil der römischen Wasserleitung von Rottenburg a. N. 208/9
Abb. 28 Bussenlandschaft (nach einer Radierung von Prof. Gottfried Graf) 222

Digitized by Google

Digitized by Google

VERSITY OF MICHIGAN

Digitized by Google

Digitized by Google